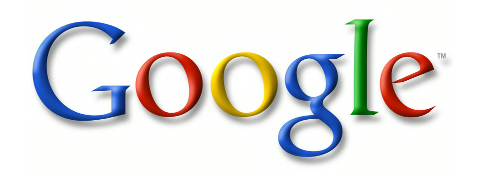




ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.



Die ganze Hand.

Von

Hans Hopfen.



meine ... bibliothek.

Alle 14 Tage erscheint ein Band.

Preis jeden Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)



Ueber **„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek“** schreibt das „Prager Tagblatt“:

Die Engelhornsche Bibliothek hat sich seit den fünfzehn Jahren ihres Bestandes beim deutschen Lesepublikum in erfolgreichster Weise Eingang zu verschaffen gewusst, und es gibt heute kaum ein Haus, in dem nicht auch die bekannten roten Bändchen zu finden wären. Die Billigkeit im Vereine mit der tadellosen Ausstattung und der sorgfältigen, aber doch nicht engherzigen Auswahl des Gebotenen lassen diesen grossen Erfolg begreiflich erscheinen — und zugleich erfreulich. Denn durch das Engelhornsche Unternehmen ist der Verbreitung jener minderwertigen und schädlichen Litteratur, die sich leider so vielfach in Haus und Familie des deutschen Mittelstandes eingenistet hatte, wirksam entgegengetreten worden. An Stelle jener seichten, abgeschmackten und den Geschmack verderbenden Lektüre gute geistige Kost gesetzt und für solche in weiten Volkskreisen das Bedürfnis geweckt zu haben, ist ein grosses Verdienst der Engelhornschen Romanbibliothek. Ein weiteres Verdienst ist, dass diese — wie bereits erwähnt — ihren Lesern auch die besten fremdländischen Autoren in vortrefflichen Uebersetzungen zugänglich macht. Ausser zahlreichen Werken englischer, amerikanischer und französischer Autoren finden wir in den bisherigen Jahrgängen auch die italienische, polnische, russische, skandinavische, spanische und ungarische Romanlitteratur durch hervorragende Werke vertreten.

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, dass das Engelhornsche Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke“ zu den vielen alten Freunden gewiss noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pfennig** für den broschierten und **75 Pfennig** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3.	Conway, Aus Nacht zum Licht.
4.	Praed, Zéro.
5. 6.	Gréville, Wassililissa.
7.	Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9.	Ohnet, Gräfin Sarah.
10.	Braddon, Unter der roten Fahne.
11.	Halévy, Abbé Constantin.
12.	Verga, Ihr Gatte.
13. 14.	Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15.	Theuriet, Gérards Heirat.
16.	Gréville, Dosia.
17.	Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19.	Norris, Eheglück.
20.	Kielland, Schiffer Worse.
21.	Colombi, Ein Ideal.
22.	Conway, Dunkle Tage.
23.	Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24.	Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26.	Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Steinbruch.
3.	Lindau, Helene Jung.
4.	Bret Harte, Maruja.
5.	Die Sozialisten.
6.	Halévy, Criquette.
7.	Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8.	Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10.	Farjeon, Zu fein gesponnen.
11.	Kielland, Gift.
12.	— Fortuna.
13. 14.	Ohnet, Lise Fleuron.
15.	Farina, Aus des Meeres Schaum.
16.	Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18.	Croker, Die hübsche Miß Neville.
19.	Feuillet, Die Verstorbene.
20.	Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22.	Alexander, Ihr ärgster Feind.
23.	v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24.	Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26.	Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Remin, Die Versaillerin.
3.	Braddon, In Acht und Bann.
4.	Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6.	Malot, Lieutenant Bonnet.
7.	About, Pariser Ehen.
8.	Marrat, Hanna Warners Herz.
9. 10.	Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11.	Gréville, Savelis Büßung.
12. 13.	Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14.	Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16.	Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17.	Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18.	Reade, Ein einfach Herz.
19. 20.	Malot, Baccarat.
21.	Norris, Mein Freund Jim.
22.	Sienkiewicz, Hanna.
23.	de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25.	Conway, Lebend oder tot.
26.	de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Haggard, Eine neue Judith.
3.	Ohnet, Schwarz und Rosig.
4.	Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6.	Remin, Jahre des Gärens.
7.	Lafontaine, Gute Kameraden.
8.	Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10.	Malot, Zita.
11.	Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12.	Voß, Kinder des Südens.
13. 14.	Fogazzaro, Daniele Cortis.
15.	Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17.	Ohnet, Sie will.
18.	v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19.	Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22.	Daudet, Der Nabob.
23.	Burnett, Der kleine Lord.
24.	Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26.	Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Sechster Jahrgang.

Siebenter Jahrgang.

Achter Jahrgang.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Sechzehnter Jahrgang. Band 17.

Die ganze Hand.

Roman

von

Hans Hopfen.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1900.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Sie sah nachdenklich mit einem wunderlichen Zug um die feingeschwungenen Lippen vor sich hin, sah wie weit hinaus, wo ein Bild ihrer Phantasie, das nur sie, und von dem sie wußte, daß nur sie es im Gewimmel dieser überlauten Gesellschaft wahrnahm, sie lächeln machte, ein stilles, verschwiegenes Lächeln, aus bewußtem Glück und harmlosem Spott gemischt, ein eigentümliches Lächeln, das so reizend war und doch den jungen Mann vor ihr in Verzweiflung brachte.

Er glaubte eindringlich gesprochen zu haben und wartete auf Antwort. Um seine Ungeduld nicht merken zu lassen, faßte er eine Figur im Teppichmuster mit gedankenloser Spannung ins Auge und strich mit dem Rand seines zusammengeklappten Hutes langsam auf seinem Knie hin und her. Wachsender Verdruß und schwindende Zuversicht schienen seine Züge zu verlängern. Seine Lippen verkrochen sich unter die sacht nagenden Zähne.

Wieder hob er den Blick zu ihr. Sie schwieg noch immer und lächelte geistesabwesend vor sich hin.

Mit nervösem Mittelfinger gab er seinem aufwärts dressierten blonden Schnurrbärtchen einen kurzen Ruck nach rechts und einen kürzeren nach links . . . beinahe hätte er mit der Fußspitze den Boden geklopft. Bescheidenheit und Geduld in allen Ehren, aber das Schweigen dauerte ihm denn doch zu lange. . . . Steh auf und laß sie sitzen, rief es in ihm, aber sie hatte ihm nie besser gefallen, als eben jetzt. Es war so viel gute Rasse in diesem vornehmen Gesichtchen und in der ungezwungenen Haltung ihres schlanken Körpers.



Saß sie nicht da wie das Schloßfräulein, das eben seinen Falken vom Finger gestoßen hat, ihm zuguckt, wie er im leidenschaftlichen Zickzack siegreich seiner Jagdgier fröhnt und nun alsbald gehorsam wieder zurückkehren wird, um wie gewöhnlich verkappt zu werden? Mochten Ritter und Gefolge hinter ihr toben nach Belieben, was kümmerte sie sich darum.

Nun, sehr eilig schien es der Falke ihres Gedankens mit der Umkehr eben nicht zu haben. Sie schwieg immerzu. Der mit dem Schnurrbärtchen seufzte. Er bohrte seine Blicke in sie, als wollt' er ihr durch Mieder und Haut ins Herz schauen. Er hielt's nicht länger aus, räusperte sich und sagte dann heiser und leise: „Fräulein von Wesselbrunn, was meinen Sie zu meinem Vorschlag?"

„Zu welchem Vorschlag?" fragte sie, wie aus einem Traum geschreckt, aber sie legte nun ihre graublauen Augen mit voller Freundlichkeit in sein verdutztes Gesicht.

Trotzdem fühlte er ihre Frage wie einen Schlag. „Ist das Mutwillen oder Bosheit, gnädiges Fräulein?"

„Keins von beiden," antwortete sie gutmütig und langsam.

„Den ernstgemeinten Antrag eines redlichen Mannes überhört man doch nicht wie eine Drehorgel, die einen beim Arbeiten stören will."

„Ich überhörte ihn auch nicht," versetzte sie mit gleicher Ruhe, wenn auch etwas ernsthafter.

„Nun, und verdient er keine Antwort?"

Die lächelnden Mundwinkel verzogen sich ein wenig, aber nur für einen Augenblick. Sie beugte langsam widerstrebend den vollen Oberkörper vor, einer Blume vergleichbar, die nicht vom Stengel fallen will, so fest der Wind gegen sie anbläst. Sie suchte sichtlich nach einem Worte, das nicht verletzen und sie doch unwillkommenen Andringens entledigen sollte.

Dem werbenden Manne wuchs mit der Ungeduld der Zorn. Hörbar ging sein kurzer Atem aus den runden Nasenflügeln. Er sah nicht anders aus, als wollt' er sich mitten in dieser lustigen Gesellschaft auf sie stürzen und sie mißhandeln. Unwillkürlich hob sie die Hand in die Luft

und ließ sie wie zur Abwehr bereit stehen zwischen ihr und ihm. Grell stach ihr blühweißer Handschuh von seinem kohlschwarzen Frack ab, während sie mit sanfter Stimme sprach: „Lieber Freund, warum quälen Sie mich? Wenn ich Ihre Worte nicht unbescheiden auslege, so bieten Sie mir nicht mehr und nicht weniger an, als: ich soll Sie heiraten. Ich will aber nicht heiraten.“

„Mich nicht!“ kam es erbittert zurück.

„Ueberhaupt nicht! Ich will bleiben, was ich bin: ledig, die Tochter meines Vaters, die Stütze seines Alters. . . .“

Die Worte, die ihr eben noch so leicht vom Munde geflossen waren, tröpfelten jetzt langsam und unentschlossen. So machten sie auch auf den Hörer nicht den gewollten Eindruck, und er ließ ihr nicht Zeit, sich auf Ausflüchte zu besinnen. „Versuchen Sie's, mit solchen Reden andre zu täuschen, nicht mich,“ sprach er sehr leise, denn ab und zu streiften Neugierige bedenklich nahe den Sitz der beiden, die in ihrem langen Gespräch wachsendes Aufsehen erregten. „Ich habe allen Respekt vor dem würdigen Herrn Geheimrat, unter dem ich meine Bureaukratenlaufbahn begonnen habe, ich bin ihm aus mehr als einem Grunde zu Danke verpflichtet, aber das kann mich nicht über die traurigen Verhältnisse täuschen, in denen sich der zu früh pensionierte Herr leider Gottes zur Zeit befindet. . . . Mucken Sie nicht auf, mein gnädiges Fräulein, niemand ist von der Absicht, Sie zu kränken, weiter entfernt, als ich; aber Ihres Vaters Verhältnisse, also auch die Ihrigen, sind traurig. Ich weiß es, denn ich habe mich in der redlichen Absicht, die ich Ihnen vorhin auszudrücken gewagt habe, genau um diese Verhältnisse erkundigt, erkundigen müssen. Der alte Herr hat vor Jahren das zweifelhafte Glück gehabt, ein bescheidenes Erbteil in kleinen klugen Börsenspekulationen zu verdreifachen, vielleicht zu vervierfachen. Die Folge war, daß er, der einmal Blut geleckt hatte, sich in größeres und dreisteres Spiel einließ und alles dabei zusetzte, was er besaß, Gewinn und Einsatz und noch etwas mehr dazu . . . Nicht nein sagen! Es ist so. . . . Seine Pension reicht kaum hin, das Abkommen mit seinen Gläubigern zu befriedigen,

und seinen Lebensunterhalt bestreiten Sie, mein gnädiges Fräulein, mit Ihrer weißen Hände mühsamer Arbeit."

Er blickte seitab in den Knäuel der Gäste, die sich jetzt im Tanze drehten, und atmete hastig, wie einer, der zu weit gelaufen ist. Das Fräulein sah ihn scharf an und sagte nur: „Hab' ich mich, hat sich mein Vater jemals über unsern Zustand beklagt?"

Er zuckte stumm die Achseln.

Und sie fuhr fort: „Nun denn, glauben Sie, daß es einem Vergnügen macht, in einem fremden Salon, den man vielleicht besucht, um manches, was einen daheim bedrückt, zu vergessen, genau das alles haarklein dargelegt zu hören?"

Es mocht' ihm selbst leid thun, dennoch preßte er die drängende Mahnung durch die Lippen: „Denken Sie doch an die Zukunft! Was soll werden, wenn . . .?"

Sie ließ ihn nicht vollenden. Sie war aufgestanden und sah über seine Schulter weg in die Menge mit demselben weitausschauenden Blick innerlicher Freude wie vorhin, dabei rief sie: „Denken Sie statt an die Zukunft doch lieber an die Gegenwart! Wir fallen auf mit unserm allzu ernsthaften Zwiegespräch. Man beobachtet uns. Das paßt mir nicht."

Auch er war aufgesprungen und musterte die Zunächststehenden mit herausforderndem Blick.

Sie lächelte ihm begütigend zu und den Zeigefinger gegen die Portiere des Tanzsalons hebend, sprach sie: „Sie tanzen schon wieder . . . tanzen noch, während draußen schon das Unterholz zu grünen beginnt. Thut nichts. Tanzen ist immer schön, wenn man's kann. Sie können's gut, Assessor. Wollen wir einmal herumwalzen?"

Der Gefragte, verzweifelnd und doch auch geschmeichelt, verneigte sich und bot ihr den Arm mit dem Ausruf: „Wer aus Ihnen klug würde, Sirene, Circe, Helena!"

„Das alles soll ich sein?" Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Ich bin das einfachste Wesen von der Welt und Sie thun mir mit diesen Vergleichen zu viel Ehre an."

„Nein," antwortete er barsch, während er sie gegen den Tanzsaal führte. „Sie einfach? Sie haben mehr als doppelten Boden."

„Ach?" und sie kicherte hell auf.

„Jawohl. Auch Ihre Weigerung kann nicht ohne Grund sein. Sie haben ein Geheimnis.“

Sie blieb, wie von solch kühner Phantasie betroffen, mitten im Zimmer stehen und warf lachend das Haupt ins Genick. Ihr feines Profil mit dem spitzen Näschen und den halboffenen Lippen, dadurch kleine weiße Zähne schimmerten, däuchte ihn entzückender als ihre Worte: „Was seid ihr Männer doch für eitle Narren! Wenn man nicht vom Fleck weg heiraten mag, so genügt euch die einfachste Erklärung durchaus nicht, es **muß** ein Geheimnis dahinter stecken.“

„Steckt auch!“ schnaubte der Assessor und blickte grimmig um sich, als wollt' er mit sämtlichen schwarzen Fräcken in der Runde herum anbinden. Plötzlich preßte er ihre Hand, die auf seinem Arm lag, an sich und fragte: „Wer ist der Mensch dort drüben?“

„Wo drüben? Und was für ein Mensch?“ entgegnete sie mit Gelassenheit, die Schwelle zwischen beiden Zimmern überschreitend.

„Der blasse glattrasierte Wichtigthuer dort neben dem bekannten Reichstagsabgeordneten, dem konservativen Landrat Wendewalt ... nein, nicht hier, dort hinter dem Klavier, der sich jetzt gegen die Gummibäume dreht. Sieht aus, halb Schauspieler, halb Predigtamtskandidat, und sticht einen ordentlich mit seinen frechen schwarzen Augen, derweilen er mit gefallsüchtiger Hand über die borstenartig gestutzten schwarzen Haare streicht.“

„Teurer Assessor,“ sagte sie, in ihre kurze Schleppe fassend, „wer kann alle die neugebackenen Berühmtheiten kennen, mit denen unsre gute Seckenstedt ihre Salons zu überfüllen trachtet. Ich bin zu kurzsichtig, um meinen besten Freund auf drei Meter Entfernung wahrzunehmen, und wenn Sie so auffallend zwischen beiden Salons stehen bleiben, kann ich mich unmöglich umkehren und mein Lorgnon ziehen, denn ihr Männer seid, wie schon gesagt, erzeitle Geschöpfe und bildet euch sofort ein, wenn man einem von euch gerade ins Gesicht sieht, darf er uns gleich einen Heiratsantrag machen. Ich hab' aber für heut an einem genug. Wollen Sie nun walzen oder nicht?“

Und ihr Lachen klang wie Turteltaubengirren.

„Ob ich will!“ rief der Assessor, mit hohem Augenaufschlag, und sie flogen dahin im Dreivierteltakt.

Drüben hinter dem Klavier bei den Gummibäumen sah ihnen niemand nach. Ein schmächtiger sehniger junger Mann, keineswegs nach der neuesten Mode gekleidet, dessen blasses Gesicht allerdings an einen jener Stände mahnte, die sich berufsmäßig tagtäglich ein- bis zweimal zu rasieren verpflichtet sind, kehrte dem Ballsaal den Rücken. Er legte die flache Hand erst auf die Stirn, dann über die Augen, wie einer, der trotz bewußten Unbehagens länger, als ihm lieb ist, in gleichgiltiger Gesellschaft aushalten muß. Später fing er an, Hand und Kopf im Takte des Walzers sachte zu bewegen, wie ein richtiger Melomane. Dann trat wieder Landrat Wendewalt zu ihm und verwickelte ihn in ein Gespräch, das anscheinend recht lebendig wurde, und dabei der jüngere Mann dem älteren, dem gewiegten Parlamentarier und kundigen Freunde des Landwirtschaftsministers, mit ausgesuchter Artigkeit in Haltung und Bewegung begegnete, offenbar auch mit Verstand und Witz, denn der ältere Mann bog sich manchmal vor Lachen. Dann schüttelte dieser ihm die Hand und der Jüngere verneigte sich mehrmals, worauf er sich, als wäre der Zweck seines Hierseins mit diesem Zwiegespräch erfüllt, unauffällig durch die Gäste am Büffett drückte und bald verschwand.

Der Walzer und Quadrillen waren derweilen mehrere dahingerauscht, und Fräulein von Wesselbrunn verschnaufte sich mehr liegend als sitzend in einem der tiefen englischen Fauteuils, den Fächer hastig vor dem beschleunigt atmenden Munde bewegend. Man sah's der anmutig hingegossenen Gestalt an, daß sie ihre Tänzer oder auch die Tänzer sie nicht geschont hatten.

Mancher dieser Herren hielt sich mit Vergnügen für verpflichtet, auch noch der Ausruhenden einige Komplimente zu sagen, der eine über dies, der andere über das, ein jeder aber über ihren Fächer. Der war auch nicht bloß der handliche Gebrauchsgegenstand, welcher zur Vervollständigung einer Balltoilette unentbehrlich ist, man durfte ihn beinahe ein kleines Kunstwerk nennen.

Jedenfalls gestatteten sich die galanten Herren, dies mit mehr oder weniger Uebertreibung zu behaupten, und Fräulein von Wesselbrunn hörte eines jeden Lob ohne Widerspruch lächelnd an.

In ihren Augen hatte der Fächer den einen Fehler, daß das pomphafte Instrumentchen gegen ihren sonstigen Ballstaat, der an Einfachheit kaum etwas zu wünschen übrig ließ, auffallend abstach. Aber er hatte in ihren Augen auch wieder den Wert, daß er die Wirkung der billigen Fähnchen hob.

Das Gestell war von Elfenbein, worauf sich goldene Renaissancearabesken abhoben; über die Falten war in der Mitte das Brustbild der Simonetta Vespucci, der Geliebten Giulianos dei Medici, nach dem Gemälde Botticellis im Berliner Museum, auf düsterem Wolkengrunde medaillonartig angebracht; durch den Wolkenrahmen schlangen sich über den ganzen Fächer hin dralle Amoretten in den verwegensten Kapriolen, bald in ganzen Figürchen, bald nur in pausbackigen Gesichtern und Aermchen sichtbar.

Ihre eigenen Blicke verweilten, trotz etlicher eingestandener Zeichenfehler, mit ehrlichem Wohlwollen auf dem in ihren Händen entfalteten Dreieck, das jeglicher Kenner mit Lobsprüchen bedachte. Und das war nicht zum Verwundern, denn es war das Werk derselben schönen Hände, die es eben Wind machen ließen.

Sonst sagten ihr die Herren nicht viel Neues, und die vereinten Bitten, mit dem einen oder andern noch einmal zu tanzen, lehnte sie mit aller Entschiedenheit ab. Sie sei zu sehr erhitzt und müsse sich abkühlen, ehe sie sich auf den Heimweg begebe. Und dazu sei's hohe Zeit, denn sie dürfe Papan, der nicht ganz auf dem Posten sei, nicht die halbe Nacht allein lassen.

„Das ist sehr schön von Ihnen, mein gnädiges Fräulein," sagte eine tiefe Stimme hinter ihr, bei deren markigem Klang die eifrigen Herren Front machten. Es war die Stimme Wendewalts, der vor den ehrerbietig grüßenden jüngeren Leuten freundlich das Haupt neigte, ohne weitere Umstände den nächsten Stuhl neben den Fauteuil der sich Abkühlenden rückte und, ihr die Hand reichend, sich behaglich

niederließ, während die andern nach dieser Aktion jede Hoffnung, daß die gefeierte Schöne alsbald zum Tanz antreten werde, aufgaben und sich zurückzogen.

„Das ist sehr schön von Ihnen, mein gnädiges Fräulein, auch in diesem Gewühl von Courmachern und Tänzern ihres braven alten Herrn zu gedenken, der allein daheim Trübsal bläst. Je mehr in unsern von allerhand Blitz- und Bogenlicht erhellten Tagen alles, was wir Armen im Geiste noch Pietät, Kindespflicht, Dankbarkeit nennen, auf den Trödel geworfen wird, desto kostbarer schimmert es mir als ein echtes Seelenjuwel entgegen, wenn ich dergleichen noch bei einem Menschen jüngerer Generation entdecke. Sie waren immer ein gutes Kind, ein liebevolles dankbeflissenes Töchterchen, schon zu der Zeit, als Ihre vortreffliche Mutter noch lebte, und ich freue mich, daß Sie unter dem Einfluß der Modernsten nicht umgesattelt haben. Na, was macht er denn, mein braver Geheimrat, und wie geht's mit seiner Gesundheit?"

Die Angeredete berichtete ausführlich und Wendewalt hörte aufmerksam zu. Er war schon durch seine parlamentarische Thätigkeit gewohnt, viel und fließend zu sprechen, und liebte es auch im gewöhnlichen Verkehr wählerisch das Wort zu führen, auf den Wohlklang seiner eigenen Stimme achtend, wenn er auch, vielleicht gerade deshalb, seine Redseligkeit manchmal, wie auch jetzt, entschuldigte.

„Lassen Sie mich ein wenig bei Ihnen ausruhen. Ich habe mich eben bemüht, einen Mohren weiß zu waschen. Fruchtloses Bemühen selbstverständlich. ... Aber Sie müssen ihn doch auch kennen. Hat Immanuel Winkler ... ich meine den Sohn unsers alten Professors Winkler, des Nationalökonomen, vor Zeiten nicht auch in Ihrer Eltern Hause verkehrt? Mir ist doch so. Haben Sie ihn nicht eben hier gesehen?"

„Ist der auch hier?" entgegnete das Fräulein ruhig und achtlos.

„Er war es wenigstens noch vor einer halben Stunde. Hat er nicht mit Ihnen getanzt?"

Sie lachte kurzen Tons. „Ich weiß gar nicht mehr, wie der aussieht. Wir sind uns seit Jahren nicht in Gesellschaft begegnet."

„Nicht? Nun, damals schient ihr mir doch recht befreundet?“

„Mag wohl so gewesen sein, Anno dazumal. Aber wie lang ist das her und was hat sich nicht alles seitdem ereignet in unsrer raschlebigen Zeit!“

„Da haben Sie recht. Und teilweise deswegen redete ich dem begabten Menschen auch ins Gewissen. Ist es nicht jammerschade, daß er so dahinlottert und in solcher Gesellschaft! Seine beiden Eltern müßten sich im Grab umdrehen vor Kummer, wenn sie darum wüßten, obschon sie selbst nicht ohne Schuld an solcher Entwickelung sind. Sie guckten immer in den Bengel hinein wie in einen Goldtopf und schworen darauf alle beide, daß ihnen Gott ein zukunftsicheres Genie in die Wiege gelegt hätte. Was Wunder, daß er dann, als sie die vier Augen zumachten, frühreif und eingebildet, ohne sein Examen zu machen, von der Universität lief und sich auf eigene Faust, sozusagen ohne Zwang, frei entwickelte. Hat's auch weit gebracht, vom wandernden Schmierenschauspieler bis zum Sitzredakteur eines sozialdemokratischen Blattes. . . . Was aber weiter?“

„Je nun,“ warf das Fräulein spöttisch ein, „vielleicht bringt er's noch einmal zum Reichstagsabgeordneten, und wir lesen in einem und demselben Berichte, wie der konservative Geheimrat — oder vielleicht gar schon Minister — Wendewalt von dem Führer der Sozialisten Winkler angegriffen und dieser dabei zur Ordnung gerufen wurde. . . .“ Und sie warf lachend das Kinn tief auf die Brust.

Der andere lachte mit, doch bemerkte er: „So weit sind wir leider noch lange nicht. Und Herr Winkler scheint sich zudem auf der untersten Stufe seiner sozialpolitischen Laufbahn baß zu behagen.“

„Man hat doch viel von ihm gesprochen in jüngster Zeit. Nicht?“ fragte sie so nebenher, ein verirrtes Seidenfädchen von ihrem langen Handschuh blasend.

Wendewalt zuckte die Achseln. „Viel? Acht Tage lang in der vorigen Woche, wo die kecke aber in der That geistreiche Verteidigung vor seiner Verurteilung etwas Aufsehen gemacht hatte. . . . Allerdings dankt er diesem kurzen Aufsehen auch sein Erscheinen in diesen sonst so wählerischen

Räumen. Aber unsre gute Seckenstedt würde ernstlich erkranken, wenn ein Mann, dessen Name wiederholt gesperrt in der Vossischen Zeitung gestanden hat, nicht beim nächsten jour fixe ihren Gästen serviert werden könnte. Und sie setzt das durch. Sie hat mal die Gesellschaftspuschel. Indessen gesteh' ich, es hat auch mich interessiert, den jungen Mann kennen zu lernen. . . ."

Er unterbrach sich selbst. „Ich sage immer den ‚jungen Mann'. Ich glaube, daß er älter ist, als er aussieht. Wenn ich zurückdenke, vor zehn Jahren war er doch schon mehr als erwachsen . . . Sie müssen's ja nachrechnen können?"

„Vielleicht," antwortete das Fräulein, sich mit einem ausgestreckten Arm aufstützend und geschlossenen Auges die Nase in die Luft hebend. „Als ich achtzehn, war er fünfundzwanzig, glaub' ich mich zu erinnern . . . danach wär' er jetzt . . ."

Sie zauderte und sah ihn lächelnd an.

„Neunundzwanzig?" fragte er höflich.

„Vierunddreißig," antwortete sie, sich in den Stuhl zurücklehnend.

„Wirklich? Sie wären . . .?"

„Siebenundzwanzig gewesen, jawohl," versetzte sie mit einem komischen Seufzer. „Das weiß ich leider unumstößlich genau. Bei Herrn Winkler kann ich mich irren, denn, wie gesagt, seit seinem haarsträubenden Gesinnungswechsel ist ihm unser Haus verschlossen. Sie können sich denken: Papa mit seinen streng konservativen Ueberzeugungen und ein sozialistischer Fanatiker, und wär's zehnmal der Sohn alter Freunde, das gab Krach. Aber es ist lang, lang her, über acht Jahre, ein kleines Decennium, und ich weiß nicht mehr viel davon. Was interessieren Sie sich plötzlich so sehr für diese vorübergehende Erscheinung?"

„Ich interessiere mich für jede Erscheinung, die starkes Talent verrät. Und ein starkes Talent verriet der Mann in jener Gerichtsverhandlung. Es thut mir aber leid, daß er es in solchem Dienst vergeudet, und ich möchte ihn sehr gern auf andre Wege leiten. Ich vermöchte ihm dann auch mit einigem Einfluß zu nützen; aber so lang er in diesen Reihen dient . . ." Wendewalt zuckte die Achseln.

Das Fräulein that desgleichen und sagte dazu: „Was wollen Sie, wenn es seine Ueberzeugung ist?"

„Ach, was Ueberzeugung! Ehrgeiz ist es bei ihm wie bei vielen, wenn nicht bei allen diesen modernen Volkstribunen. Eitel Ehrgeiz, Streberei und dazu der Glaube, daß man von geringwertiger Folie sich um so deutlicher abhebt, auf so dunklem Grunde um so heller leuchtet, und es also leichter und rascher zu Einfluß und Bedeutung bringen kann. Auf dem kürzesten und manchmal auch auf dem bequemsten Wege. Man braucht nichts gelernt und nichts geleistet, kein Gymnasium und keine Universität absolviert, keine langen Jahre dem Staat umsonst gedient zu haben, maulfertige Brutalität und blinde Rücksichtslosigkeit genügen, um sich in diesen Reihen einen Namen zu machen und das tägliche Brot — ja, wenn man Glück hat — ein Reichstagsmandat zu ergattern. . . . Aber Sie haben recht, wir können von Besserem uns unterhalten, als von einem Pennyaliner, der weder Sie noch mich etwas angeht. Sie sehen eben, Politik verdirbt nicht nur die guten Sitten, sondern auch die beste Zeit."

„Die beste Zeit? Das wäre die in meiner Gesellschaft?"

„Ist es auch!" rief er, und sah ihr ins lachende Gesicht.

„Welch ungeheure Schmeichelei, wenn Sie das sagen!"

„Nununu! Mir scheint, ich stünde mit dieser Versicherung nicht allein. Dacht ich doch vor einer Stunde, Sie würden diesen Saal nicht unverlobt verlassen. Man hat Ihnen ja toll zugesetzt."

„Sie meinen den Assessor Spindler. . . . Er hat mir in der That . . ."

„Einen regelrechten Heiratsantrag gemacht?"

Sie nickte zu seiner Frage.

„Und Sie lachen dazu?"

„Gewiß."

Wendewalt schüttelte langsam das Haupt und sah nachdenklich auf den Fächer nieder, den er ihr plaudernd aus der Hand genommen hatte. Durch das üppige braune Haar, das er länger trug, als man es nach neuester Mode zu tragen

pflegt, zogen sich nur wenig Silberfäden. Der dichte Schnurrbart von ungemischtem Hellbraun, an den Spitzen kunstlos aufwärts gedreht. Auf dem Frack keine andre Dekoration, als das eiserne Kreuz im Knopfloch. Mächtige Schultern, breite Brust, in jeder Bewegung die Ruhe und Sicherheit des seiner Kraft, seiner Stellung, seines Einflusses bewußten Mannes, der sich ungezwungen und vertraulich gehen läßt, im Gegensatz zu so manchem Streber und Emporkömmling, der sich bei jeder Annäherung steif stellt aus Angst, das Krönlein seiner Würde, das ihm nicht angegossen sitzt, möchte ihm bei einer Neigung des Hauptes vom Scheitel gleiten.

„Das haben Sie gemalt?“ fragte er, noch immer in den Fächer in seinen Händen vertieft.

„Zu Befehl, Herr Landrat,“ versetzte das Fräulein heiter, und doch hätte der Mann, wenn er mehr auf die Dame als auf deren Werk achtete, leicht merken können, daß ihr ein andres Gespräch erwünschter wäre, als das über ihren Broterwerb, den sie nach Art so mancher verarmten Töchter höherer Stände lieber im geheimen, gewissermaßen inkognito, besorgte.

„Wie viel derlei Fächer gelingen Ihnen im Jahre?“ fragte Wendewalt, ohne sie anzusehen. „Einem alten Freunde Ihrer Familie halten Sie wohl die Neugier zu gute.“

„Zehne, zwölfe, wenn's Glück will, auch einmal mehr. Das heißt jetzt, wo ich endlich Uebung in die Finger und den Geschmack des zahlenden Publikums ins Bewußtsein bekommen habe. Im Anfang, als ich noch ganz Dilettantin war ... Ach, du mein Gott! Bis ich den ersten und zweiten anbrachte, ich möchte die Zeit nicht noch einmal durchmachen ... Auch jetzt kommt's noch vor, daß einem einer in den Händen bleibt, den man nicht los wird im Geschäft, wie — dieser da.“

„Hat der einen Fehler? Ich finde die Arbeit köstlich.“

„Die Putten haben nicht gefallen ... im Geschäft.“

„Ich finde gerade die wimmelnde Fidelität dieser blanken Kerlchen auf den ineinander qualmenden Gewitterwölkchen sehr genial gedacht und subtil ausgeführt.“

„Aber viel zu ... ungezwungen. Was weiß ich. Man

wollte mich einfach im Preise drücken. Und ich nahm die Gelegenheit wahr, diesen schamlosen Schacherern zu zeigen, daß die Zeit vorüber ist, wo ich mich ausbeuten lassen mußte."

„Gottlob," sprach der nachdenkliche Herr und schüttelte sachte sein vornehmes Haupt. „Für dies Kunstwerkchen wird sich schon ein Liebhaber finden. ... Sie müßten nur weniger solcher Dinger machen."

„Noch weniger?" wiederholte sie mit einem bitteren Lächeln, ihn ansehend.

Er fühlte die Ironie dieses Wortes und suchte sich zu erklären. „Ich meine, wenn Sie sie nicht dutzendweis aus dem Aermel schüttelten, würde ihr Wert, weil seltener, also kostbarer werden, und Ihnen wäre dabei vergönnt, ihr malerisches Talent auch auf andre Weise zu bethätigen."

„Ich halte nicht viel von meinem ‚malerischen Talente', wie Sie es gütig nennen. Mit unsagbarer Mühe habe ich mir das kleine Genre zurechtgemacht und für meine bescheidenen Schöpfungen, die ich, Gott sei's geklagt, durchaus nicht aus dem Aermel schüttle, keine splendide, doch eine sichere Abnehmerfirma gewonnen. Geht's nur so fort, so bin ich zufrieden und Papa kann's auch sein."

„Der arme brave Wesselbrunn!" sagte Wendewalt vor sich hin, klappte den Fächer zu und, ihn seiner Eigentümerin zurückreichend, fuhr er, ihr in die Augen sehend, noch leiser fort: „Wär's nicht doch besser, Sie heirateten?"

„Soll das eine Kritik meines Könnens sein?" fragte sie halb im Scherz, halb mit unwillkürlicher Bitterkeit.

Er verwahrte sich davor. „Wo denken Sie hin? Diese Malerei ist, wie die aller Modernen, etwas gewagt; aber ich bewundere gerade Ihr Können und den sorgsamen Fleiß, den Sie auf Ihre Schöpfungen verwenden, aufrichtig. Allein ich bin eben so gar nicht modern, und da macht mir jedes noch so begabte Frauenzimmer, das sich so ganz allein mit den zarten Ellbogen durch die rohe Welt drücken will, wenn ich mich anders um es kümmern darf, bange. Sie machen mir auch bange. Nehmen Sie mir's nicht übel. Ich kenne Sie ja, seit Sie auf der Welt sind."

„Na, na!"

„Ist dem nicht so? Und Sie waren mir immer ein

Wesen, dessen Entwickelung ich gern beachtete. Nun mein' ich, Ihr Talent könnten Sie ja auch als Frau Assessor Spindler ausüben, ohne als die Gattin dieses korrekten wohlhabenden Herrn bei jedem Pinselstrich besorgt zu sein, ob er sich auch bezahlen würde. Der Assessor wird guten Weg machen. Uebers Jahr wird er gewiß Regierungsrat sein. In etlichen Jahren Geheimer. Und ein Frauchen wie Sie kann ihm in jeder Beziehung nur zum Vorteil gereichen. Er weiß das, er scheint Sie zu vergöttern und so wird er Sie mit Vergnügen auf Händen in ein pompös eingerichtetes Maleratelier im eignen Hause tragen, wo Sie ganz zu Ihrem Vergnügen Ihre allerliebsten fleischfarbigen Putten durch graue oder andre Wolken koboldsen lassen können und was mutwillige Phantasie noch sonst Ihnen eingibt."

Sie hatte mit Ungeduld zugehört und ihre Antwort klang gereizt: „Hat der abgeblitzte Assessor den einflußreichen alten Freund um Unterstützung gebeten?"

„Mit nichten! Aber ich finde mich nun einmal nicht in diese Selbständigkeitsvelleitäten. Ich kann mich nicht mit der Vorstellung befreunden, meines verehrten Wesselbrunn Tochter in der Bohème zu wissen."

„Hat Ihr Beamtenstolz kein freundlicheres Wort für freie künstlerische Thätigkeit, Herr Landrat?"

„Für die freie Thätigkeit? O ja. Aber keins für die freie, oft allzufreie Lebensführung, die sich so gern der Kunst gesellt und manchem ihrer Jünger, besonders heutiger Zeit, wichtiger erscheint als sie."

„Und glauben Sie, daß ein Mädchen meiner Herkunft, meiner Erziehung vor solcher Gefahr nicht gefeit ist, auch wenn es durch seinen Beruf genötigt wird, als Künstlerin mit Künstlern zu verkehren?"

„Ja und nein."

„Was soll das heißen?"

„Soll heißen: es kommt eben alles auf den Anfang an. Nicht nur die guten Gedanken, auch der böse Feind kommt über Nacht ... und er kommt rascher, als man glaubt, sowie man nur aus Leichtsinn oder Uebermut die Thür offen läßt. Der erste Anfang entscheidet. Principiis obsta! Zu deutsch: Vor allem Anfang nimm dich in acht! oder, wie

unsre Altvorderen anschaulich sagten: Gib dem Teufel nur den kleinen Finger, und er hat schon die ganze Hand. ...“

Nanda besah lächelnd ihre wohlgeformten Finger, einen nach dem andern, und sprach: „So soll ich dem Teufel, will sagen den Menschen, immer nur die geballte Faust zeigen?“

„Nein,“ antwortete Wendewalt, „Sie sollten Ihre Hand zum Bund fürs Leben in die eines tüchtigen ehrlichen Mannes legen, der Sie, und wenn Sie tausend Bilder malten, vor aller Zigeunerei und deren Folgen bewahrte. Wären Sie mir gleichgiltig, wäre mir nicht bang um Sie ... verzeihen Sie mir also die Philisterei. Ich habe nun einmal den altväterischen Schauder vor allem, was nach unregelmäßigen Verhältnissen aussieht.“

„Ich auch!“ antwortete sie fest und stand aus dem tiefen Sessel auf. „Aber muß ich deswegen mich an einen Gecken und Streber wegwerfen, wie dieser näselnde Spindler ist? Und wenn mir das Wasser bis an die Kehle ginge, ich würde nur einen Mann heiraten, den ich erstens achte und zweitens liebe, furchtbar liebe. Aber ein solcher ist bis in mein achtundzwanzigstes Jahr noch nicht vor mir erschienen. Kann ich dafür?“

„Vielleicht,“ sagte Wendewalt, der auch aufgestanden war und ihr, die zum Gehen Miene machte, den Ballumhang um die vollentwickelte Büste legte. „Soviel ich aber und erst heute wieder gesehen habe, nähert sich Ihnen ein Werbender nach dem andern.“

„Jawohl, aber lauter solche, wie Spindler, die ich nicht mag. Und lassen Sie mich nur mit diesem zufrieden, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Der Mensch ist wenig über ein Jahr älter als ich. Was soll ich mit dem grasgrünen Süßholzraspler!“

Ihre Abneigung redete sich in Hitze. Und wie sie sah, daß Wendewalt ernsthaften Angesichts vor sich hinschwieg, fuhr sie, geneigt etwas Versöhnliches zu sagen und dennoch unbedacht, zu reden fort: „Ich weiß, daß Sie es mit mir gut meinen. Aber Spindler wäre für mich nicht gut. Und ich für ihn auch nicht. Ich brauche vielleicht gerade wegen meiner künstlerisch erregten Phantasie einen Mann, zu dem ich aufblicken kann, einen ernsten lebens-

kundigen Mann, der mich mit fester Hand führt. Findet mich kein solcher, so werd' ich, bohèmienne ou non, meinen Weg zuversichtlicher allein gehen, als an der Leine eines kindischen Kerlchens, das selbst nicht ein noch aus weiß."

Er stand noch ein Weilchen stumm vor der Zornigen, bis er langsam Aug' in Auge aussprach, was vielleicht seit Jahr und Tag in ihm geschlummert hatte, doch erst in diesen Minuten zum Entschluß gereift war: „Mit solcher Gesinnung müßten Sie's daraufhin wagen, einen älteren Mann zu heiraten. Könnten Sie das?"

„Warum nicht, wenn ich ihn liebte?"

„Furchtbar liebte," fügte er, an ihre vorigen Worte erinnernd, sanft lächelnd hinzu.

„Nie ohne dieses!" war ihre Antwort.

„Nun denn, aber die Liebe kommt doch, besonders die zu älteren Herren, nicht wie Blitz und Schlag zugleich."

„Warum nicht?" rief sie, vom bloßen Widerspruchsgeiste gereizt. „Mir waren reife Männer immer sympathischer als junge Laffen."

Sie hatte bei den trotzig hingeworfenen Worten nicht daran gedacht, daß er sie wie ein Entgegenkommen deuten könnte, und betroffen über ihre ungewollte Koketterie, blaß bis in die Lippen, sah sie nun auf den beredten Mund mit dem martialischen Schnurrbart, der zu ihr sagte: „Nun denn, ich bin vierundvierzig Jahre alt ..."

Sie unterbrach ihn; in ihrer plötzlichen Verlegenheit war ihr jede Unterbrechung, die sie erhaschen konnte, recht: „Das glaubt Ihnen kein Mensch."

„Ich bin nicht älter," versicherte Wendewalt, sichtlich beängstigt.

„Ich meinte auch das Gegenteil," rief sie hastig und sah sich um, als wollte sie vor jedem weiteren Worte zur Seite fliehen.

Er lächelte und wies auf das eiserne Kreuz im Knopfloch. „Ich war siebzehn Jahr alt, als ich vom Pennal weg in die Armee trat, um den Feldzug mitzumachen. Daraus können Sie bombenfest darauf schließen, wie alt ich nun Anno achtundneunzig sein muß."

Sie sagte nichts darauf. Die Angst vor der Antwort,

die sie auf das werde geben müssen, was er nun vorzubringen im Begriff war, benahm ihr die Rede. Wahrscheinlich legte er dies Verstummen und das bald Erblassen bald Erröten ihres Angesichts ganz anders aus und fuhr zuversichtlicher fort: „Ich bin nicht so reich, wie Assessor Spindler, der eine gewisse Virtuosität als Erbe zu bethätigen das Glück hatte. Ich lebe auf dem Lande, auf meiner Scholle, ein allerdings nur mäßige Not leidender Agrarier, dem gerade vor dem alten Junggesellen schaurig wird. Das Vertrauen meiner Gaugenossen hat mich in den Reichstag geschickt. Ich darf wohl sagen, ich bin, was man ‚allgemein geachtet‘ nennt, und darf hinzufügen, was in der Familie, im Haus und auf dem Gute zu den Meinigen gehört, liebt mich. Nicht gerade ‚furchtbar‘, aber angenehm, zutraulich, warm . . .“

Er machte eine Pause und sah sie an. Sie ihn nicht. Glutübergossen starrte sie zu Boden. Er fuhr fort: „Könnten Sie daran denken, es für den Anfang ebenso zu machen? Könnten Sie sich entschließen . . . ?“

Er kam nicht weiter. Sie hatte groß und ehrlich die grauen Augen zu ihm aufgeschlagen, um ihren Mund zog sich ein Lächeln, das wie um Mitleid flehte, und langsam verneinend schüttelte sie den blonden Kopf.

„Mhm,“ hauchte Wendewalt und zwang sich auch zu einem bißchen Lächeln. Dann reichte er ihr treuherzig die Hand hin und sprach mit allmählich sich festigender Stimme: „Darum keine Feindschaft! Es wehte mich heiß an in Ihrer Gegenwart. Ich pflege sonst nicht so unvorsichtig ins Zeug zu gehen. . . . Keine Entschuldigung, bitte!“ fuhr er fort, als sie Miene machte, ihrer Verlegenheit Worte zu geben. „Mit vierundvierzig Jahren erliegt man nicht unter der Last eines solchen Körbchens, wie ich es eben nach Verdienst erhalten habe, aber man entzieht dem Wesen, das man bevorzugt, auch darum seine Freundschaft nicht. Also, mein gnädiges Fräulein, Sie haben trotz dem eben Vorgefallenen an mir einen zuverlässigen Freund, wenn . . . na eben, wenn Sie einen an mir haben wollen. Wer weiß, wie Sie in einem Monat, in einem Jahr über meine Frage denken werden. Aber erinnern Sie sich dann auch, daß ich kein Knabe bin, kein Spindler, keiner, der sich mit . . . Halbheiten begnügt.

Ich mein' es ehrlich, aber ich mein' es ernst und streng ... Warum ich Ihnen das sage? Jetzt noch sage? Aus alter Anhänglichkeit an Ihre Familie und aus redlicher Verehrung für Sie. Gehen Sie nicht an jeder ehrlichen Meinung trotzig abweisend vorüber. Sie sind kein Backfischlein mehr und — er entfaltete nochmals den Fächer — Ihre Künstlerphantasie macht manchmal kühne Sprünge. Sie sind reif für die Ehe, und Sie sollten sie nicht fliehen."

Unwillig und ungeduldig unterbrach sie ihn: „Wenn ich nur wüßte, warum mich alle Welt heiraten will und mir's dann verübelt, wenn ich nicht will! Es sind ja schönere und jüngere Fräulein genug hier und anderswo, und man läßt sie doch in Ruhe, mehr, als ihnen lieb ist. Sowie ich armes altes Mädchen aber in einem Salon mich harmlos unterhalte, alsbald gibt mir dieser oder jener unzweideutig oder zur Abwechselung einmal auch zweideutig zu verstehen, daß er sich meiner Freiheit und meiner Person je eher desto lieber so oder so zu bemächtigen wünsche. Das könnte einem weiß Gott alle Geselligkeit verleiden. Ich bedarf aber hin und wieder der Zerstreuung, wie sie höflicher Verkehr mit anständigen Menschen gewährt. Warum verdirbt man mir die Freude und quält mich mit Heiratsanträgen, die mir nicht passen?"

Wendewalt, der wieder Herr seiner Stimmung geworden war, sagte: „Ich könnte einfach antworten: Weil Sie schön sind. Das aber wäre banal und nicht einmal ganz wahr gesprochen. Also, weil Sie von einer eigentümlichen, ich möchte sagen, beunruhigenden Schönheit sind und dabei so spöttisch und übermütig scheinen, wie es die Männer reizt."

„Ich übermütig? Ach, du mein Gott!"

„Nennen Sie es so oder anders. Ich pflege mir über Gemütseindrücke durch aufmerksame Beobachtung Rechenschaft zu geben. Der Zauber, der von Ihnen ausgeht, ist nicht so eigentlich mädchenhaft; es ist Frauenzauber. Ihre Lippen sehen, wenn sie nicht, wie jetzt, ein wenig schmollen, so aus, als wenn nur eben ein Scherzwort und ein Kuß von ihnen aufgeflogen wären und als ob nur bald wieder ein Kuß oder ein Späßchen sich auf ihnen niederlassen möchte. Die ganze Edelreife der Gestalt, die schmiegsame anmutige und

doch gemessene, ja vorsichtige Art, sich zu bewegen, Stimme, Haltung — sie geben den Eindruck, als wären sie wie dazu geschaffen, einen unsagbar glücklich zu machen und daneben die ganze übrige Welt zum Narren zu halten. Und da es nun in der männlichen Natur liegt, bei weitem lieber der Glückliche zu sein, der die andern zum Narren hat, als selber zum Narren gehalten zu werden, daher der außergewöhnliche Erfolg, über den Sie sich beklagen."

Sie hatte flammenden Angesichts diese Deutung angehört. Sie sah in diesem Augenblicke nicht so liebreizend aus, wie Wendewalt sie schilderte, und sie sagte nicht, was sie dachte, wenn sie nach einigem Bedenken die Antwort fand: „Dann scheine ich ja fast ein gemeingefährliches Wesen zu sein und thäte je eher je besser, aus jeder und zunächst aus dieser gereizten Geselligkeit zu verschwinden. Da will ich denn auch so thun ..."

Der wohlwollende Menschenkenner konnte sich nur stumm vor dem ausgesprochenen Wunsche verbeugen.

Sie streckte die Hand aus und lächelte schon wieder: „Seien Sie mir nicht böse, aber Sie werden begreifen, daß Sie mir die Harmlosigkeit genommen haben, in der allein ich an Gesellschaft Freude habe. Ich schätze Sie darum nicht minder. Glauben Sie's mir" — und sie drückte fest seine Hand — „überdies ist es bald Mitternacht, und ich muß heim zum Vater."

„Empfehlen Sie mich ihm und ... Gott schütze meines verehrten Freundes schöne Tochter vor allerhand Ungemach, das ihr droht ..."

„Und vor allem vor einer lieblosen Heirat, Amen!" fiel sie rasch ein, dann im Saal umschauend fuhr sie fort: „Ich möchte, ohne aufzufallen und darum am liebsten ohne Abschied zu nehmen, mich still wegstehlen. Unsre gute Wirtin entließe mich ja beim ersten Versuch keinesfalls und überdies drängten sich mir mindestens ein halb Dutzend Kavaliere auf, die mich an den Wagen bringen möchten, wenn nicht weiter. Wollen Sie mich durchschmuggeln?"

Er reichte ihr schweigend den Arm und gab ihr das Geleite. Wie gern hätte er sie festgehalten, wie gern ihr

noch einmal und noch eindringlicher gesagt, was er begehrte, hoffte, fürchtete. Wozu? Es trat ihm traurig ins Bewußtsein, daß er gerade so weit gegangen war, als es sich mit Eigenwert und Würde vertrug, und daß man niemand hindern kann, sein Schicksal unter eigenen Hammer zu legen, wenn er's auch noch so eigensinnig und unpraktisch anfängt. Also dahin ... und wahrscheinlich für immer dahin! Schade ... vielleicht auch nicht! ... Jedenfalls werde deiner Stimmung wieder Herr!

Er führte sie sacht an angeregt plaudernden Paaren und Gruppen vorüber und erreichte in einem kleinen Nebenzimmer, worin sich gerade niemand aufhielt, unangefochten mit seinem Schützling die Thür auf den Gang. Dort aber waren sie kaum ans Garderobezimmer gelangt, als die vorsorgliche Wirtin, die ihre Augen überall hatte und von der Ausdauer ihrer Gäste die Wertschätzung ihres Salons abhängig glaubte, sie auch schon einholte und stellte.

„Aber, teuerster Landrat, Sie wollen mir doch nicht meine Perle vor der Zeit entführen? Bleiben Sie doch beide noch ein Halbstündchen. Lieban wird singen ... er hat dem Begleiter schon die Noten aufs Pult gelegt ... in drei Stimmlagen wird er singen, Diskant, Tenor und Bariton in einem Atem. Ich sag' Ihnen, es ist phänomenal. Den müssen Sie hören. Und gleich nachher wird Joseph Kainz Hopfensche Gedichte vortragen. Solch eine meisterhafte Recitation dürfen Sie sich nicht entgehen lassen, Nanda, und Sie auch nicht, teuerster Landrat. Tuscheln und zanken, wie vorhin, könnt ihr da drinnen auch noch. Also fort von der Wohnungsthür und zurück in den Musiksaal!"

Alma Seckenstedt unterstützte ihre dringlichen Worte mit noch dringlicheren Gebärden. Es war ihr heiliger Ernst. Gesellschaften geben war ihr Bedürfnis und Beruf. Sie betrieb diesen mit leidenschaftlicher Anstrengung und Ausdauer, ja mit nicht geringen Opfern an Zeit und Geld. Sie war das Kind einer reichen Refugiéfamilie und hatte noch recht jung einen viel älteren Mann geheiratet, der eine glänzende Laufbahn im Staatsdienst hinter sich hatte und sich dann im Besitz ihres Vermögens darin gefiel, ein gastfreies Haus zu machen und allwöchentlich ein köstliches Diner

zu geben. Sie hatten keine andre Leidenschaft, hatten keine Kinder, und so ward es ihm nicht schwer, seine Frau zur mustergiltigen Wirtin angesehener Gäste auszubilden. Der Seckenstedtsche Salon suchte seinesgleichen. Sie setzte ihn auch nach dem Tode des Gatten fort. Sie war noch nicht vierzig Jahre alt, sehr schlank und hoch gewachsen, von vornehmer Haltung und tadellosen Manieren, mit jener kostbaren Einfachheit gekleidet, die den Kenner entzückt, und machte auf zehn Schritt Entfernung noch immer den Eindruck einer schönen Frau. Im Ehestiften zeigte sie besonderes Geschick. Daran mußten — auch zur größeren Ehre ihres Salons — in jedem Winter zwei oder drei Paare glauben. Doch hatte sie leider für sich selbst noch keinen gefunden, der ihr zur Genüge vornehm und auch zuverlässig erschienen wäre, zu ihrem zweiten Gatten erhoben zu werden. Bis ihr ein solch außerordentliches Wesen vorkam, setzte sie die ihr zur andern Natur gewordene Gastfreundschaft rüstig fort. Viele Leute bei sich bewirten, viele und namhafte, und sich in der Ueberzeugung wiegen, daß davon gesprochen würde, das war eben ihre Passion, die ihr Thun und Denken bestimmte und für deren Erfolg sie sich lieber an Werkeltagen dies oder jenes versagte, was sie nicht so notwendig dünkte wie die Lust, als Mittelpunkt der interessantesten Geselligkeit der Reichshauptstadt und als unübertreffliche Wirtin berühmter Gäste zu scheinen und zu glänzen. Es war ein liebenswürdiges menschenfreundliches Sorgen und Thun dieser Witwe und auch etwas Pietät dabei, sogar mehr Pietät als Eitelkeit, denn sie meinte damit die Tradition ihres Gatten fortzuführen, der als vortragender Rat im auswärtigen Amte eine Menge Leute bei sich zu sehen bemüßigt und gewohnt gewesen war. Dafür verlangte sie aber auch eine gewisse Anerkennung und vor allem häufiges Erscheinen und Ausdauer in den von ihr so freigebig und so gern bereiteten Vergnügungen. Zwei oder drei junge Damen, Töchter von angesehenen Familien, am liebsten Fräulein mit wohlklingenden adeligen Namen mußten ihr dabei als Helfer und Adjutanten zur Seite stehen, wofür diese von Frau Seckenstedt auch mit besonderer Sorgfalt gehätschelt und zu allen Vergnügungen herangezogen wurden. In diesem Winter bewährten sich als

ihre sichersten Stützen das Fräulein von Wesselbrunn und Miß Lydia Mac Minn, eine junge Engländerin aus guter Familie, die mit einer alten Tante seit etwa Jahresfrist in Berlin lebte und in der besten Gesellschaft verkehrte. Sie war größer als Nanda, wenn auch nicht so groß wie die alle überragende Hausfrau; sie hatte ein schönes Gesicht und regelmäßigere Züge; dafür war ihr Körper geradliniger und ihre Bewegung steifer, obschon ihr im Tennis und Croquetspielen nicht leicht eine gleichkam. Sie schwatzte die tollsten wie die simpelsten Geschichten mit der gleichen unbewegten harmlosen Engelsmiene heraus, als käme ihr das eine so selbstverständlich vor wie das andre. Sie sang mit kleiner süßer Stimme, spielte mit Bravour den Flügel, improvisierte Charaden und lebende Bilder, kannte, da sie beim englischen Botschafter wohl gelitten war, die ganze Aristokratie und war mit allen diesen Eigenschaften eine nicht genug zu hätschelnde Anziehungskraft für den Kreis um Frau Seckenstedt. Sie wurde dementsprechend von der Geheimrätin mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. Dennoch stand dem Herzen Almas das Fräulein von Wesselbrunn näher, und daß dieses sie heute, am letzten jour fixe, so früh vor Festesschluß verlassen wollte, ging ihr schon gar nicht in den Sinn.

Es war schwer, ihrem artigen Drängen zu widerstehen, diesmal aber parierte das Fräulein von Wesselbrunn die geschickten Handgriffe, die sie in den Salon zurückschieben wollten. „Ich denke nicht daran, Herrn Landrat Wendewalt Ihrer schönen Gesellschaft zu entziehen, verehrte Frau Geheimrat. Er ist nur so liebenswürdig, mich in den ersten besten Wagen zu heben, und kehrt gleich wieder zu Ihnen zurück. Mich aber müssen Sie entschuldigen. Sie wissen: Papa ...“

„Ach, was Papa,“ erwiderte die eifrige Wirtin. „Papa schläft nach alter Gewohnheit bereits zwei Stunden den Schlaf der Gerechten und freut sich im Schlaf, wenn sein Herzblatt sich ein wenig amüsiert.“

„Heute nicht, Frau Geheimrat. Er fühlte sich nicht ganz wohl am Tage und wünschte, daß ich nicht zu lang ausbliebe. Auch ist es heute so gefährlich in Ihrem Salon ...“

„Wieso? Wieso?“

Nanda stockte ein wenig. Es schien ihr, sie hätte zu viel gesagt. So wand sie sich heraus, so gut es ging. „Es ist heute so zahlreicher Besuch bei Ihnen. Die Luft ist so schwül und die Heiratsanträge fliegen einem nur so am Kopfe vorbei. Einige Damen neben mir scheinen schon getroffen worden zu sein. Für mich ist's nicht so gefährlich, dafür hab' ich, vielleicht aus Neid, empfindliche Migräne bekommen.“

Frau Alma reckte die stattliche Figur hoch auf, und rief stolz: „Ei, meine gute Nanda, so manches brave Mädchen hat in diesen bescheidenen Räumen ihr Lebensglück gefunden. Im vorigen Winter waren es drei Paare, erinnern Sie sich? die ich glücklich unter die Haube brachte. In dieser Saison sind es schon zwei. Fehlt noch eins. Beeilen Sie sich doch! Das wäre ja wunderbar, wenn ...“

Sie hielt inne, bald das Mädchen, bald den Mann fragend betrachtend, ob etwa zwischen diesen beiden sich eine Annäherung vollzogen hätte und etwas Eheliches stiften ließe. Der Landrat aber sah ihr zu ernst, fast traurig aus, und Nanda beteuerte mit einer nachdrücklichen Handbewegung, daß sie zur alten Jungfer prädestiniert wäre. Nun wechselten beide noch etliche Entschuldigungen und Versicherungen, bis Frau Alma mit einem: „Na, dann gute Nacht, und meine Empfehlung an Papa!“ Urlaub gab und einen Kuß auf die Stirn der Tiefknicksenden dazu.

Diese warf im Vorübergehen noch einen Blick durch die weit offene Thür in den Saal. Er war voll Licht und Luft und Bewegung. Aus einem Kranze von doppeltem Tuch reckte sich der schöne Kopf Lydias empor und ihre hocherhobene Hand winkte der Scheidenden fröhlichen Abschied zu.

Wendewalt und das Fräulein schritten langsam die weich belegten Stufen der Treppe hinab, wo auf allen Absätzen unter hageren Gummibäumen eichene Stühle zum Ausruhen standen. Es war ihm, als sollt' er noch etwas zur Warnung sagen. Aber sie schwieg und sah starr auf den dunkelroten Teppich, der sich die Stiege hinabwand und auf dem hin und wieder die Spitze ihres lackierten Tanzschuhs sichtbar ward. Wendewalt schwieg auch.

Plötzlich war's dem Landrat, als fühlte er wie durch einen elektrischen Kontakt, der durch ihren Arm in den seinigen und durch diesen in sein Herz ging, daß hinter ihrem scheinbar ruhigen Aeußern sich eine wilde Ungeduld verbarg.

Er stand still und sah sie an. Aber der madonnenhafte Aufschlag dieser lichten Augen erschien so fromm und arglos, daß er jeden Verdacht weit fortschickte.

Er blickte die Tauenzienstraße hinauf und hinab, das lange breite Boulevard lag in vornehmer Stille, nirgends ein Fußgänger, der Verdacht erregte, nur eine Zeile geduldiger Droschken, die sich vor den erleuchteten Fenstern der Frau Geheimrat Seckenstedt in Erwartung sicherer Fahrgäste wie jeden Donnerstag so auch heute hier aneinander reihten.

Es ward ihm heiß im Kopf, es ward ihm peinlich, sie so allein in die Nacht fortfahren zu lassen. Er überwand sein Zögern. Ihr Name preßte sich gewaltsam über seine festgeschlossenen Lippen und es klang wie ein halberstickter Hilferuf zwischen dem Rasseln des herzufahrenden Wagens, das kurze von dem stolzen starken Manne so gegen alle Gepflogenheit wie stöhnend ausgesprochene: „Nanda."

Sie zuckte zusammen und ihre Hand suchte sich aus der Umklammerung der seinen zu winden. Aber die hielt diesmal fest. Eh' er den tollen Wunsch, der sich ihm auf die Zunge drängte, aussprechen konnte, fiel das Fräulein ihm ins Wort und sagte bittend: „Die dort oben lauern auf Ihre Zurückkunft. Was sollen diese Klatschbasen denken, wenn Sie so lang ausbleiben? Sind Sie mir wirklich gut, so müssen Sie mich doch vor jeder üblen Nachrede bewahren wollen. Also lassen Sie mich, bitte!"

Er ließ sie trotzdem nicht. Es war ihm, als redeten ihre Augen etwas ganz anderes als ihre Lippen. Er wollte ihr einen unerhörten Vorschlag machen ... aber mit der traumhaften Sicherheit, die das schüchterne junge Mädchen jetzt dem erfahrenen Manne weit überlegen erscheinen ließ, hatte sie ihm schon wieder das Wort abgeschnitten und das ihrige entschied siegreich für ihren Willen, denn dem Aufgeregten war's plötzlich, als hörte er alle Engel Verheißung singen, während sie leise sagte: „Ueberstürzen Sie nichts.

Haben Sie Geduld. Wer weiß, was noch wird, wenn Ihre Ungeduld es nicht im Keime zerstört. Gut Ding will Weile haben, auch gut Gefühl. ... Ich verspreche nichts ... nein, gewiß nicht ... aber ich verschwöre auch nichts. ... Ade und ruhsame Nacht, mein Freund."

Er hatte sie schon losgelassen und sie saß im Wagen. Sie beugte sich nicht heraus, nein, lehnte sich so weit in die andre Ecke zurück, daß er nur undeutlich merkte, wie ihm ihr Kopf zunickte.

Er rief noch rasch dem „Wohin?" fragenden Kutscher den Namen der Straße zu, wo die Wesselbrunn wohnten, dann sprang er hastig ins Haus zurück und immer vier Stufen auf einmal die Treppe hinauf, damit er nur ja nicht vermißt werde droben von den Klatschbasen beiderlei Geschlechts und durch seine Unbedachtsamkeit keine üble Nachrede wecke. In der gleichen Absicht suchte er auch Frau Seckenstedt sogleich zu finden. Das ward ihm nicht schwer. Sie lauerte bereits auf sein Wiedererscheinen. Es mußte in seiner diskreten Miene aber doch etwas, das Feuer gefangen hatte, sich zeigen, denn Dame Alma lächelte verschmitzt ihm entgegen, und der sorgsam frisierte Scheitel neigte sich nah' an sein Ohr: „Nanu, Landrätchen, ist's entschieden?"

„Ich wüßte nicht, was!" antwortete dieser.

„Ich wüßte wohl!" entgegnete Frau Seckenstedt, und die sonst mattfarbigen Wangen liefen ihr rot an vor Aerger, „ob ich es wüßte, wenn ich ein Mann wäre! Aber ihr Herren der Schöpfung von heutzutage habt ja alle für Frauenart keinen andern Maßstab mehr in euch als die Ziffernlänge der Mitgift. Solch ein Prachtmädel wie Wesselbrunns Nanda und reift bald an die Dreißig heran, ohne daß einer daran dächte, den Schatz unter die Haube zu bringen."

Der Landrat hütete sich wohl, etwas darauf zu erwidern. Er sah diskret vor sich hin und wiegte nur stumm bekräftigend den Kopf ein wenig. Und Spindler, dem's auch zu Gehör geredet sein mochte, that ebenso. Und vielleicht noch ein dritter und vierter desgleichen. Und allesamt dachten achselzuckend: Liegt's denn an uns? Sie ist

die Stolze, die Anspruchsvolle, der keiner von uns gut genug ist.

Als aber Wendewalt nach kurzem Ducken die Stirne wieder hoch auf warf und der menschenfreundlichen Alma so vergnügt, fast übermütig ins Gesicht sah, da meinte diese, sich selbst ihr Teil denken zu dürfen, und drang vorderhand nicht weiter, wo sie ein erfreuliches Geheimnis vermuten und in seiner stillen Kristallisation durchaus nicht stören wollte.

Er ließ es sich nun angelegen sein, in beiden Salons gesehen und von niemand vermißt zu werden, mischte sich da und dort ins Gespräch und nahm sogar die schickliche Gelegenheit war, an diesem letzten jour fixe dieses Winters einige Worte, mit denen er die Gesundheit der liebenswürdigen Wirtin ausbrachte, vor versammeltem Volke laut zu sprechen. So konnte doch gewiß niemand behaupten, daß er mit Fräulein von Wesselbrunn zu gleicher Zeit die Gesellschaft verlassen hätte.

Die Worte flossen ihm so froh, so zündend vom Munde. Er fühlte sich wie gehoben vom Anhauche eines nahenden großen Glücks. Und warum? . . . Weil ein schwaches Mädchen sich seines stürmischen Drängens nur mit einer kleinen Notlüge hatte erwehren können.

Eine Lüge? . . . sagt das schlimme Wort nicht zu viel? Darf man's nicht eher eine List, einen Fechterstreich, eine Finte nennen, mit der das schwächere Geschlecht dem an roher Kraft überlegenen ausweicht und es besiegt? mors tua vita mea. Freilich war's eine sehr geschickt ausgeführte Finte, ein unfehlbarer Stoß, für den der Gegner keine Parade hatte. Denn das Tröpflein, aus Amors Blume geträufelt, trübt auch den sichersten Blick und berauscht das Auge des Weisen wie des Thoren, daß es Dinge sieht, die nicht sind, und sich an einer Flamme zu wärmen glaubt, wo nur der Abglanz seiner eigenen sich spiegelt.

In der nämlichen Minute ungefähr, wo dem Toast Wendewalts Hochrufen und Gläserklirren aus Frau Seckenstedts beiden Sälen folgten, legte Nanda von Wesselbrunn in der schüttelnden dunklen Droschke drei Finger der lang aus dem Mantel gestreckten Hand an den kleinen Gummi-

ball der Signalpfeife hinter dem Kutschersitz, beugte den verhüllten Kopf zum Fenster hinaus und fragte wie eine höchlich Verwunderte: „Ja, wohin fahren Sie denn?"

„Nach der Eichendorffstraße, wie mir der Herr befohlen hat!" klang's verstimmt und verschlafen vom Bock herunter, ohne daß das Fuhrwerk im faden Zuckeltrab innehielt.

Nanda setzte sich wieder und sah mit dem Ausdruck aufmerksamer Ungeduld erst nach rechts durch die Scheibe, vor der sich die Gartenmauern des auswärtigen Amts und des Reichsamts des Innern hinzogen, dann nach links durchs offene Fenster, darein der schlummernde Tiergarten den ersten Frühlingsgeruch frisch aufgearbeiteter Erde sandte. Unter den noch kahlen Bäumen blinkte es hellgrün auf, wo immer ein Laternenstrahl aufs Unterholz hinüberschimmerte. Ab und zu rasselten andre Droschken an der ihrigen dunkel schattenhaft vorüber. Auf dem Damm rechts überholte sie ganz erfüllt von grellem Licht, klirrend und schütternd, ein langer Wagen der elektrischen Bahn. Sie öffnete auch das Fenster zur Rechten. Nun überholte sie ein Pferdebahnwagen. Alles Gefährte, so schien es, kam rascher vom Fleck als ihre Nachtdroschke.

Sie legte, ohne die Augen von der Straße zu wenden, die linke Hand wieder an den Gummiball, aber die Finger drückten noch nicht zu. . . . Nun rollten sie am Brandenburger Thor vorüber. Unter seiner Säulenhalle schritt eine undeutliche Gestalt auf und nieder. Der Strahl einer Gasflamme huschte über Nandas Gesicht. Es sah mild aus und lächelte, wie vor einer Stunde, da Spindler zu ihren tauben Ohren sprach. Noch eine halbe Minute, dann ließ sie schrill das Pfeifchen tönen, knapp vor der Haltestelle über den Schienenwegen zwischen dem Thor und dem Reichstagsgebäude, von welchem sich hoch oben die Maisonschen Reiter wie verstiegene Gespenster gegen den fahlen Nachthimmel abhoben.

„Halt! . . . Ich will den Rest des Weges mit der Elektrischen machen. Sie fahren mir zu langsam . . . Was bekommen Sie?"

„Ich bin schon bezahlt," brummte der Kutscher, keineswegs beleidigt, daß ihm und seinem müden Rößlein die

Strecke bis übers Oranienburger Thor hinaus geschenkt wurde.

Er zahlt auch noch dafür ... dachte Nanda, da sie aus der Kutsche auf den Bürgersteig trat und der Droschkenkutscher phlegmatischen Gesichts das Rößlein im Halbkreis herumlenkte, ohne den steifen Hals auch nur eine Linie rückwärts zu wenden.

An ihr vorbei schütterte auch schon der lichte lange Wagen ohne Pferde heran und hielt. Das Fräulein von Wesselbrunn bestieg ihn aber nicht, sondern blieb stehen, bis auch er vorüber war, dann trat sie einen Schritt auf den Fahrweg einer Männergestalt entgegen, die in Sprüngen vom Brandenburger Thor her auf sie zueilte.

Innig und leise klang's hier: „Nanda!" dort: „Immanuel!" und sie hielten sich eine Minute lang stumm bei den Händen.

Aber wieder hörte man Wagen aus der Ferne herrollen, auch Fußgänger zeigten sich da und dort. Das Fräulein zuckte die Hände zurück, verhüllte das Köpfchen wieder sorgfältiger und sagte: „Seien wir nicht gar zu unvorsichtig. Fort von hier!"

Sie gingen den stillen Pfad gegen die Zelte in den Tiergarten hinein, eng aneinander geschmiegt. Noch waren sie aber nicht weit gegangen, als der Mann da, wo es recht einsam und dunkel schien, das Mädchen leidenschaftlich in seine beiden Arme nahm und Mund an Mund in Sehnsucht hangen blieb.

Nach solcher Pause schritten sie in lebhaftem Gespräch wieder langsam weiter.

„Welch eine Quälerei solch ein Abend wie der heutige! Dich vor mir sehen und nicht mit dir reden, ja kaum dir gerade ins Gesicht schauen dürfen, aus Angst, unser süßes Geheimnis zu verraten ..."

„Jawohl" — und er nickte dazu mit dem Kopf — „und zugucken müssen, wie einer nach dem andern sich herandrängt, dir den Hof macht, dir süße Augen andreht und du ihnen Gnaden austeilst, ist auch kein Vergnügen. Mich kriegt die gute Seckenstedt nicht wieder in ihren Frondienst. Ist das eine Langeweile, was ihr beste Gesellschaft nennt!"

„Warum gingst du hin?“ versetzte sie lustig.

„Weil ich dich zehn Tag überhaupt nicht gesehen hatte, weil mich Sehnsucht quälte, dich ungestört und wär's nur aus gemessener Entfernung zu betrachten, vielleicht auch, weil ich neugierig war, den kleinen ausgewählten Narrenkreis, der sich um dich dreht, näher kennen zu lernen, vielleicht auch, weil ich eitel genug war, eine Probe auf die seit dem letzten Prozeß erworbene Popularität zu machen, und endlich ganz gewiß aus dem entscheidenden Grunde, weil ich mir dieses unser Beisammensein damit erkaufen konnte.“

„Du Lieber, du Guter, du Bester. Hab Dank dafür. Und hab Geduld. Muß ich sie doch auch haben.“

„Du, Aermste, hast es härter als ich. Könnt' ich's nur ändern. Meinst du nicht, daß ich doch einmal den Versuch machen sollte, mich deinem Vater zu nähern?“

„Um Gottes willen nicht! Er schäumt vor Wut schon, wenn er deinen Namen in der Zeitung liest. Du bist ihm nun einmal der Abtrünnige, der Renegat, der die Ueberzeugungen seiner Eltern und damit ihr Andenken mit Füßen tritt, und dazu der Frechling, der Verführer, der es trotz seiner Fahnenflucht gewagt hat, nach mir die schwarzen Augen aufzuschlagen, nach mir, die er heimzuführen doch nicht die Mittel besitzt. Was wir Leidenschaft und Liebe nennen, dünkt ihn nur Trotz und Zügellosigkeit und Eigensinn. Nun glaubt er wohl, weil ich seit fünf oder mehr Jahren deinen Namen nicht mehr ausspreche, wir hätten die alte Neigung verwunden und vergessen. Aber klopftest du je wieder an unsre Thür, die er damals so heftig hinter dir ins Schloß warf, all sein Argwohn würde wieder wach, und ich hätte keine ruhige Stunde mehr.“

„So muß es denn bis auf unverhofftes Glück so bleiben, wie's ist,“ sprach Immanuel traurig vor sich hin.

„Schwer genug wird's einem manchmal gemacht,“ sagte Nanda ... „Mir thut jetzt noch das Herz weh von all dem Anmichhalten und Komödienspielen heut abend und von der gewaltsam zurückgepreßten Sehnsucht, dir vor versammeltem Kriegsvolk an den Hals zu fliegen, ihnen in die verblüfften Gesichter zu schreien: ‚Der da, das ist mein Mann, mein Herr, mein Glück, und ihr könnt mich darum beneiden!‘

Statt dessen dich immerzu verleugnen müssen. ‚Kennen Sie schon die neueste Berühmtheit?‘ ... ‚I bewahre!‘ ... ‚Haben Sie Herrn Winklers Bekanntschaft noch nicht gemacht?‘ ... ‚Winkler? Winkler? Wer ist nur das?‘ ... ‚Aber die Väter waren ja die besten Freunde!‘ ... ‚So? ... Ja, ich erinnere mich dunkel aus meiner Kinderzeit. Wie sieht denn der Herr jetzt aus? Zeigen Sie mir ihn doch einmal‘ ... Und das Lorgnon über die Nase gehoben und den neuesten Salonsozialisten ganz genau inspiziert. ‚So, so! Der da! Hätt' ihn wirklich nicht wieder erkannt. Scheint, trotz seines Aplombs auf politischem Boden, auf dem Parkett des Salons noch etwas geniert zu sein‘ ... ‚O, da kennen Sie ihn schlecht‘ ... ‚Ich kenn' ihn ja überhaupt nicht‘ ... u. s. w. Und man kriegt nach und nach eine solche Virtuosität im Lügen, daß es einem Spaß macht, die dummen Menschen, die einem doch nichts Gutes wollen, an der Nase zu führen. Und jetzt lachen wir über sie. Haha! Siehst du, Schatz, so schlecht bin ich!“

„Ach, du bist gut, himmlisch gut und lieb, und entzückend sahst du aus, weißt du das?“

„Man hat es mir wenigstens oft genug wiederholt, und mehr als das, man hat es mir bewiesen.“

„Bewiesen? Wieso?“

„Ei, ich hätte mich heut abend nicht weniger als zweimal verloben können. Und unter glänzenden Umständen, jawohl!“

„O, du Spitzbübin! Mit wem denn zum Beispiel?“

„Zum Beispiel mit dem Glückspilz Spindler.“

„Dem Kammergerichtsassessor, dem Erzhanswursten?“

„Nun, es waren nicht alle Hanswursten. Oder ist der Landrat Wendewalt nicht ein prächtiger liebenswürdiger ernsthafter Mensch?“

„Und der will dich heiraten?“

„Vom Fleck weg.“

„Nun, so nimm ihn doch und mache dein Glück.“

„Schäfchen, das du bist!“

„Wendewalt ist wirklich ein vorzüglicher Mann. Er hat heut abend, wo sich bei allem neugebackenen Interesse doch mancher scheute, dem anrüchigen Sozialdemokraten die

Hand zu bieten, mich durch längere Ansprache ausgezeichnet. Es war die einzige Unterhaltung, die etwa die sonst ausgestandene Langeweile dieser Soiree vergütete. ... Ein gescheiter geistvoller Mensch ... und in einer unabhängigen Lage ... in der Vollkraft der Jahre. ... Nimm ihn, Mädel, nimm ihn, und alle Sorgen haben mit einem Schlag ihr fröhliches Ende."

Er senkte wieder traurig den Kopf auf den dunklen Weg.

„Immanuel, was sind das für schlechte Scherze! Haben wir deshalb drei Stunden und drüber uns wund geschmachtet, um jetzt die goldigen Minuten mit solchem Unsinn zu verderben? Ich bin dein und du bist mein, lieb oder leid, daran ist nichts mehr zu ändern. Oder könntest du wirklich ertragen, daß ich einen andern heiratete? Spiele nicht mit dem Feuer."

„Und du?"

„Ich that's nicht. Ich habe keinen gelockt und niemand ermutigt, sich mir zu nähern. Ich bin doch verheiratet. ... Oder nicht? Seit sieben Jahren durch das heilige Sakrament der Liebe, der innigsten treuesten rückhaltlosen Liebe dir verbunden, wie könnt' ich denn einen andern heiraten wollen? Geh doch!"

„Sind's wirklich schon sieben Jahre?"

„Hast du nicht daran gedacht, daß es gerade heute sieben Jahre sind, seit du mich zum erstenmal an dich zogst, so fest und innig, wie man's nie vergißt, sieben Jahre, daß ich aufjubelte, weil ich armes gequältes Geschöpf auch einmal glücklich ward, glücklich durch dich und überglücklich? Und weil ich den heutigen Gedenktag nicht vorübergehen lassen und nicht betrübt hinträumen wollte wie jeden beliebigen andern Werkeltag, darum bat ich dich, nimm die Einladung der Seckenstedt an, so zuwider sie dir sei, wir können nachher doch ein paar ungestörte Stunden beisammen sein."

„Ich treibe keinen Kultus der Tage," sagte Winkler, „aber jede mit dir verbrachte Stunde wird mir zum Fest. Und somit tausend Dank auch für diesen guten Gedanken."

„Du hast Angst, sentimental zu erscheinen," sprach Nanda lächelnd. „Empfindsamkeit ist aus der Mode, und ihr verwahrt euch vor dem Verdachte der Sentimentalität,

als wär er gleichbedeutend mit dem, silberne Löffel gestohlen zu haben. O, ihr starken Männer, die ihr euch vor dem eigenen Gefühl fürchtet! Ich, ein schwaches, meinetwegen ein sentimentales Frauenzimmer, ich treibe Kultus der Tage und schäme mich dessen nicht ein bißchen. Der 3. April steht in Buchstaben von eitel Licht, mit Veilchen umkränzt, in jedem meiner Kalender verzeichnet, und kommt er im Verlauf eines Jahres voll Sorgen und Quälereien, voll Entbehrung und Sehnsucht wieder, so kann er sicher sein in meinem Herzen wie der König aller Tage empfangen und gefeiert zu werden. Mein Gott, ihr liebt ja auch, ihr Männer. Was für ein Unglück für uns arme Weiber, wenn ihr nicht liebtet, innig, wild und gewaltsam. Aber es ist etwas andres, muß etwas andres sein, als die Liebe in unsern weiblichen Herzen. Ihr habt dies und das, euer Wissen, euren Beruf, euren Ehrgeiz, euren Wettbewerb — wir haben nur eins; unsre Liebe. Frauenrechtler und Emanzipierte mögen deklamieren und reformieren, so viel sie wollen, es ist und bleibt doch so ... in Ewigkeit, Amen. Und welche von uns ihre Liebe nicht ganz ausfüllt, die ist unglücklich und hat keinen Trost. Mich füllt sie ganz aus, und je klarer ich das empfinde, desto glücklicher fühl' ich mich."

Sie hatte Thränen in den Augen und reichte dem Geliebten die Hand hin, der sie mit seinen beiden festhielt, während sie fortfuhr: „Denk' ich zurück, wie kreuzunglücklich ich war, wie gottverlassen und hoffnungslos, so überläuft mich's noch heut eiskalt. Solang ich Ursachen und Wirkungen zusammendenken kann, seit meinem neunten Jahr ungefähr, war ich von Elend umgeben, von unablässig nagendem bitterem Elend, das aber beileibe niemals eingestanden werden durfte — aus Standes-, aus Familienrücksichten, was weiß ich. Und so fraß es, wie jede verheimlichte Krankheit, immer weiter um sich, bis alles häusliche Behagen, Friede, Hoffnung und Zukunft aufgefressen waren. Mein Vater — aber er ist nun einmal mein Vater und er liebt mich und ich lieb' ihn, ich bin ihm ergeben und werd ihn nie verlassen, so lange noch eine Kindespflicht zu erfüllen bleibt. Ich sage nichts gegen ihn. Was er

gefehlt hat an Mutter und mir, ist nicht aus Schlechtigkeit und bösem Willen geschehen. Nein, arglos wie ein Kind und dünkelhaft wie ein Geheimrat, begab er sich auf ein Feld, wo Geriebenheit und Rücksichtslosigkeit mehr gelten, als Gelehrsamkeit, Ansehen und gutes Gewissen. Er selber sagt, er wäre gewesen wie ein Hühnchen, das mit jungen Katzen spielen wollte. Da flogen die Federn! Du weißt, wie das Spiel geendet hat. Ich zahlte den Verlust — mit meinem Lebensglück. Wir verarmten. Wenn ich jetzt mit meiner Fächermalerei nicht was wir zum Leben brauchen im Jahr verdiente ... ich will mir gar nicht vorstellen, was würde. Gott Lob und Dank für mein bißchen Kunst. Daß ich mein Talent entdeckte und alle Thatkraft zusammennahm, es zu schulen, und allen Witz, es in Geldeswert auszubeuten, das schuld' ich auch nur dir und deiner ernsten Anregung. Aber, bis ich es so weit brachte, was hatt' ich nicht alles erleben, durchdauern und verwinden müssen. ... Mir schaudert noch nachträglich davor. Mal es dir aus: neben einer geliebten Mutter hinzudarben, die sich schwerkrank weiß und sich doch den Arzt versagt, weil er Geld kostet und Geld nicht vorhanden ist und ein Armutszeugnis für einen gewesenen Geheimen Oberregierungsrat eine Schande wäre. Und die Mutter leiden sehen, in einer sich dem Stumpfsinn nähernden Entsagung leiden, Tag für Tag schwächer werden, mehr und mehr an Hoffnung und Gottvertrauen verarmen, verzweifeln und endlich sterben sehen und den Vater daneben, die Hände im Schoß ringend, aber den Kopf noch immer auf der benebelnden Jagd nach neuen Projekten und finanziellen Kunststücken — denk' ich daran, dann werd' ich zornig und ins Gesicht möcht' ich jedem schlagen, der mir hinterher meine Lebensführung bekritteln wollte. Ich bin ich, und wenn die beiden, die nach der Mutter Tode zurückgeblieben sind, sich satt zu essen haben und auf dem Grabe der Seligen ein Steinkreuz und drum herum kleine Blumen stehen, mir hat man's zu danken, mir und sonst niemand. So ward ich stolz und eigenwillig, aber ich blieb doch tiefunglücklich dabei. Keine Freude, kein wonniges Empfinden des Daseins — nichts rund herum als Pflicht, Abrackern und greuliche Erinnerungen. Und ich

fragte mein Schicksal: Wozu leb' ich? Bloß um Schulden auszugleichen, die ich nicht gemacht habe? Immer und immer für andre zu schuften und nie für mich? Ich will's thun ohne Murren, sagt' ich zum Schicksal, aber gib mir auch Ersatz, gib mir ein Glück! und ich wußte schon damals, daß das nichts andres hieß, als gib mir eine Liebe, eine große heilige keusche alles andre aufwiegende Liebe, gib mir einen Mann, den ich wie einen Gott verehren darf, der mich glücklich machen wird wie ein Gott — und es gab mir dich."

Sie beugte sich nieder, ihm die Hände zu küssen, wenn er sie nicht aufgehalten und in seine Arme gezogen hätte, wo sie, sich seiner Zärtlichkeit wehrend, fortfuhr: „Und du willst, ich soll mich des Tages nicht erinnern, soll ihn nicht wie den schönsten meines dummen Daseins feiern, den Tag, an dem mein Dunkel hell und alles anders ward, als es zuvor gewesen war? . . ."

Er schwieg in Gedanken und sie fuhr fort: „Weißt du noch, wie's kam? Ach, geh', du hörst mir nicht einmal zu und denkst im stillen: was für eine sentimentale Trine, die ich mir aufgehalst habe! Meinethalben denk so."

Der Geliebte beteuerte, kein Wort aus ihrem Munde zu verlieren, und es ward ihm nicht allzuschwer, sie zu besänftigen.

Plötzlich kicherte sie laut auf aus seiner Liebkosung. „Weißt du, was mich oft inwendig lachen macht in Gesellschaft? Bevor ich die Deine geworden bin, hat sich kaum jemand um mich bekümmert. Ich selbst hielt mich bei aller gebräuchlichen Mädcheneitelkeit doch nur für ein unansehnliches unvollkommenes mageres Dingelchen, das nicht dazu geschaffen wäre, blitzartig auf das stärkere Geschlecht zu wirken und große Leidenschaften zu erwecken. Merkwürdig, seit ich dein Weib geworden bin, was doch niemand weiß noch ahnt, reißt sich die edle Männerwelt um einen Blick, um ein Lächeln, um ein nichtssagendes Wort von mir. Ich bin in keiner Gesellschaft eine halbe Stunde, daß sich nicht alsbald ein Kreis um mich bildet: alt und jung, Zivil und Militär, der eine wie der andre bestrebt sich, mir den Hof zu machen, und es fehlt nie, daß in den Kranz harmloser

Galanterie und gewohnheitsmäßigen Flirtens auch ganz ernsthafte Versicherungen und solide Absichten eingeflochten werden. Mit aller schicklichen Ehrerbietung, selbstverständlich. Aber es wird immer ärger und es verleidet mir die Gesellschaft. Mir aber ist gute Gesellschaft ein Bedürfnis. Nicht für alle Tage, aber so ab und zu, wenn mir dumme Gedanken kommen, wenn mich die Sehnsucht, die Eifersucht plagt und wenn ich denke, du hättest mich nicht mehr lieb. Die Einsamkeit ist voll peinigender Vorstellungen. Aber wenn ich Menschen um mich sehe, verfliegen die traurigen und kommen mir die lustigen und spöttischen Gedanken, und wenn die närrischen Anbeter ihre Räder vor mir schlagen, dann denk' ich an dich, nur an dich, und je mehr sie sich ereifern, desto inniger fühl' ich mich dein und schaudere selig zusammen im sicheren Bewußtsein, daß auch du niemand anders gehörst als mir. Und ich gebe dich nicht her, mag geschehen, was immer will, und ich gebe dich nicht her!" schloß sie übermütig auf ihn zufahrend und zauste ihm das kurze volle Haar mit beiden Händen.

Er hob den Hut, der dabei zur Erde gefallen war, auf und schob im Weitergehen ihren Arm wieder in den seinen. Im stillen mochte er wohl an den scheuen hageren Wildfang denken, dem er vor Jahren den ersten Kuß geraubt hatte, an den mageren Hals, der eine noch dürftigere Büste ahnen ließ, an die dünnen sehnigen Arme, die eher zum Raufen als zum Umhalsen Lust zu haben schienen, an das immer verwundert schauende schmale Gesichtchen, darin nur zwei große graublaue Augen auffielen, die immer unruhig hin und her zu fragen schienen, ob es nichts Neues gäbe, und was denn nun werden wollte. Und er mochte weiter denken, wie sich aus jener unscheinbaren Mädchenknospe nach und nach dieses prächtige Weib entwickelt hatte, darum ihn alle beneiden würden, wenn sie wüßten, daß es sein war. Das freute ihn und er war stolz darauf, ein so schönes Liebchen sein eigen zu nennen. Doch er gab der stolzen Freude so leicht nicht Worte. Seine feinen schmalen Lippen lächelten nur, und die dunklen Augen glühten die Geliebte dankbar an. Aber er sprach nicht aus, was in ihm vorging, oder doch nur ein Teilchen da-

von. Warmblütig und offenherzig von Natur hatte er sich bei jungen Jahren schon so sehr den Mund verbrannt, daß er sich's nach und nach in achtsamer Selbstzucht abgewöhnt hatte, auf den ersten Antrieb hin zu reden, und, wie er sich selber nannte, ein Wiederkäuer seiner Gedanken geworden war, wortkarg wie im geschäftlichen Verkehr so auch in der Liebe.

Nur selten, wenn die Leidenschaft seiner Ueberzeugung oder seines Gefühls ihn überwältigte, ließ er die Selbstbeherrschung fahren und seinen Mund überströmen von dem, was seine Brust sonst so sorgsam verschloß. Dann verstand er's hinreißend zu sprechen, wie in jener Gerichtsverhandlung, von der am heutigen Abend viel die Rede gewesen war, die aus dem bisher unbekannten Dutzendmenschen eine Tagesberühmtheit gemacht hatte. Vielleicht nur eine Eintagsberühmtheit, die morgen wieder ins gewöhnliche Dunkel zurücksank, vielleicht doch eine dauerhafte, mit der man würde rechnen müssen.

Von den Eltern verhätschelt und allzufrüh Herr seines Willens und Geschicks, hatte er, selbstsicher und eitel von Natur, auch von falschen Freunden übel beraten, eine Thorheit nach der andern gemacht. Das Schicksal hatte ihn dafür tüchtig geprügelt, und er war in sich gegangen wie ein gescheiter Mensch. Allzudreist vordem, gewöhnte er sich Vorsicht und Voraussicht an. Heruntergedrückt aus der Sphäre, in der er geboren worden war, faßte er einen weit ausschauenden Plan, wieder in die Höhe zu kommen, und wappnete das ungestüme Herz mit dreifacher Geduld, um den langsamen mühsamen widerwärtigen Weg, der nach seiner Meinung allein zum Ziele führen konnte, mit all der nötigen Zähigkeit, Selbstverleugnung und Folgerichtigkeit zurückzulegen, welche geboten waren, wenn alle Mühe und Plage nicht vergeudet sein sollten.

Die nächste leider nicht zu umgehende Station auf diesem Wege hieß freilich: Drei Monate Zellengefängnis am Plötzensee.

Er, der sich etwas darauf einbildete, jeden Gedanken so lange zu drehen und zu wenden, bis er die entsprechendste, bis er die geschmeidigste Form in Worten erhielt und nie-

mand, wenn er nicht durchaus wollte, verletzte, er sah sich genötigt, demnächst drei Monate in Einzelhaft das zu verbüßen, was ungeschickte oder dummdreiste Genossen in seinem Blatte verbrochen hatten.

Das kam ihm sehr ungelegen und verdarb ihm eingestandenermaßen so ein klein wenig auch die Freude an den Schäferstunden dieser Frühlingsnacht. Je schöner ihm seine Liebste, je beneidenswerter er sich in deren Besitz erschien, desto peinigender war ihm die Vorstellung, Nandas Kuß und Geplauder drei lange Monate zu vermissen, drei lange Monate das vielumfreite gegen allerhand Sorgen kämpfende Mädchen ohne seinen Schutz, ohne seinen Rat zu wissen.

Er kam immer wieder auf die fatalen Worte zurück: Drei lange Monate.

„Wer weiß, du wirst vielleicht begnadigt,“ sagte die Liebste.

„Der Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung? Dieser Zeitung? . . . Schatz, wo denkst du hin! Die lieben Mitarbeiter haben sich ja auch in einer Weise gehen lassen, daß man es ihnen zu fühlen geben will; das heißt, man schlägt auch hier wieder den Sack. Die Esel schäkern darunter ungestraft weiter. Der Sack in diesem Falle bin leider ich.“

„Aber, du bist doch der Schriftleiter, Immanuel, warum duldest du den Unfug? Warum zivilisierst du deine Bande nicht und korrigierst ihre wilden Ergüsse nicht in die Prosa des gebildeten Menschen um?“

„Erstens, weil die Grobheit die beliebteste Waffe dieser Leute ist und der am hahnebüchensten schimpft, diesem Publikum als der wirksamste Schriftsteller erscheint; zweitens, weil ich so gut wie nichts zu sagen und nur im Notfalle zu brummen habe. Dafür werd' ich bezahlt. Die leitenden Größen im Blatte wie in der Partei sind ganz andre Herren, und die heischen und erhalten blinden Gehorsam, sonst heidi an die Luft und sofort!“

„Und solch unwürdige abgeschmackte Stellung erträgst du? Du mit deinen Fähigkeiten? mit deinen Absichten?“

„Liebes Herz! Mit all meinen sogenannten Fähig-

keiten war ich am Zugrundegehen. Man warf dem Ertrinkenden ein Tau zu Handen. Hätt' er sagen sollen: es ist mir zu schmutzig, zu rauh, und ich ziehe das Ertrinken vor? Nein, ich faßt' es mit beiden Händen und halt' es noch heute fest und empfinde etwas wie Rührung und Dankbarkeit für das alte Tau, wenn es mir auch die Hände beschmutzt und ins Fleisch schneidet. Wer nie sein Brot in Thränen aß ... ach was, wer nie trotz aller Thränen tagelang kein Brot und auch nichts andres aß, der kann mir das nicht nachempfinden. Freilich bin ich überzeugt, mir mit meinen Fähigkeiten noch einmal einen andern Broterwerb zu verschaffen, aber zuvor heißt es halten, was man hat, bis man Besseres zu finden weiß mit diesen unvollkommenen Fähigkeiten. Soviel von diesen. Und was meine Absichten betrifft, so habe ich noch heute dieselben ehrgeizigen ungemessenen, die du kennst. Ich glaub' an mich und niemals zuversichtlicher, als wenn ich deiner Liebe gewiß bin. Aber zur Verwirklichung meiner Absichten geht ein dunkler Weg durch allerhand Gestrüpp zunächst. Laß mich nur noch ein Weilchen den Sitzredakteur, den Sündenbock für die Dummheiten der Genossen abgeben. Das macht mich populär, verschafft mir ein Martyrium und verpflichtet mir jene, für die ich dulde."

„Du gehörst nicht zu ihnen," sagte Nanda mit sanftem Vorwurf.

„Doch, mein Schatz!" erwiderte er lachend. „Ich gehöre dahin, wo man mir in die Höhe hilft. Und gehörte denn Seine höchstselige Majestät, Zar Peter I., nicht zu Zimmerleuten und Kalfaterern, denen er sich allen Ernstes zweckdienlich zugesellte? Gehörte der große Brutus nicht in eine maison de santé, obschon er sich nur dafür reif zu stellen für gut fand? ... Nun also laß mich, und laß mich auch mein Vierteljahr in Plötzensee sitzen. Die Strafe, verbüßt, wird mir Ruf, Ansehen und Macht über die Menge geben. Und ich will die öde Zeit nützen, etliche Löcher in meiner unvollkommenen Bildung mit gründlichem Wissen zu stopfen. Wenn sie mich entlassen, sollen mich meine Freunde als steifgelehrten Politiker wiedersehen. Wen Gott liebt, dem wird alles zum Guten, auch Plötzensee. Wenn ich nur dich

nicht entbehren, dich nicht allein lassen müßte. Das aber frißt mir das Herz ab."

Sie legte begütigend die Hand auf seine Schulter. „Ich will dein denken jede Stunde des Tages und arbeiten immerzu, damit ich nach deiner Erlösung alle Zeit dir widmen kann."

„Und mir schreiben mußt du auch. Freilich mit aller Vorsicht und unter falschem Namen und ohne deutlich Menschen und Verhältnisse zu berühren, davon die Gefängnisverwaltung nichts zu wissen braucht. Denn diese öffnet alle Briefe und würde unser süßes Geheimnis in bittere Galle verkehren. Aber wie wenig kann dann in solchen Briefen stehen! Und gerade das nicht, was den Einsamen, den Gefangenen erquicken, trösten, beruhigen könnte. Denk' ich daran, so ist mir, als ließe mich einer in die Hölle schauen und stieße mich gleich mitten hinein. Das ist zum Verzweifeln. ... Was wird derweilen aus dir werden? Was aus unsrer schönen Liebe?"

Er stampfte zornig mit dem Fuße den Boden. Sie legte sanft die Hand auf seinen Arm und sagte: „Immanuel, mißtraust du mir?"

Er schüttelte verneinend den Kopf, aber er sagte nichts.

„Bist du eifersüchtig?" fragte sie weiter.

Er blickte sie an, als wollt' er sie mit den Augen in sich saugen und sprach nach einigem Zögern laut: „Ja. ..."

„Immanuel! Du? Sei doch nicht unklug!" Und sie mußte lachen.

Ihm kam's nun wider Gewohnheit hastig von den Lippen: „Ich weiß, daß dein Fühlen und Denken mein ist, daß du mich liebst, mir treu sein willst; aber du bist auch nur ein Menschenkind mit Fleisch und Blut und Nerven und dazu belagert und bestürmt von allen Seiten. ... Die Gedanken könnten mich toll machen. Hab' ich's doch heute mit eigenen Augen sehen müssen, wie sie um dich schwärmen. ..."

„Die Mücken schwärmen, die Flamme nicht," sagte Nanda selbstbewußt und lächelte dazu.

„Ich wollte, die Flamme leuchtete mir auf dem häus-

lichen Herde!" fuhr der Unwillige fort. „Ja, sieh mich nur betroffen an. Ein Rest von Bourgeois steckt trotz aller weitest fortgeschrittenen Prinzipien doch in einem jeden von uns. Nicht unsre Ueberzeugung ist daran schuld, sondern unsre Umgebung, die eben noch immer nach der alten Methode zugeschnitten ist. Und so hab' ich etliche Stunden und Tage vor meiner Internierung keinen sehnlicheren Wunsch als den: daß ich so ganz gewöhnlich standesamtlich und meinetwegen auch kirchlich mit dir verheiratet wäre, wie es bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher üblich ist."

„Bildest du dir ein, ich wäre dir dann sicher, treuer?"

„Nein; aber du wärst als Gattin widerstandsfähiger umfriedet; es bildete sich nicht jeder Laffe, dem du in die Augen stichst, ein, du wärst noch herrenloses Gut, das zu seiner Eroberung auf der Welt wäre. Und du könntest als mein angetrautes Weib mir ins Gefängnis schreiben, wie dir's ums Herz wäre; kein Gefängnisdirektor witterte unerlaubte Beziehungen dahinter. Du könntest mich sogar besuchen und die Woche mehr als einmal. Welche Gutthat wäre das! Und ..."

„Und? Und?" rief Nanda. „Und du wärest der nämliche mißtrauische Thor wie heute. Betrügen verheiratete Frauen ihre Männer niemals? Wär' ich mit dem Ring am Finger häßlicher als so? Würdest du mich und ich dich in der Trennung weniger entbehren als jetzt? Ich bin treu von Natur und mit Willen, das muß dich trösten und bei Laune erhalten. Uebrigens weißt du seit langem, es wäre kein lebendig Wesen froher als ich, wenn ich vor aller Welt dein regelrecht angetrautes Weib sein könnte. Allein es ist ja keine Menschenmöglichkeit. Zuerst mein Vater ..."

„Dein Vater?" unterbrach er sie. „Hätt' ich morgen die Mittel, mir einen eigenen Herd zu gründen, ein Weib zu ernähren, ich wartete nicht bis übermorgen, deinem Vater zu erklären, daß ich dich heiraten müßte und würde, ob er damit einverstanden wäre oder nicht. Und er wär's, glaub' es mir; so wütend er jetzt gegen mich deklamiert, er wär' einverstanden."

„Ich glaub's nicht; aber, wenn schon, du bist doch noch

nicht in der Lage, den eigenen Herd zu gründen und die Mittellose heimzuführen, und hast auch keine Aussichten dazu."

„Aussichten hab' ich."

„So? Wo?"

„Ich bin der Partei unentbehrlich . . ."

„Das träumst du. Niemand ist unentbehrlich und der Partei der Rücksichtslosen erst recht niemand."

„Du irrst. Ich weiß, daß mich maßgebende Leute hochschätzen."

„Solange sie dich ausbeuten."

„Nein. Aus Ueberzeugung und Anerkennung. Ich habe bestimmte Zusagen. Man ist mir zu Dank verpflichtet. Hätt' ich reden wollen, es müßten jetzt wohl andre für Plötzensee Bagage machen, nicht ich. Man rechnet mir meinen Opfermut hoch an und wird mich entschädigen, sobald ich frei komme. Dann wird sich mancher Wunsch erfüllen und hoffentlich auch der, dich mit jedem möglichen Bande an mich zu fesseln."

„Gott geb's," sagte sie ganz nach alter Mode, „Gott geb's, obwohl ich dir auch dann nicht treuer sein könnte, als ich bin. Glaub's!"

„Ich glaub' es!" rief er aus und preßte sie, von Lust wie von Schmerz bewegt, unter den noch kahlen Bäumen in seine stürmischen Arme.

Sie schloß an seiner Brust die Augen und atmete tief. Doch plötzlich schauderte sie zusammen und horchte. Ein jubelndes Stimmengeräusch tönte von mäßiger Ferne her. Man hätte meinen können, mit angespannten Ohren die Worte zu verstehen, die da durch die Nacht klangen.

„Ich hatte gar nicht daran gedacht," sprach er. „Die Genossen haben eine große Versammlung heute zur Besprechung der Maifeier einberufen. Auch ich sollte dort sein, und es war vielleicht unklug, gerade heute zu fehlen. Ich hätte meinen jüngsten Erfolg für meine Beliebtheit ausbeuten und kurz vor Antritt meiner Freiheitstrafe die Teilnahme an meinem Geschick steigern können. Aber mir scheint, der Liebhaber ist noch immer stärker in mir als der Politiker, und so schlug ich den vielversprechenden Abend

bei Frau Seckenstedt tot, und die dort unten behalfen sich ohne mich."

„Es war mir so lieber," flüsterte Nanda und sah dankbar zu ihm auf.

Ehe er darauf antworten konnte, erscholl wieder ein hundertstimmiges Rufen, durch die Ferne gedämpft, von den Zelten her, und wieder machte es das Mädchen in seinen Armen schaudern.

„Es klingt so wüst, es klingt so roh," sagte die Schöne; „es klingt so ganz anders, als du bist. Nein, du gehörst nicht zu ihnen."

Er aber richtete sich hoch auf und warf sich in die Brust: „Wohl gehör' ich zu ihnen und sie gehören zu mir, die Armen und Enterbten, die bislang nur darum auf der Welt zu sein scheinen, damit die Reichen und der Staat, der nur die Reichen schützt, sie ausbeuten."

„Aber, Schatz," wagte Nanda einzuwenden, „wenn jene dummes Zeug schreiben und dann dich, der es nicht geschrieben hat, dafür drei Monat einsperren lassen, mir nichts, dir nichts, dann scheint mir, daß du derjenige bist, welcher ausgebeutet wird, und nicht vom Staat und von den Reichen, sondern von deinen lieben Brüdern und Genossen."

„Das scheint nur so," sprach Winkler; „in Wahrheit dulden sie mit mir und ich mit ihnen. Und ich dulde freudig, dulde nach eigener Ueberzeugung und werde mit jenen dulden und kämpfen und das Liebste entbehren, bis das Morgenrot des Sieges unsre Mühen und Opfer vergelten wird, bis die heute noch Geknechteten sich in die Herrschenden verwandeln werden und eine neue Gesellschaftseinrichtung den verrosteten Staat ersetzen wird. Dann, ja dann ..."

Sie sah zweifelnd und ängstlich in seine sprühenden Augen und auf seinen bebenden Mund. Seine Worte überzeugten sie nicht, aber sie entzückten und berauschten sie. Es war jetzt in seiner schwellenden Stimme, in seiner aufgereckten Haltung, in seinen gespannten Zügen etwas, das hinreißend wirkte, eine schwärmerische Gewalt, ein Feuerschein der Ueberzeugung, ein fegender Sturmwind der Leidenschaft, daß man in seine Zukunft als Volkstribun wohl Vertrauen fassen durfte. Auch war die Liebende weit davon entfernt,

seine Worte zu wägen; sie sah nur, daß sein Gefühl ihn verschönte, und weil er ihr also herrlich und gehoben erschien, dachte sie nicht an Widerspruch und wäre am liebsten ihm verehrend zu Füßen gesunken.

Da war's mit einemmal, als ob der fernher dröhnende verworrene Lärm den überfüllten Saal mit einem einstimmigen langhin gellenden Schlachtruf bersten gemacht hätte, so daß nun die bisher aufgestaute Menge ins Freie floß. Man hörte deutlich, daß die vordem in vier Wänden eingeschlossenen Stimmen nunmehr in frischer Luft weiterpolterten, mäßiger, gelinder, truppweise durcheinander gemischt, aber näher und immer näher kommend.

Das Liebespaar hatte diese dunkle Allee nicht gewählt, um einer aufgeregten Menge zu begegnen, noch weniger, um auf einen oder andern Bekannten zu stoßen. Es spähte nach dem nächsten Weg aus dem Holze und versuchte raschen Fußes zu entkommen. Der Königsplatz war ja ganz nahe. Aber schon quollen auf allen Pfaden ihnen die von der Feier heimkehrenden Leute truppweise oder paarweise entgegen. Hinter jedem Baume gingen hastige Menschen vorbei, und die Laternen am Wege beschienen aufgeregte, manchmal auch vom Eifer oder vom Trinken verzerrte Gesichter. Wichen sie ihnen hier aus, begegneten ihnen dort andere, die doch dieselben schienen. Alle hatten große Eile, sprachen überlaut und fuchtelten mit aufgeregten Armen in der Nachtluft herum, in deren Dunkel sie jählings auftauchten und ebenso wieder verschwanden.

„Um Gottes willen, die Menge Leute ... und wie aus dem Boden gewachsen! Wenn uns nur keiner kennt!" hauchte Nanda voll Angst, das Gesicht dicht zu Immanuels Schulter gewendet, als könnte sie sich so besser verbergen.

„Dich kennt keiner von denen! Wie sollt' er!" flüsterte Winkler. „Mich werden wohl ihrer etliche grüßen. Das schadet nichts. Aber nun dort hinüber an die Fahrstraße. Dort werden wir eine Droschke finden."

In der That, keine fünf Meter weit sahen sie aus Düster und Dunkel den Fahrweg schimmern und die Laternen von der Straße „Hinter den Zelten". Sie hüpften über verwelktes Laub und vorjähriges Gras und standen

auf der Straße. Nun rechts um das Krollsche Theater herum!

Aber noch ehe sie an den andern Rand des Fahrweges gelangten, befanden sie sich mitten in einem sie überholenden Haufen, der gegen ihre linke Seite flutete. Nicht in einem Haufen, in einer Menge. Die ganze Straße links hinauf, wo das Laternenbouquet vor den Zelten herüberschimmerte, bis rechts hinab ans Brandenburger Thor war schwarz von wimmelnden Menschenköpfen. Einer von den vielen mochte beim Anblick des Pärchens einen schlechten Scherz gerissen haben; denn plötzlich schlug ein wieherndes Gelächter neben und hinter ihnen auf. Nanda zitterte am ganzen Leib, und die Füße schienen ihr wie von Blei; aber sie hätte auch mit frischer Kraft nicht quer durch diesen Strom schwimmen können und hielt sich mit beiden Händen an Winkler, das Gesicht an seiner Brust verbergend.

„Nanu, Madameken, war't hübsch im Duſtern?" gröhlte eine rauhe Stimme, die heute von fleißigem Acclamieren heiserer als sonst geworden sein mochte.

Winkler fühlte, wie Scham und Unmut die Gestalt, die sich an ihn schmiegte, durchzuckten. Einen Mann unweit von ihm erkennend, rief er laut: „Aber, Genosse Breischmidt, wir sind doch sonst nicht so ungalant gegen Damen; ich dächte, das Belästigen weiblicher Wesen auf offener Straße überließen wir den Junkern und den Söhnen der Ausbeuter und verurteilten es überall."

„Das ist ja Genosse Winkler!" scholl es nun von hüben und drüben durcheinander. „Unser Winkler! Der Redner, der Märtyrer vor den Schranken! Das Opfer eines schamlosen Preßgesetzes! Winkler hoch! Achtung vor die Damens! Es lebe Winkler! Immanuel Winkler, hoch soll er leben! Und sein Liebchen auch daneben!"

Die Hochrufe brausten die Straße hinauf und hinab. Die Leute waren heut abend nun einmal im Vivatschreien drin und ergriffen jede Gelegenheit, weiter zu schreien. Die Entfernteren verlangten nicht zu wissen, auf wen das Hoch ausgebracht wurde, und so scholl es noch einige Minuten weiter: „Hoch Winkler! Hoch Winklers Braut!" bis ein Nachzügler alle überschrie: „Hoch die freie Liebe!"

Einige lachten laut auf. Ein kurzes Schweigen der Beschämung oder Ueberlegung folgte. Dann aber erscholl plötzlich aus viel hundert Menschenkehlen ein gellendes: „Es lebe die freie Liebe!“ und wälzte sich über die herdenhaft hammelnden Häupter bis ans Brandenburger Thor. Dort erstarb es plötzlich. Einige davor postierte Schutzleute mochten über diese soziale Frage wohl anderer Meinung sein und solch tumultuosem Bekenntnis thatkräftig Einhalt geboten haben. Der Tiergarten war auf einmal wieder still und leer. Nur etliche Nachzügler liefen harmlos an dem Paare vorbei, das endlich einen Wagen erreichte. Aber die Gehörnerven des Mädchens wiederholten den wilden Ruf noch immerzu, auch da die klappernde Nachtdroschke schon beide davonführte.

Ihr war, als hätten diese täppischen Gesellen sich mit schmutzigen Krallen am geheimsten Heiligtum ihres Herzens vergriffen, und sie schauderte zusammen ein übers andre Mal. Einige Minuten lang schien ihr selbst der Geliebte wie entfremdet.

Er suchte scherzend den leidigen Eindruck abzuschwächen, obschon er selbst mit solch einem Ende des teuer erkauften Stelldicheins wenig zufrieden schien.

„Nein, nein!“ sagte sie plötzlich, das Haupt von seiner Schulter hebend; „nein, du gehörst nicht zu diesen!“

„Doch!“ erwiderte er leise, aber bestimmt. „Ich gehöre zu ihnen!“

„Mit Füßen möcht' ich sie treten!“ rief Nanda, aufflammend in Zorn und sich dabei aus seinen Armen ringend.

„Ich möcht' es auch,“ entgegnete Winkler mit Gelassenheit, „und dennoch gehör' ich zu ihnen, wie das Erzbild zum Steinsockel gehört. Ist der Sockel nicht dazu da, um getreten zu werden? Er erfüllt seine Bestimmung damit. Aber das Erzbild würde nicht volle Wirkung thun, trüge es der Sockel nicht hoch über den Köpfen der Alltagsmenschen.“

Sie sah ihn mit den klugen grauen Augen halb verwundert, halb spöttisch an und schüttelte sanft verneinend das Haupt, von dem einige blonde Strähnen bei der heftigen Bewegung losgegangen waren und ihr übers Gesicht fielen. Seine Worte überzeugten sie nicht. Die Hartnäckigkeit,

mit der er sich zu solcher Gesellschaft bekannte, thaten ihrer verwundeten stolzen Seele weh. Sie hatte genug und zu viel Worte gehört, und die lieben Lippen, so nahe den ihrigen, konnten Besseres thun und etwas Ueberzeugenderes als Worte machen. Und sie sagte es auch, die Haare aus dem Gesicht streichend: „Küsse mich!“ und schlang beide Arme um seinen Hals.

Langsam im Zuckeltrab humpelte das alte Fuhrwerk, das zwei sich Tröstende verbarg, nur ab und an von flüchtigem Laternenschein gestreift, nach der Eichendorffstraße.

Zweites Kapitel.

Langsam krochen die Tage hin. Und doch wurden Monate daraus. Und als der erste Monat um war, seufzte Winkler in seiner Zelle gerade wie Nanda vor ihrer Staffelei: „Wirklich schon ein Monat, daß ich meinen Liebling nicht mehr geküßt, ihn nicht einmal von weitem gesehen habe! ... Und ach, erst ein Monat vorbei und noch zwei vor mir, zwei lange Monate des Entbehrens, des Darbens, des wachsenden qualvollen aufreibenden Sehnens!

In den ersten Wochen seiner Gefangenschaft zeigte Winkler eine stoische Gelassenheit, eine vornehme Ruhe, die allen Mißhelligkeiten der Einzelhaft gewachsen schien, in der dritten und vierten aber war eine Art wilder Verzweiflung über ihn gekommen. Stundenlang lag er auf seinem Bett und starrte mit grollenden Gedanken in den Abgrund seiner nächsten Zukunft. Es war nicht allein die beglückende über so manches Mißgeschick, so manche Entbehrung hinweghebende Liebe, die er mißte, näher und näher schlich sich ihm auch die Erkenntnis, daß während seiner Haft diejenigen, welchen er sich unentbehrlich gemacht zu haben glaubte, ihn entbehren lernten, ihn ersetzen müßten und sich nachgerade mit dem Tausch befreunden würden. Wer weiß, ob nicht dieser und jener, dem er im Wege stand, oder den er unter zwingenden Umständen hart angelassen hatte, nunmehr den Genossen vordemonstrierte, daß sie froh sein könnten, solch einen ungefügen eigenwilligen in sich selbst verliebten Schriftleiter auf gute Weise losgeworden zu sein. Und zum vollen Bewußtsein seiner für drei Monate gesicherten erbärmlichen Gegenwart gesellte sich also auch die steigende Sorge für

die Zukunft. Was würde aus ihm werden, wenn man mit seinem Stellvertreter so zufrieden wäre, daß man dessen Anstellung verlängerte und ihm auf die eine oder andre Weise den Stuhl vor die Thüre setzte? Kontraktlich ausgeschlossen war dieses Ergebnis nicht, denn seine Anstellung war zu einer Zeit erfolgt, wo es ihm so schlecht ergangen war, daß er um jedes, auch das notdürftigste Unterkommen hatte froh sein müssen und er die Paragraphen des Vertrages, der ihn fest band, aber seinen Brotherren ziemlich freie Hand ließ, nicht lange nach allen Seiten umgekehrt und mit Advokatenaugen geprüft hatte. All die Zeit, da ihn das Wirken in Redaktion und Administration, das Polemisieren und Aushauen nach rechts und links und nicht selten das Lob seines überspannten Leserkreises, sowie die Anerkennung der ihm zunächst Vorgesetzten glücklich und stolz gemacht, hatte er nicht viel über die Unsicherheit seiner Stellung nachgesonnen. Was hätt's auch geholfen! Nun aber auf seinem Strohsack von einer Seite auf die andre sich wälzend, im Vollbewußtsein seiner unerträglichen Haft schlich sich ein Zweifel nach dem andern zu ihm und kroch ihm ans Herz und nagte sich fest und sog an seinem Blute. Da schlug er sich wohl vor die Stirn und nannte sich einen Thoren, daß er mit rücksichtsloser Leidenschaft seiner Parteiwut die Zügel hatte schießen lassen, daß er um das Zujubeln einer Bierbank voll schadenfroher Rüpel oder um das beifällige Nicken irgend eines blassen Führers ehrliche Menschen wegen ihrer ehrlichen Ueberzeugung, nur weil diese nicht die seine war, mit allzu bereitwilliger Feder angegriffen und sie sich für Lebenszeit verfeindet hatte. Und einen dreifachen Thoren nannte er sich, weil er, nicht zufrieden mit der Last seiner eigenen Frechheiten und Verstöße, auch noch die Verantwortung für die Vergehen andrer sich aufsackte, andrer, die ihn nun nicht einmal bemitleideten und ihn wahrscheinlich auslachten. Aber war er nicht als Sündenbock angestellt und bezahlt? War er zu etwas Besserem gut befunden worden? Er besaß gerade soviel Kenntnis, Intelligenz und notdürftige Bildung, daß ihm die Behörde zutrauen mochte, er könnte, wie die eigenen, so auch die fremden Verstöße gegen Gesetz und Ordnung in seinem Blatte selbst geleistet haben. Damit

war seine Befähigung und der Wert, den er für die Parteileitung hatte, umschrieben. Was sonst noch an schönen Redensarten darum herumgemacht worden, war nur geschehen, um ihn zu verblenden und in den Sumpf zu locken. Da stak er nun mitten drin und sagte sich, was auch wahrscheinlich die Genossen jetzt von ihm sagten, daß er in Uebereifer und Gutmütigkeit viel zu weit gegangen war, daß Uebereifer einen Parteigenossen als gefährlich und Gutmütigkeit ihn als dumm und unbrauchbar charakterisierte. Dann griff er wohl mit allen zehn Fingern in die schwarzen Haare, preßte sich den brennenden Schädel und nannte sich den größten Thoren in ganz Berlin, weil er um Leute, die nichts nach ihm fragten, seine Freiheit, seinen Unterhalt und sein schönes Liebesleben preisgegeben hatte, für nichts oder doch für nicht viel mehr als nichts: für die eitle Vorspiegelung von Vorteilen an Ansehen und Einfluß, die an der Sonne der Wirklichkeit zerfließen würden. Man macht sich nicht unentbehrlich dadurch, daß man die Seinen daran gewöhnt, einen zu entbehren.

Dann knüpfte er im natürlichen Rückschlag des Denkens wohl immer noch eine oder andre Hoffnung an sein Thun, versuchte sich einzureden, man werde dem Opferlamm Dankbarkeit, dem Märtyrer für die gemeinsame Sache gesteigertes Ansehen und erhöhte Beliebtheit zutragen. Aber er lachte sich flink selbst aus ob solcher Phantasieen. Man war in seiner Partei nicht sentimental, und die Dummen wurden in ihr so wenig, wie in den andern, alle, die Dummen, die ihre Haut zu Markte trugen und sie gerben ließen, damit die Klügeren bedeckt und behütet würden.

Und dafür entbehrte er mit aller Ungeduld leidenschaftlicher Jugend alles, woran sein Herz hing?

Entbehren? War es nur das? Aufs Spiel setzen, das war's, gefährlich aufs Spiel setzen.

Und da hockte auch schon ein einbildungskräftiges Teufelchen von Gedanken dicht an seinem Ohr, und es zauberte ihm Bilder vor die inneren Augen, daß er hätte rasen mögen, daß er sich in den Aermel und manchmal auch in den Arm biß, um nicht laut aufzuheulen, damit nicht der Wärter käme und ihn barsch befehlerisch zur Ruhe verwiese,

sonst müßte er Anzeige erstatten und seine Bestrafung herbeiführen.

Dann sah er zum Greifen deutlich vor sich: die buntbehangene Stube Nandas mit der kleinen Staffelei vor dem großen Nordlichtfenster, den Fächerstreifen glatt auf ein Reißbrett gespannt und darüber die weiße schlankfingerige Hand mit einem langen spitzen Pinsel auf matte Seide tolle Dinge malend. An der Hand war ein Arm, ein halbnackter Arm unter zurückfallendem Aermel weichen Stoffs, und am Arm eine Schulter, eine Büste, ein lächelndes Haupt und ein ganzes schmiegsames verführerisches wunderbares Wesen, das seiner Kunst so innig hingegeben und von Hinz und Kunz so überlaufen und belästigt und umschmeichelt war, daß es tagsüber wohl kaum Zeit fand, an den verliebten und geliebten Narren zu denken, der sich im Uebermut eines politischen Dilettanten, in einer ihm jetzt selbst unbegreiflichen Leichtfertigkeit von ihr hatte trennen lassen.

Wer einen kostbaren Schatz hat, soll ihn hüten und mit zehnfacher Sorgfalt, wenn dieser Schatz der Welt in die Augen sticht. Wie würde er sein höchstes Gut wiederfinden, wenn er in zwei, in drei Monaten, ein entlassener Sträfling, ein vollkommener Bettler, zurückkehrte?

Und mit dem ganzen selbstquälerischen Eifer eines unbeschäftigten und von seiner Leidenschaft erfüllten Geistes malte er sich alle Gelegenheiten, alle Gefahren, alle Verführungen aus, denen sein Liebchen nun preisgegeben war ohne Schutz, ohne Rückhalt.

Ohne Rückhalt? War nicht der Vater da, der ehrenstrenge stolze Geheimrat, der lieber ins Elend gegangen war und lieber, was er besessen, ohne Zögern hingegeben hatte, als ein Fleckchen auf seinem Rufe zu dulden?

Nein, dieser Vater war kein Schutz und kein Rückhalt. Ein phantastischer Projekteschmied, saß er immer und überall abseits von der Wirklichkeit und rechnete und rechnete irgend einen närrischen Plan aus, wie er nach seiner Einbildung Tausende und Millionen gewinnen müßte, wenn und wenn und wenn die wirklichen Dinge, die er nur im Nebel seiner Hypothesen sah, anders wären, als sie eben waren. Er glich den Leuten, die auf wissenschaftlichem Wege sicher dahinter-

zukommen überzeugt sind, wie man die Bank von Monte Carlo sprengt, die Vierung des Kreises findet oder ein Allheilmittel für sämtliche Gebrechen der vielgeplagten Menschennatur entdeckt. Heute war er nahe daran, und morgen fand er's ganz gewiß; aber niemals kam's zum Vorschein. Was wollte neben seinen weltbewegenden Schlußfolgerungen solch eine Kleinigkeit bedeuten, wie die, daß bei seiner Tochter ein schöner Bursche wie Spindler saß, der alle Künste der Verführung aufbot, oder jener schnauzbärtige Don Juan mit dem idealen Ernst und der schlagfertigen Erfahrung eines Wendewalt?

Und daß der eine oder andre oder auch ein dritter und vierter und fünfter, von dem er nichts wußte, bei dem vielbegehrten Mädchen vor der Staffelei sitzen und mit teuflischen Argumenten es ihm abspenstig machen würde, das schien ihm nur allzu wahrscheinlich. Es schien ihm nicht nur so, er wußt' es, er sah's vor sich, wenn er die Augen zumachte, greifbar unwiderleglich sah er's vor sich, wie mit einem zweiten Gesicht, mit einer verlängerten und verstärkten Sehkraft, die Meilen übersprang und fester Wände spottete. Er sah das Gigerl Spindler mit dem dünnen blonden steil aufwärts gequälten Schnurrbart zu ihren Füßen, die so schmal und kokett mit neugierigen Spitzen unter dem Rocksaum vorguckten. Er sah Wendewalts schweren dunkelbraunen Reiterschnurrbart auf die feine Ohrmuschel der Geliebten Schatten werfen, so daß man nicht wußte, sagte er ihr bloß etwas, das niemand hören sollte, oder drückte er ihr zu gleicher Zeit einen Kuß und ein Geheimnis wie einen Ohrring an, den sie nun nicht mehr entfernen konnte, obwohl seine Spur kein andres Auge sah, als des von seinen Gedanken gemarterten Gefangenen im fernen Plötzensee.

Fand er im Geiste keinen dieser beiden Rivalen bei der Geliebten, so sah er den einflußreichen Kritiker antreten, mit dem er selbst sie vor Jahr und Tag bekannt gemacht hatte, damit dessen Empfehlung ihrer Kunst gesteigerte Aufmerksamkeit zuwende. Der immer noch jugendliche Herr im breiten Vollbart war nicht unempfindlich für die Ehre, schöne Klientinnen zu begönnern. Wo ihn süßer Lohn möglich dünkte, säete er freigebig Lob, um gelegentlich Liebe zu ernten.

Solange Winkler dazwischenfahren konnte, war ihm die Aufdringlichkeit des feisten Schmarotzers nur ein Gelächter wert. Aber unter den Zeitungen, die er hatte lesen dürfen, war ihm ein Ausstellungsbericht desselben Burschen in die Hände gefallen, der über einen Fächer, den Nanda jüngst vollendet hatte, von überschwenglichen, man möchte sagen kosenden Lobsprüchen überfloß. Das mußte wirken, das brachte Namen und Kundschaft, denn so dumm ist die Welt: sie mag einen Mann mit Grund mißachten und hört doch auf sein gedrucktes Wort und bildet die eigene Meinung von einer Neuigkeit blindlings nach seiner Wertschätzung, weil auf seinen Geschmack zu schwören Mode geworden ist. Und dafür mußte Nanda sich zu Danke verpflichtet fühlen.

Derjenige, welcher ihr diesen Vorteil verschaffte, gewohnt, halb Mäcenas, halb Pascha, breitspurig überall hinzutreten, versäumte gewiß nicht, durch sein persönliches Erscheinen Nandas Werkstatt zu beglücken und auf den Dank, den ihm die anmutige Künstlerin schuldete, mehr oder weniger galant anzuspielen.

Ueber die zuckende Schulter hinweg ging seine Hand nach der werdenden Arbeit auf der Staffelei und sein erprobtes Kunsturteil verbitterte sich und ließ Schlimmes für die Zukunft besorgen, wenn er ungelabt und ungeschmeichelt abfahren mußte, wie er angetreten war.

Unverfroren, wie er sich gegen seine „Protektionskinder" überall gab, würde er wohl noch deutlicher sprechen, klopfte nicht just noch ein andrer Seladon an die Thür der Werkstatt: der liebe Kollege vom Porträtfach, der langhaarige talentvolle Hanswurst mit dem unmöglichen Dialekt und den selbsterfundenen Röcken, der schon seit Jahr und Tag das schöne Fräulein von Wesselbrunn malen möchte, was ihm die beste Gelegenheit gäbe, es mit verliebten Augen stundenlang jeden Tag eines Monats anzuschmachten und zu verhimmeln. Immanuel hatte Mühe gehabt die Entscheidung zu hintertreiben, die Nanda gern zu Gunsten des unermüdlichen Bittstellers gegeben hätte, denn sie wünschte sehr, ein gutes Konterfei ihrer jetzt so günstigen Gestalt zu besitzen, und der verfluchte Ungar ward nicht müde, sie zärtlich zu bestürmen und zu schwören, daß er mit ihrem

Bilde sein Meisterstück machen und sein wahrer Ruhm erst von dem Tage datieren würde, da er ihr Bild ausstellen dürfte.

Und er kam immer wieder, und jetzt war kein Winkler da, sein Andringen auszuheben, und ganz gewiß gab Nanda nach und beschönigte diese Schwäche noch mit der eitlen Ausrede, sie wollte dem der Haft Entlassenen mit ihrem Bild eine Freude machen.

Da saß der ungarische Pinselheld vor ihr und stellte seine Staffelei gegen die ihrige, und sie arbeiteten beide weiter in kollegialen Gesprächen, und er erzählte ihr haarsträubende Geschichten, die sie erröten und doch auch wieder lachen machten, und sein verliebtes Auge tastete all ihre Züge ab, die Augen begegneten einander öfter und öfter und, wenn in kaum eingestandener Unruhe Nanda zuweilen aufstand und in wirklicher oder künstlerischer Neugier sehen wollte, ob dem Magyaren ihr Bild gelänge, begegneten sich nicht nur die Augen, sondern wohl auch die Hände, und wär's auch nur zur Abwehr.

Nicht daß Immanuel fürchtete, Nandas Standhaftigkeit möchte schon jetzt solch einem Bewerber unterliegen, nein, aber all dieses Begehren und Umfreien und einander in galanter Zudringlichkeit Ueberbieten erhitzte doch die Luft, in der sie, vom Geliebten getrennt, atmete, und bedrängte das darbende Herz mit beunruhigenden Gedanken und ungesunden Vorstellungen.

Wie, wenn einer der kundigen Verführer eine schwache Stunde benutzte — wer hat nicht einmal eine schwache Stunde im Leben? — wie, wenn nur ein Hauch ihre Lippe streifte, nur eine Hand ihren schlanken Nacken berührte — war ihm seine Heilige dann nicht entweiht?

Ihm war dabei, als erwürgten ihn seine Gedanken, und er glaubte das Unglück geschehen, weil er es fürchtete, denn seine Klassiker sagten ihm: aus den Augen, aus dem Sinn — das Weib ist treulos wie die Welle — das Weib ist bitter.

Er hatte die Jahre hindurch nur all die Süßigkeit des Weibes genossen. Aber wieviel Bitternis in dieser Süßigkeit steckte, wie selbst die allersüßeste so gallenbitter schmecken

konnte, das auszukosten hatt' er jetzt unbeschränkte Zeit, und er nützte sie aus, als gälte es, sich krank und toll zu machen binnen kurzer Frist.

Er kam von Kräften, er konnte nicht essen, die Gefängniskost widerte ihn mehr und mehr an, seine Augen hatten einen stieren Ausdruck, einen wunderlichen Glanz. Die Gefängniswärter, die ihn in seiner Klause laut und leidenschaftlich mit sich selber reden hörten, meinten, er würde hie und da von Wahnvorstellungen geplagt oder er phantasiere doch.

Er fühlte den Rückschlag seiner eifersüchtigen Grübeleien in sich und um sich, und doch konnte er nicht von ihnen lassen, denn sein liebster Gedanke war der an Nanda, und wenn er an sie dachte, kam mit der Sehnsucht unfehlbar alle Qual über sein jetzt schlecht genährtes und allzeit unbändiges Gehirn. Wenn dann der Teufel ihm immer Aergeres und Aergeres vorspiegeln wollte . . . und der Teufel versicherte, er könnte das . . . und wenn der Teufel ihn ganz des Teufels machen wollte, daß er händeringend aufheulte und mit dem Kopf gegen die Wand wollte, und kam dann der Wärter und fragte, ob er verrückt geworden wäre, so bat er, weil im Augenblick, verstört und verblüfft, er keiner andern Ausrede habhaft wurde, man möchte den Pastor bitten, zu ihm zu kommen.

Was er mit seinen Ueberzeugungen vom Pastor wollte? Nichts als ein Menschenangesicht sehen, das Angesicht eines in sich gefestigten zufriedenen von keinerlei Skrupeln beängstigten Menschen, der an Treu und Redlichkeit glaubte, an die Ewigkeit geschworener Eide, an die Tugend bedrängter Frauen und an die Ehrbarkeit gestandener Männer.

Er lachte sich selbst aus ob solcher Anwandlungen, und kam dann der Pastor, so gab's ein endloses Wortgefecht über ganz andre Dinge, die Immanuel bei den Haaren herbeizog und mit seltener Verbissenheit festhielt. Der Geistliche verließ den verstockten atheistischen Sozialdemokraten bald mit heller Entrüstung, bald mit seelsorgerisch gemildertem Bedauern, während der andre, der doch etwas wie Erleichterung empfunden hatte, ohne ein Wort auszusprechen, dankbar die Hand umklammerte, die ihm jener bei aller Güte nicht lassen wollte.

Freilich hielt dieser Trost nicht vor und Immanuel suchte sich einen andern, um nicht verrückt zu werden. Wenn es ihm bis in die dritte Woche des ersten Monats seiner Haft unmöglich gewesen war, seine Gedanken anhaltend auf einen andern Gegenstand, als auf das mit wunderlichen Arabesken umgebene Bild der Geliebten zu sammeln, wenn er schon am Ende der ersten Seite eines Buches nicht mehr wußte, was auf der ersten Zeile stand, wenn er diese Tröster der Wissenschaft nach jedem vergeblichen Versuch, seine Gehirnthätigkeit an sie zu heften, in den Winkel geschleudert oder gar mit Füßen getreten hatte, nach und nach bekannte er sich doch, daß keine Rettung vor dem Teufel war, als bei ihnen, und er klammerte sich allem Widerwillen trotzend mit krampfhaftem Eifer an diese Studien, von denen er sich sagte, daß nur sie ihm die Gesundheit und den Verstand retten konnten.

Er hatte sich rechtzeitig mit Büchern versorgt und die Erlaubnis, sie zu benutzen, erhalten. Sie wurden nun seine besten, seine einzigen Freunde. Mit einem Fleiße, wie er ihn noch nie im Leben an eine Sache gewandt hatte, arbeitete er ein Werk nach dem andern durch, machte sich Auszüge und examinierte sich selbst über das Gelernte, als gälte es, das wichtigste Staatsexamen zu machen. Galt es ihm doch um mehr: zunächst nicht unterzugehen im Gram und in den Wahnvorstellungen seiner darbenden Leidenschaft und dann bestehen zu können als ein brauchbarer Mensch vor Freund und Feind, wer und was immer ihm entgegentreten mochte.

Allmählich gelang es seinem festen Willen, sich mit Erfolg von diesen wissenschaftlichen Ideen ergreifen und fesseln zu lassen. Es gelang ihm stundenlang, halbe Tage lang, nicht an Nanda zu denken. Er empfand dies wie eine Wohlthat und schauderte doch bei dieser Erkenntnis wie vor einem Treubruch. Wie, wenn auch sie halbe Tage nicht an ihn dachte? War das nicht auch Treubruch? Nein, sagte er, und er wünschte es ihr mit zärtlicher Bitterkeit.

Er mußte an das Elend solcher Gefangenen denken, welche in ihrer Bildung und deren Hilfsmitteln keine Ablösung von den peinlichen Vorstellungen, die ihr Zustand mit sich brachte, fanden. Er erinnerte sich an allerhand Ge-

schichten, die davon erzählten, wie solche Menschen sich vor Verzweiflung und Wahnsinn zu bewahren gesucht hatten. Und ihn überkam Dankbarkeit für seine bessere Lage, die ihn zwang, ein Vierteljahr lang alles Sinnen und Denken auf seine wissenschaftliche Ausbildung zu verwenden, wenn das Irrlichterieren seiner Phantasie ihn nicht dauernd schädigen und für sich, wie für seine Partei, für das politische Leben, wie für die Geliebte entwerten sollte. Die ganze Willenskraft nahm er zusammen und schwor sich, als ein Mensch von höherem Werte in die Gesellschaft zurückzukehren, der er zur Strafe seiner und andrer Sünden noch für Monate entrückt bleiben sollte. Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Politik und Geschichte, dickleibige mehrbändige Werke, zahlreiche Broschüren dazu und auch Kollegienhefte verschlang er und wiederholte unermüdlich, wo er sich nach einiger Zeit über das Erworbene nicht haarscharf Rechenschaft geben konnte.

Versagten ihm dann mit dem spät am Sommerabend schwindenden Lichte die Kräfte, so zog etwas wie Stolz und Beruhigung vom Kopf herunter über die vordem so gequälte Brust, und milder und lieblicher, freilich auch schwächer in Umriß und Farben, waren die Bilder der Geliebten, die ihn jetzt nach vollbrachtem schwerem Tagewerk heimsuchten und bald, undeutlicher werdend, in tiefen Schlaf hinüberleiteten.

An Rückschlägen fehlte es nicht. Sie kamen plötzlich und mit einer überwältigenden Macht, wie Fieberanfälle. Allein mit der instinktiven Scheu des Selbsterhaltungstriebes und mit der wachsenden Kraft eines bewußten Willens suchte er sie zu vermeiden und hintanzuhalten.

So wurden auch die Gespräche mit dem Pastor ruhiger und objektiver.

Keine tobenden Ausbrüche geflissentlichen Widerspruchs mehr, kein absichtliches Zurschautragen unversöhnlicher Gegensätze. Sie lernten gegenseitig die ehrliche Ueberzeugung achten, wenn sie sie auch beklagten, und sprachen miteinander wie gebildete Menschen nur mehr von denjenigen Dingen, über welche sie sich nicht in die Haare zu fahren brauchten.

Weniger zufrieden mit der neuen Lebensweise des interessanten Zellenhäftlings, als der Geistliche, war der Gefängnis-

arzt. Daß ein unbändiges Herrchen aus den gebildeten und genießenden Ständen in den ersten Wochen, da ihm die Freiheit entzogen wurde, tobte und tollte, war ihm nicht neu, es war das Natürliche und gab sich ja mit der Zeit, denn auch im Gefängnis und da erst recht ist die Wand der härtere und hartnäckigere und der Kopf der empfindlichere und weichere von beiden. Auch daß einer, den die Staatsgewalt zeitweilig hinderte, seine Tage zu verjubilieren, hier in seiner stillen Zelle in sich ging und sich nützliche Kenntnisse zuwendete, um sie nachher gut oder schlecht unter seinesgleichen zu verwerten, gehörte zu den gewöhnlichen Fällen. Aber der Uebereifer, mit dem das von Immanuel Winkler geschah, war vom Uebel. Der Mensch überarbeitete sich augenscheinlich, gefährdete seine Gesundheit und damit den guten Ruf der Anstalt und ihrer Aerzte. Das konnte, das durfte man so nicht hingehen lassen. Und der wohlwollende, wenn auch etwas gleichmütig amtierende, aber durch seinen Beruf und seine Patienten zu befehlerischer Barschheit erzogene Sanitätsrat erklärte Winkler geradeheraus, daß er ihm die vielen Bücher konfiszieren werde, wenn er sich in seinem Uebereifer nicht mäßigte. Winkler aber nahm den Befehlenden ehrerbietig bei der Hand, bat ihn, wie ein Sohn zum Vater sprechen zu dürfen, und deutete ihm dann an, daß man eben einen Teufel durch den andern austreiben müßte und daß er lieber vom vielen Arbeiten etwas magenkrank und nervenschwach als ohne anstrengende geistige Thätigkeit vor allerhand innerer Aufregung verrückt werden möchte.

Der Arzt sah ein, daß diese Eventualität für sein Gewissen wie für den Ruf der Anstalt noch peinlicher wäre als jene, beschränkte sich auf immerhin eindringliche Ermahnungen, den übergroßen Eifer zu dämpfen, und sorgte im übrigen dafür, daß der gefangene Sozialdemokrat, der trotzdem für ihn der Sprößling eines alten würdigen Gelehrten blieb, an Büchern soviel erhielt, als er irgend bedurfte.

Die Folge war, daß sich der emsige Winkler nach drei Monaten in der That überarbeitet hatte, daß er nunmehr wie der Schatten seines früheren trotzigen Selbst herumkroch, zu hüsteln begann und endlich im Fieber auf die Krankenabteilung geschafft werden mußte.

Die Führer der Partei ließen sich selbstverständlich die Thatsache der Erkrankung ihres Genossen im Gefängnisse nicht entgehen und schlugen Lärm über schlechte Behandlung, ungesunde Wohnung und verdorbene Nahrung. Freilich, wenn es sich um einen der Besitzenden gehandelt hätte, der zwei oder drei seiner Mitmenschen in sogenannten Duellen kunstgerecht ermordet hätte, dem würden auf der Festungshaft alle Erleichterungen gewährt werden und baldige Begnadigung in Aussicht stehen. Aber für einen armen Sozialdemokraten bliebe jede Härte des Gesetzes ungemildert und der schlechteste Kerker gerade gut genug, um ihn für längere Zeit, wenn nicht für immer kampfunfähig und unschädlich zu machen. Die Bleidächer Venedigs und die Keller der Peter-Paulfestung avancierten zu behaglichen Sommerfrischen im Vergleich zur Bastille am Plötzensee, und Immanuel Winklers Wert und Bedeutung für das öffentliche Leben in Deutschland, wie für die Partei ganz besonders, ward mit einer bisher noch unvernommenen Ausführlichkeit und Wärme behauptet und bewiesen.

Leider machten etliche Zeilen einer sachgemäßen Erklärung der Verwaltung allen Uebertreibungen ein rasches Ende, und über dem drei Tage lang im Sturm gehobenen Namen Immanuel Winkler glätteten sich bald wieder die Wogen der öffentlichen Meinung und rauschten andern Ufern zu.

Nanda von Wesselbrunn hatte von dem ganzen kurzen Geräusch, das mit dem Namen des Geliebten gemacht worden war, sowie von seiner Erkrankung nichts erfahren. Sozialistische Blätter kamen nicht in ihres Vaters Haus und von allen Bekannten hatte keiner auch nur die geringste Veranlassung, den Namen des kleinen sozialistischen Sitzredakteurs zu nennen, den sie ja wohl kaum kennen mochte. Man hatte von wichtigerem mit ihr zu plaudern und man plauderte viel vor ihr.

Es sah um sie herum ziemlich also aus, wie es der Gefangene Winkler in seiner aufgeregten Einbildungskraft sich an die kahlen Wände seines Zellengefängnisses zu eigener Qual aufgezaubert hatte.

Der elegante Spindler kam wohl jede Woche einmal

in seinem neuen Break, der allzeit eifrige Wendewalt öfter als einmal auf seinem Zweirad angesaust, und wenn sie nicht häufiger kamen und nicht länger blieben, als geschah, so war jener unausstehliche radebrechende Schwätzer daran schuld, der sich mit seiner Staffelei und seinen Farbentuben in Nandas Werkstatt niedergelassen hatte, hier that, als ob er zu Hause wäre, wenigstens viermal in der Woche das Fräulein stundenlang mit verliebten Augen verschlang und über seine Leinewand hinweg die ältesten Meidinger und die dümmsten Mikoschgeschichten hervorzusprudeln und sie falsch zu pointieren nicht müde ward. Von den andern begriff keiner, daß eine Dame voll Geist und Geschmack, wie Nanda Wesselbrunn, solch eines Kaffern Gesellschaft so lang ertrug. Aber freilich, das Bild versprach vorzüglich zu werden. Darin waren sie alle einer Meinung, und jeder hätte es gern für sich erstanden; aber Nanda verbat sich das, und der Künstler dachte nicht daran, das Porträt irgend jemand zu überlassen, es wäre denn dem schönen Urbild selbst. Aber auch diesem erst, nachdem sein Meisterstück von einer Großstadt zur andern auf die Ausstellung gewandert wäre und den Ruhm seines Schöpfers gemehrt und verbreitet hätte.

Das schöne Konterfei mußte ja dem Urbild schmeicheln. Von den andern konnte keiner dergleichen. Und dieser wärmenden Ueberzeugung voll pflanzte sich der Ungar frech fest in Nandas Werkstatt und freute sich diebisch, wenn die andern vor verhaltener Wut platzen wollten. Seine Mikosch und Meidinger konnte keiner aushalten, und so behauptete er allemal das Feld. Nur vor einem wich er, vor einem schwänzelte und tänzelte und buckelte und grinste er immer und überall und selbst neben der angebeteten Nanda. Das war der einflußreiche Kunstkritiker, der, breitspurig und unverfroren, ganz der Mann dazu war, wenn er sich über einen Künstler ärgerte, dessen schönstes Meisterwerk vor allem Volk mit einer Lauge von Spott und Hohn zu übergießen, daß kein Pinselstrich davon anerkannt wurde. Mit dem durfte es ein Strebender beileibe nicht verderben. Das wußte der Magyar, allein ihn wollt's auch dünken, als wäre der feiste Schlemmer, der nichts im Leben ernst nahm, auch der

am wenigsten Gefährliche von allen, die um dieses berauschende Weib sich mühten. Er versäumte nicht, sowie er sich mit ihr allein fand, über diesen infamen Schmarotzer die infamsten Anekdoten auszukramen, die diesen in guter Gesellschaft schlechterdings unmöglich machen sollten. Und nicht nur über diesen, sondern auch über die beiden andern, wie dies auch jeder von den dreien über den Maler und hinwiederum über sämtliche abwesende Nebenbuhler leistete, sobald einer das Glück hatte, bei der schönen Fächermalerin allein zu sitzen.

So gab sich ein jeder von den vieren redliche Mühe, die freundliche Wirkung der andern Freier zunichte zu machen, und arbeitete damit unbewußt zu Gunsten jenes fünften, den keiner nannte, den keiner kannte, an dem aber Nanda mit ganzem Herzen hing, mochten jene sich verleumden oder ihr Lob zu ihren Füßen singen, gleichviel.

Denn obschon Immanuel in seiner quälenden Phantasie ganz richtig erkannt hatte, wer alles bei seinem Liebchen aus und ein ging und was sie schwatzen und anstellen mochten, in einem hatte er sich doch umsonst gequält: er kannte Nandas Herz noch lange nicht. Es gibt kein sichereres Mittel, ein Weib zu hüten und in Treue zu bewahren, als gegenseitige tapfere Liebe. Ein Weib, das leidenschaftlich liebt und sich leidenschaftlich geliebt weiß, wird nicht leicht vom rechten Wege straucheln. Denn der geliebte Mann ist ihr ein Gott, und jeder andre, wär er auch eingestandenermaßen dreimal soviel wert als der ihrige, ist ihr ein Greuel und Abscheu, wenn er sich ihr begehrend nähert.

Wohl litt auch Nanda bitter unter der andauernden Trennung vom Geliebten, aber sie litt in Freiheit und so litt sie leichter. Nur wenn sie jene seltenen aus Not verstellten, also nichtssagenden Brieflein des Gefangenen von der Post holte, wehte sie's bitter und öde daraus an. Aber es waren doch Lebenszeichen, und Liebeszeichen doch auch. Dann ging sie wohl heim und schrieb aus voller Seele einen langen leidenschaftlichen Brief an den einzigen, obschon sie wußte, daß sie diesen Brief ihm nicht würde schicken und er ihn mit so manchem andern erst nach seiner Freilassung würde lesen dürfen. Aber für ihr ge-

preßtes Herz war's doch Erleichterung, mit ihrem armen Immanuel zu sprechen, ihm alles zu sagen, was sie bewegte in Liebe, Sehnsucht und Hoffnung.

Wunderlich blieb ihr's dann trotzdem, daß der, an welchen diese Briefe gerichtet waren, nicht darauf antwortete und auf alle diese Gedanken und Gefühle keine Resonanz kam. Freilich, er erhielt diese Briefe ja nicht, sie mußte sich das immer wieder sagen, und doch schrieb sie weiter an ihn, wie in ein Tagebuch, und über alles.

Von ihren Anbetern schrieb sie nichts oder nur wenig. Sie waren ihr ja auch nicht mehr. Warum sich mit gleichgiltigen Personen befassen, wenn man dem Entfernten soviel Wichtigeres zu schreiben hat. Spindler war ihr niemals sympathisch, der Kritiker mit der Paschamiene immer zuwider gewesen, den Maler ertrug sie nur, weil er in ihrer Kunst sie richtig beriet und ein vorzügliches Bild von ihr schuf, das ihrem Geliebten Freude machen sollte. Etwas anders stand es mit dem Landrat. Sie kannte ihn von klein auf, er war ihr und ihrem Vater ein treuer und ehrlicher Freund, sein Denken, Thun und Gebaren ihr immer lieb und vertraut gewesen. Sie achtete ihn und wußte, daß sie auf ihn zählen durfte, wenn sie wollte. Aber da er schon ein erwachsener Mensch und Feldzugssoldat gewesen war, als sie noch im Flügelkleide mit Puppen, Katzen und Hühnern auf dem Hofe herumtollte, hatte sie sich daran gewöhnt, ihn für einen älteren Herrn zu betrachten, für viel älter als er wirklich war und, darum kam er als Courmacher bei ihr gar nicht in Betracht. Daß er trotzdem in sie verliebt war, that ihr leid, und daß er des kein Hehl hatte, war ihr oft peinlich. Aber sie hoffte noch immer, ihn als Freund abzurichten und von eitlen Wünschen zu heilen.

Auch Wendewalt hoffte, jedoch das gerade Gegenteil, wenn er auch vorderhand zu schweigen und sich zu gedulden für gut fand. So entstand ein wunderliches Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden ungleich gearteten Menschen. Aber ohne daß Nanda sich dessen bewußt ward, fand sie in dieser Freundschaft, die für sie nichts von Liebe an sich hatte, Trost, der ihr leichter zu dulden half, was zu Ende geduldet werden mußte.

Wendewalt glaubte zu merken, daß er der schönen Malerin etwas geworden war. Sie begrüßte ihn mit ehrlicher Freude, wenn er bei ihr erschien, und, wenn er ging, versäumte sie nicht zu fragen, wann sie sich wiedersehen würden. Sie nannte es Zeitvertreib. Er hoffte, daß es der unbewußte Anfang eines köstlicheren Gefühls sei, und baute Hoffnungen darauf.

Aber er kam in seiner Beflissenheit keinen Schritt vorwärts. Sie legte auf seine Besuche, auf seine Persönlichkeit nur darum Wert, weil er ihr die Langeweile scheuchen half, den schlimmsten Feind der Einsamen, die sich sehnen. Ohne seine gute Laune, ohne die Abwechslung, die ihr das Gespräch des klugen vielerfahrenen Mannes bot, wäre wahrscheinlich auch sie krank oder nervös geworden. Sie fühlte dergleichen instinktiv und fühlte sich darum auch instinktiv zu Dank verpflichtet.

In dieser Dankbarkeit spielte sie mit ihm. Ein gefährliches Spiel. Gefährlich zunächst für ihn. Darüber Gewissensbisse zu bekommen, war sie zu sehr Weib. Nichts natürlicher, als daß Männer für sie schwärmten. Sie war's gewöhnt und ihnen machte das sichtlich Vergnügen. Sie zeigten sich überglücklich, einer wie der andre, wenn sie sich's nur ein bißchen gefallen ließ. Warum sollte sie dem tapferen Wendewalt die Freude verderben? Es verpflichtete sie zu nichts. Davor war sie sicher, und sie versäumte auch nicht, ihm das gelegentlich anzudeuten.

In ihrer instinktiven Dankbarkeit und Vorsicht war sie auch zu Vertraulichkeiten gestimmt. Um ihm zugleich ein Zeichen ihrer Freundschaft zu geben und seine eitlen Hoffnungen abzuschrecken, lüftete sie einmal den Schleier ihres Geheimnisses ein wenig und gestand ihm in kameradschaftlichem Tone geradezu, daß sie verliebt sei, daß sie seit Jahren ein intimes Verhältnis habe, daß sie aber wegen allerhand Hindernissen sich nicht kriegen könnten, vor allem des dummen Geldes wegen, das keiner von beiden hätte.

Der Landrat hörte ganz andächtig zu. Er nahm aber die Sache bei sich gar nicht so ernsthaft und taxierte die Geschichte als eine altbackene Mädchenliebe, daran sich ein üppig aufblühendes mit soviel natürlicher Lebenslust und

Schaffensfreude begabtes Weib wie Nanda nicht die Zähne ausbeißen und dabei sinnlich verhungern werde.

Sie war zu ihrer eigenen Ueberraschung etwas neugierig darauf, ob Wendewalt nach solcher Eröffnung ausbleiben oder wiederkommen werde. Er kam nach wie vor auf seinem Rade, zu den gleichen Zeiten, und machte nie eine Anspielung auf ihr großmütiges Geständnis.

Sie überredete sich, daß er durch dieses Verhalten klar bewiese, daß er für sie eben nur ein Freund, aber ein guter Freund, sein wollte, und sie dankte ihm auch für diesen Beweis. Nur hätte sie gern noch mehr mit ihm über ihren Geliebten gesprochen. Natürlich ohne ihn zu nennen. Es hätte ihr so wohl gethan, mit irgend einem verläßlichen Menschen von ihrem Immanuel zu plaudern. Der Landrat wich geschickt aus. Dabei merkte auch sie, daß besser davon geschwiegen würde. Und sie vertrugen sich gut auch ohne das.

Sie malte fleißig. Auch in den heißen Sommertagen. Zwei ihrer kleinen Kunstwerke hatte sie während des Geliebten Haft schon ziemlich weit gefördert, sie hoffte sie bald zu vollenden und dann auch gut zu verkaufen. Nun gönnte sie sich etwas Erholung. Sie fuhr bei gutem Wetter mit Miß Mac Minn, dem Landrat und dem Assessor, denen sich auch manchmal der Maler zugesellte, zu Rad in den Grunewald und dort- und dahin. Papa hatte nichts dagegen, wenn sein zuverlässiger Freund Wendewalt dabei war. Sie fühlte, daß ihr ein Ausspannen, frische Luft und anstrengende Körperbewegung nötig waren.

Warum hätte sie sich nach langer mühsamer Arbeit diese Erholung versagen sollen? Weil ihr Liebster gefangen saß? Was hätte der davon, wenn sie sich auch gefangen stellte? Gar nichts, und ihr that die Bewegung im Freien und das Schwatzen mit heiterbewegten Menschen so wohl.

Hatte sie doch fast das Schlafen verlernt, solange sie nichts gethan als arbeiten und sich nach dem Verschwundenen sehnen. Der Arzt hatte ihr für ihre Schlaflosigkeit das Radfahren verordnet. . . . Nun, wenn sie sich nach stundenlanger Pace hastig aus dem Sportgewande geschält und sich todmüde, aber gewissermaßen durch Ermüdung befriedigt, auf ihr Lager geworfen hatte, da war ihr Bewußtsein auch schon

weg, und sie schlummerte fest wie ein Kind, das nichts von Liebe weiß, oder wie eine Taglöhnerin, die nichts von Liebe wissen will.

Diese Veränderung bekam ihr sichtlich. Die etwas abgehärmten Wangen füllten und röteten sich wieder. Die Kopfschmerzen, der dumpfe Druck über ihren Nerven vergingen. Sie fuhr bald gewandt und sicher. Und wo sie vorüberradelte, blieben die Mannsen gern stehen und schauten ihr nach. Sie war eine von den wenigen, die auf dem Bicycle vorteilhaft aussehen. Die Bewegung schmeidigte ihre Gestalt. Die schlanke Figur mit den schön ausgebildeten Formen des Busens und der Hüften, der flotte Halsansatz, das kluge, freundlich blickende Gesicht mit der zierlichen Nase, den schönen Augen, dem blonden Haar, dem Grübchen im Kinn, den starken Brauen und dem träumerischen Munde — man sah nicht alle Tage solch ein Wesen mit flinken Füßchen die Pedale treten, und mancher, an dem sie vorbeisauste, mit ihrer Dreimännerbegleitung, der setzte sich plötzlich in ein andres Tempo und strampelte drauf los, bis er sie wieder eingeholt und noch einmal in der Nähe betrachtet hatte.

Wenn ihr im wilden Ritte die wehende Luft das Haar ein wenig löste und die blonden Strähne sich ans glühende Gesicht klebten, wenn sie's den Männern an Gewandtheit zuvorthat und die kindliche Freude darüber Lichter des Uebermuts in ihren graublauen Augen anzündete, wenn die ganze Gestalt von Leben und Bewegung zu sprühen schien — sah sie wirklich nicht aus wie ein Bild der Sehnsucht und des Kummers um den entfernten Geliebten.

Sie wollte auch nicht so aussehen. Sie wollte schön sein, schöner denn je ... für ihn; sie wollte gesund und zu allem Uebermut fähig und bereit sein ... für ihn. Nur für ihn. Und so pflegte sie ihre Schönheit und die Kraft und Gewandtheit ihres Leibes mit einer verliebten Andacht und Beflissenheit, wie die Jungfrau, die sich zum Opfer im Tempel rüstet, von Tag zu Tag sich schmückt und weiht, bis die Erfüllung ihrer Sehnsucht, bis die Vereinigung mit ihrem Herrn und Meister gefeiert werden kann.

Seiner würdig wollte sie ihm begegnen.

Es konnte ja nicht mehr lange dauern. Sie rechnete nach und fand, daß es schon über die Zeit sei und daß er bereits frei sein müßte. Seit mehr als zwei Wochen hatte sie keine Zeile von ihm erhalten. Auch die knappen Nachrichten, die er ihr alle zehn bis vierzehn Tage zukommen zu lassen pflegte, waren ausgeblieben. Aber morgen müßten sie kommen oder doch übermorgen. ... So hatte sie freilich schon die ganze Woche hindurch gedacht und sich getäuscht. War er frei und mied sie? Unsinn! Bei solchem Einfall mußte sie lachen. Immanuels war sie so gewiß wie des eigenen Herzens.

Und doch fiel ihr der Argwohn wieder ein, da sie eines Mittags mit Lydia und ihren drei Begleitern aus dem Grunewald zurückradelte, und sie konnte auch dieses Mal nur darüber lachen. Die drei Herren nahmen dieses Lachen für den unwillkürlichen Ausbruch der inneren Freude an Bewegung, Wald und Wetter, und Assessor Spindler erlaubte sich, dicht heranfahrend, zu fragen: „Gnädiges Fräulein sind guter Laune. Also mit der Partie zufrieden. Wann wieder?"

Nanda hörte nicht auf ihn und gab demgemäß auch keine Antwort. Ihr Gesicht hatte wieder jenen weitwegdenkenden sinnlich süßen Ausdruck, der die Männer toll machte und sie doch dazu die Achseln zucken ließ.

Die sportfrohe Engländerin empfahl sich schon am Kurfürstendamm, in der Nähe ihrer Wohnung angelangt, von den Begleitern.

Die andern fuhren jetzt zu zweien hintereinander, der ungarische Maler, der nur Anekdoten erzählen, aber kein Gespräch führen konnte und sich hier im Freien ohne Malzeug etwas überflüssig vorkam, neben Spindler, etliche Schritte voraus neben Nanda der Landrat. Sie radelten, nachdem sie draußen gehörig gehetzt hatten, in gemäßigtem Tempo. Aufgerichtet und genaue Linie haltend, bogen sie um die Ecke des Parks der Kunstausstellung und lenkten, an der Kasernenmauer vorbei, in die breite Invalidenstraße ein.

Ein paar Leutnants, welche jene mit ihren Bicycles überholten, guckten freudig und frech nach der schönen Gestalt, und im Weitertreten sagte der eine zum andern, während

sie auf der Brücke die Fahrt verlangsamen mußten: „Das war doch die Wesselbrunn? Hat die sich famos entwickelt. Eine Prachtperson, hol' mich der ..."

Damit waren sie an einem jungen Mann vorübergesaust, dem der Wind den größten Teil dieser wegen des starken Wagenlärms sehr laut gesprochenen Worte zugetragen hatte.

Ein seltsamer Blick, den er ihnen nachsandte. Ein stechender gehässiger Blick aus zwei tiefliegenden Augen, die aus einem fahlen Schädel guckten. Das Fieber hatte alle Fleischfarbe aus dem Gesicht gewischt. Ein fleckiges Grau lag über den gespannten Zügen, die sich starr zu halten schienen, weil jede Bewegung Schmerzen verursachte.

Der arme Mensch mochte wohl weiter spazieren gegangen sein, als seine herabgekommenen Kräfte reichten, denn er lehnte mit gespreizten Beinen und kurzatmender Brust rücklings am Brückengeländer zwischen dem alten Hamburger Bahnhof und dem Invalidenpark, darunter ein schmales trübes Kanälchen vom Humboldthafen nach dem Nordhafen rinnt, und er schaute wie einer, der nicht weiter kann und doch sich auch nicht helfen lassen mag, jedem Vorübergehenden mit herausforderndem Schmerz, mit wehmütigem Trotz ins Gesicht.

Also auch den zwei Paaren, die jetzt so stattlich und vergnügt über die Sandkrugbrücke fuhren.

Es gab ihm einen Ruck durch den ganzen Körper, doch konnte er sich mit dem rechten Ellenbogen aufs Geländer stützen, ehe er in die Kniee knickte.

Langsam tretend wogten die vier an ihm vorüber.

Drei davon achteten des unscheinbaren Proletariers nicht, der sie nichts anging, den keiner kannte. Die eine aber fühlte, wie ihr der Schrecken über den Rücken lief und das Wort auf der Zunge versagte.

Sie beugte sich unwillkürlich fest auf die Lenkstange herab und starrte in die geliebten Augen, als ob sie schreien wollte und nicht könnte: Bist du's denn wirklich? Ehe sie einen Laut vorbrachte, nahm sie die Unterlippe unter die Schneidezähne.

Aber erst einmal die Brücke im Rücken reckte sie sich

entschlossen auf und rief: „Guten Tag, Ihr Herren, und Ade! Ich vergaß, daß ich bei Tante Mathilden eine Post meines Vaters zu bestellen habe. Nun heißt's eilen, wenn das noch vor der Suppe geschehen soll, und es muß geschehen. 'n Morgen!"

Nanda hatte das Rad plötzlich nach rechts gewendet und sauste nun, wie vom Winde davongetragen, das Alexanderufer hinab den breiten Kanal entlang, während die Herren sich verblüfft ansahen, der eine einen Seufzer, der andre ein Wörtchen von Mädchenlaune fallen ließ, und, da keiner des andern wegen so weit mitgekommen war, trennten sie sich rasch und verstimmt, nach drei Seiten auseinanderrollend.

Derweilen hatte Nanda schon die Alsenbrücke gewonnen, bog danach wieder rechts ab, fuhr am Lehrter Bahnhof entlang und wieder rechts um und sprang, nachdem sie also ein Viereck beschrieben hatte, abermals auf der Sandkrugbrücke angelangt, flink aus dem Sattel, dicht vor dem müden fiebernden Mann.

„Manuel, ums Himmels willen, was ist geschehen? Wie siehst du aus?"

Er lächelte nur, freilich etwas bitter, und richtete sich mit beiden Händen empor.

Sie vergaß der gewohnten Vorsicht auch jetzt nicht, sah nach allen Seiten hin von der Höhe der Brücke, wandte ihr Rad nach links und sagte leise befehlerisch zu dem Kranken: „Folge mir!"

So gingen sie den schmalen Fußweg, der zwischen grün überbuschten Gartenmauern und trägem Wasserlauf, am Park und Kirchhof der Invaliden vorbei, nach dem Nordhafen und der Fennstraße führt. Ein stiller wenig begangener Pfad mitten im Großstadtlärm. Das Rad an der rechten Hand, den mühsam schreitenden Menschen zur Linken machte das schöne Mädchen die ersten Schritte, ohne eines Wortes mächtig zu werden.

Auch er schwieg, bis sie aus dem stechenden Sonnenschein in den Schatten der Mauer gelangt waren. Er hatte etwas wie Scham zu überwinden. Er war der Geliebten immer in trotziger Vollkraft eines von keiner Schwachheit

abhängigen Mannes gegenübergetreten. Eine selbstherrliche Natur, vor der Gehorsam und Unterwürfigkeit des Weibes sich von selbst verstand, ihres Herzens Führer, Berater und König, im unbeschränkten Besitz ihrer Leidenschaften, ihrer Wünsche, bewundert und vergöttert. Und jetzt schleppte er sich, unfähig einen Fuß vor den andern zu setzen, im Bewußtsein seiner Jämmerlichkeit, seiner Häßlichkeit, zu nichts gut und mehr die Karikatur als der Schatten eines Liebhabers, an der Seite der Herrlichen hin, ein Gegenstand des Mitleids, eines ohne Zweifel mit Abscheu gemischten Mitleids.

Er hatte das nicht gewollt, und so war denn auch das erste, was er sagte: „Glaube nicht, Nanda, daß ich dir auflauerte. Ich hatte keine Ahnung, daß du dieses Weges kämest. Ich wollte mich nach dem Invalidengarten schleppen — ich finde, jetzt gehör' ich dorthin — und mich auf eine Bank in den Sonnenschein setzen. Aber ich kam nicht einmal so weit. Da. . . . Entschuldige."

„Manuel, was redest du denn daher? . . . In diesem Augenblick nach einem Vierteljahr der Trennung?"

Sie sagte das heftig, fast unwirsch und sah ihn dabei vorwurfsvoll an, aber der Anblick des Armseligen, der ihr sonst immer als der Schönste der Menschen erschienen war, wandte rasch den Unmut in ihrem Herzen, und mit aller Innigkeit, der ihre süße Stimme fähig war, sprach sie, Schulter und Ellenbogen an die seinen drückend: „Armer Schatz, sage mir doch lieber, wie du so krank geworden bist und wie du dich jetzt fühlst. Du bist so müde . . ."

Während er nur mit dem Kopf dazu nickte, liefen ihr die Thränen aus beiden Augen. Sie wandte das Gesicht zur Seite, lehnte das Rad ans eiserne Geländer über dem Kanal und sagte: „Da stütze dich auf und ruh dich aus und rede, trautes Herz!"

Er that so, holte tief Atem und sprach: „Es geht mir besser, um vieles besser. Ich war niedergebrochen, wie ein zusammengeschossener Hund, der im fremden Gehege gejagt hat, die Zunge aus dem Halse. Ich bin recht froh, daß es mir besser geht. Bald wird mir's wieder ganz gut gehen. Körperlich mein' ich. Vorderhand aber schäm' ich mich, so

vor dir zu stehen, ein Bild des Jammers und ein recht abscheuliches."

Er lächelte verlegen vor sich hin, die Fältchen um den Mund gruben sich grau ins fahle Gesicht. Aber die Liebende sah auch dies nur noch unter dem verschönenden Schleier der Liebe und der Thränen.

„Gott sei Dank, daß ich dich wiederhabe. Hier können wir nicht stehen bleiben. Sage mir rasch, wie kam die schreckliche Krankheit über dich und warum gabst du keine Nachricht davon?"

„Was hätt's geholfen? Ich hätte dich nur beunruhigt, und zu mir hättest du doch nicht kommen dürfen. Besser, du wußtest nichts und ich litt allein. Ich war ja gut aufgehoben."

Es klang fast wie ein Vorwurf. Nanda wollte es überhören, sie legte nur begütigend ihre Hand auf seine; er warf ihr einen dankbaren Blick zu, wie ein braver Hund, der Strafe für Uebermut gefürchtet hat und nun den Herrn innig anblickt, weil er ihm die Strafe schenkt. „Wie's gekommen ist?" fuhr er fort, und die Fäuste ballten sich dem Redenden. „Wie's gekommen ist? Wie's kommen mußte! Die Schurken haben mir's eingebrockt. Heruntergebracht war ich ja schon durch die Freiheitsentziehung und den Gram und die Sehnsucht und eine ganz wahnsinnige Eifersucht . . ."

„Manuel!" rief sie, Vorwurf und Mitleid in einen Ausruf passend.

„Ja, ja, es war dumm, aber laß dich erst 'mal für ein Vierteljahr einkerkern und dann schilt mich. O über dies verlorene Vierteljahr! Und ich bin doch noch jetzt kein brauchbarer Mensch. Erst gefangen und dann siech. Pfui über die Schufte!"

„Haben sie dich so schlecht behandelt? In einem preußischen Gefängnis? Und wegen eines Preßvergehens? Das ist doch unerhört!"

„Das ist überhaupt nicht. Die am Plötzensee haben mich ganz leidlich behandelt, so, wie's eben in der Ordnung ist. Ich klage nicht über sie, sondern über die falschen Freunde. Denk' ich nur daran, so regt sich mir wieder die Galle und alles in mir kehrt sich um und um."

Er brach ab und hielt sich mit beiden Händen am Geländer fest mit der Gebärde eines Kranken, der einen Anfall, einen Krampf, in dieser Stellung zu verwinden sich gewöhnt hat.

Nanda schwieg und sah ihm angstvoll zu. Sie wagte nicht, ihn durch liebkosende Berührung zu stören, bis er von selber fortfuhr: „Sie hatten mich mit Versprechungen geschmeidig gemacht, ich war ordentlich darauf versessen, Opfer zu bringen, Opfer mit meiner Arbeitskraft, mit meiner Person, mit meiner Gesundheit, mit meiner Freiheit, was weiß ich noch! Du hast immer gesagt, ich sei ein Doktrinär, ein Utopist, der sich Welt und Leute nach seinem eigenen Schema konstruiert. Hast vielleicht recht. Aber das liegt im Blut. Ich hab's nun einmal vom Vater, der ein idealistisch angehauchter Büchermensch war, und für meine Ueberzeugung leb' ich und sterb' ich. Ich habe mich nicht gesträubt für meine Ueberzeugung zu dulden, aber ich will auch für meine Ueberzeugung wirken. Wirken mit meinem Wissen, meinem Können, meinem ganzen Ich und an der rechten Stelle, wo Wissen, Können und Persönlichkeit auch ihre volle Wirkung thun ...

„Von den Genossen besuchte mich manch einer im Gefängnis, wenn's erlaubt war. Sie redeten so hin und her und priesen mich als einen, dem man's nicht vergessen werde, wie er jetzt saß und litt. Im letzten Monat kam sogar einer von den Haupt- und Staatsmännern der Partei. Ich wunderte mich, daß man ihn hereingelassen hatte. Aber welche Ehre für mich, den jungen Menschen, den Neuling, den bescheidenen Sitzredakteur! Unverfroren, wie das bei uns gewissermaßen zum Ritus gehört, gab er mir dergleichen auch und nicht etwa durch die Blume zu verstehen. Doch merkte ich bald, daß er an etwas herumdrückte, was er mir noch nicht so mir nichts dir nichts versetzen wollte. Mir schwante Unerfreuliches und, wie um ihm zuvorzukommen, erzählte ich von allerhand Studien, ernsten staatswissenschaftlichen und staatswirtschaftlichen Studien, die mir, wie ich demnächst zu zeigen hoffte, in meiner Thätigkeit als Redakteur zu gute kommen sollten.

„Da hatte ich ihm, ohne es zu wollen, die Handhabe

geboten und er ergriff sie flink. Eben wegen meiner Schriftleitung sei er zu mir gekommen. Sämtliche Führer wären ja von der Opferfreudigkeit, mit der ich für andre, die sich schonen mußten, in die Bresche gesprungen, hoch erbaut und befriedigt, man werde das nie vergessen und rechne mir's schon jetzt hoch an. Aber darin müßt' er mir doch recht geben, daß mein Wissen, besonders in Beziehung auf volkswirtschaftliche Fragen, die jetzt an der Tagesordnung wären, einiges zu wünschen gelassen hätte. Ich dürft' ihm das freimütige Wort um so weniger übel deuten, als ich selbst ja meine Lücken eingesehen und auszufüllen für nötig befunden hätte. Er gratulierte mir von Herzen dazu, ich würde erst jetzt ein vollauf nützliches Parteimitglied werden. Das aber hätten sie nicht voraussehen können und, da es sich getroffen, daß ein außerordentlich brauchbarer Mann, ein allgemein bekannter Schriftsteller, zu haben gewesen wäre, so hätten sie mit ihm die Stelle besetzt, die durch meine Haft verwaist worden wäre. Zunächst nur provisorisch besetzt, jawohl, aber nur selten habe sich eine in der Not herbeigezogene Aushilfe so gut bewährt, wie diese. Und darum trage man nun Bedenken, sie zu entlassen. Ich sei ja auch physisch so heruntergebracht, daß man mir die mühevolle Thätigkeit und große Verantwortung des Redakteurs nicht sogleich wieder auffacken dürfe. So solle denn der Stellvertreter definitiv als Schriftleiter angestellt werden, ich würde demnächst anderweit beschäftigt und versorgt werden. Man behalte mich gewiß im Auge. . . . Und nun gingen die Lobeserhebungen von neuem an, aber mein Stuhl war damit vor die Thür gesetzt; mit allem ‚demnächst‘ und ‚anderweit‘ war ich einfach brotlos, der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat und gehen kann. Gehen . . . schon gut, aber wohin? Ins Elend!

„Und ich, der Narr, hatte mir schon Pläne vorgegaukelt, wie sich meine Stellung festigen, wie ich, in gewissem Sinn, ein gemachter Mann, bei deinem Vater deine Hand begehrte. Schon den Leuchtturm des Hafens in Sicht, noch einmal hinausgeschleudert in die uferlose hohe See . . .“

Er sprach die letzten Worte tonlos vor sich hin. Nanda flammte zornig auf: „Hättest du doch nie dich mit solchen

Leuten verquickt und nie dieser Partei ein Opfer gebracht. Ich sagt' es immer, du gehörst nicht dazu."

„Dieser oder jener, es geht in der einen Partei zu wie in der andern. Ueberall werden die Gutmütigen ausgebeutet und die am Ruder sitzen, lassen keinen heran an die Macht, vor dessen Gewalt sie nicht weichen müssen, am allerwenigsten begünstigen sie einen, von dem sie glauben, daß er wohl geeignet sei, ihr Licht in den Schatten zu stellen. Auf der Rechten oder auf der Linken, wer in die Höhe kommen will, muß die Widerwilligen zwingen, daß sie ihn anerkennen und ihm ein Plätzchen an der Macht einräumen. Ich will und ich werde sie zwingen."

Der Kranke reckte sich auf, so hoch er konnte. Ein wilder Fanatismus, eine bewußte Entschlossenheit lagen in den blassen Zügen und verschönten ihren leidenden Ausdruck. „Gehen wir weiter, ich bin ausgeruht," fügte er dann leiser hinzu, und beide wandten sich langsamen Schrittes vorwärts, während er mit zuckenden Lippen redete: „Einstweilen ist in meiner Lage nichts, was meine Widersacher klein beizugeben bewegen möchte. Nachdem mir der große Mann, wie ich dir eben beschrieb, meine Stellung gekündigt und mich bei aller Anerkennung und Verhimmelung vis-à-vis de rien gesetzt hatte, wollte ich ihn doch beim Worte nehmen und festhalten. Ich erinnerte ihn daran, wie man mir, als ich mich für Plötzensee von den waltenden Mächten der Partei verabschiedete, das rührende Versprechen gab, falls irgend ein Reichstagsmandat frei würde, sich meiner zu erinnern, der jetzt für die Sünden andrer zu dulden gehe und sich jüngst vor Gericht so rühmlich verteidigt habe. Ich stand ja damals eine Woche lang als homo novissimus in allen Zeitungen. Während ich saß, ging einer der eifrigsten sozialistischen Radaumacher mit Tod ab. Es war ein Mandat frei, und ich mahnte den Mächtigen daran.

„Er war etwas überrascht von der Zumutung, sagte aber nichts Ablehnendes. Er schien die Kühnheit keineswegs zu verwerfen, sondern sie sogar lobenswert zu finden. Er wollte das Seine dazu thun. Er fing mich richtig ein mit seiner Heuchelei. Aber was geschah!

„Zunächst ward ich am Tage meiner Freilassung mit

großem Parteipomp in Empfang genommen und im Triumph nach Berlin geleitet. Man holte mich mit allen Ehren ein, gewissermaßen wie eine Fahne, die man symbolisch flattern läßt und dann post festum zusammenrollt und bis auf weiteres in den Winkel stellt, etwas, das vor versammeltem Kriegsvolk zu glänzen und Großes zu bedeuten hat, das man aber nicht zu ernähren braucht. Man gab mir noch am selben Abend ein Fest. Dabei wurde viel getrunken und gesungen und noch viel mehr geredet — alles zu meiner Ehre. Und so verstand es sich von selbst, daß ich mich zu bedanken hatte. Der Mann, der mir im Gefängnis die hohe Gnade seines Besuches erwiesen hatte, war auch da. Auch er hatte tönende Worte zu meinem Lobe von sich gegeben, und nun klopfte er mir gönnerhaft auf die Schulter und sprach: ‚Nu los, mein lieber Jenosse Winkler, nu zeijen Se 'mal, wat Se können.‘

„Ich sah ihn erstaunt an. Auf eine längere Rede war ich nicht gefaßt und schon gar nicht vorbereitet. Auch siehst du, in welchem Zustand ich mich befinde, und kannst dir denken, um wieviel schlimmer ich mich an jenem Abend befand, da ich der kaum überstandenen Krankheit noch um acht Tage näher war als heute. Aber ich hatte so viel in den drei Monaten geschwiegen, so viel in mich hineingeschluckt, und in mir verarbeitet, daß ich mein Gedächtnis nicht lange zu bitten brauchte und mit aller Galligkeit und Emphase die Worte hervorsprudeln ließ, wie sie mir aus dem innersten Innern auf die Zunge flossen.

„Ich ward auch gleich zu Anfang mit Bravo und Hört-hört-Rufen unterbrochen. Leider fühlte ich alsbald, daß meine Körperkraft mich im Stich ließ. Mein Atem war kürzer als meine Sätze, meine Stimme klang nicht, ich mußte Pausen machen, wo sie nicht hingehörten, und sobald ich wieder fortfuhr, kamen von allen Seiten die rauhen Rufe: ‚Lauter, lauter‘! Man konnte es nicht überhören, daß den bierseligen Kerlen das Rufen und Schreien an sich Freude machte. Ich wollte die erschlafften Stimmbänder zwingen. Es ging nicht. ‚Lauter, lauter!‘ johlte die Bande, die mich in diesem Augenblick anekelte. Und für diese brutale Radaugesellschaft hatte ich mein Glück in die Schanze geschlagen,

meine Zeit, meine Gesundheit geopfert! Der Widerwille würgte mir die Worte in der Kehle. Ich machte eine abwehrende Handbewegung.

„Mein Gönner meinte mich entschuldigen zu müssen und sprach des langen und breiten mit billiger Lobhudelei, die niemand warm machte, salbungsvoll, als gält es mich zu begraben. Dann wandte er sich herablassend zu mir und sagte, die Brauen hoch ziehend: ‚Sehen Sie, sehen Sie, Jenosse, et jeht noch nich. Sie sind einer Wahlcampagne nich jewachsen. So können wir Sie nich kandidieren lassen. Diesmal nich und bei der nächsten Wahl wohl auch noch nich. Schonen Sie sich für später, schonen Sie sich sehr und sammeln Sie Kräfte. Auf gute Gesundheit! Auf eine bessere Zukunft!‘

„Damit war ich abgethan. In derselben Nacht packte mich das Fieber von neuem und noch heftiger, und es will mir nicht gelingen, mich auf den Damm zu bringen. Aerger und Verdruß werfen mich immer wieder ins alte Leiden zurück. Manchmal glaube ich selbst, ich käme nicht wieder in die Höhe und es wär' aus. Ich fühle mich elend und zu nichts gut. Und darum gab ich auch dir kein Lebenszeichen, und so gern ich dich wiedergesehen hätte, ich wollte in diesem jämmerlichen Zustande nicht von dir gesehen werden. Nun ist's doch geschehen. Schade!"

„Schade?" rief Nanda und stellte sich das Rad zurecht. „Manuel? Liebst du mich nicht mehr?"

Er schlug sich die beiden Hände vors Gesicht, und wie Röcheln klang's aus der gepreßten Brust: „Unsagbar lieb' ich dich und mehr denn je."

„Nun also, Thor, dann ist alles gut. Geh heim und pflege dich, und gegen sieben Uhr heut abend komm' ich zu dir. Erwarte mich."

Immanuel erschrak sichtlich. Wie oft hatte er die Geliebte um diese Gunst gebeten, ihn zu besuchen. Sie hatte es aus Vorsicht jedesmal verweigert. Und heute wollte sie von freien Stücken kommen!

„Nein," sagte er, „ich schäme mich, wenn du mich ansiehst. Ich will dich nicht empfangen, so nicht, noch nicht!"

„Aber ich will, Manuel. Ich will dich pflegen und

dir Zuversicht ins vergrämte Herz sprechen und dich wieder zu dem machen, der du mir warst und bist, Abgott meiner Seele du. Ich will und ich will dir gut und ich gebe dich nicht her. Du bist krank und bedarfst der Pflege. Ich will dich pflegen. Geh heim. Auf bald."

Damit schwang sie sich aufs Stahlroß und rollte die schmale Gasse entlang davon, woher sie gekommen war. Ehe der müde Mensch ein halb Dutzend Schritte machte, war sie schon außer Sicht. Er atmete die sonnige Luft ein, die sie nur eben durchschnitten hatte. Nun kam's ihm selber thöricht, kam's ihm frevelhaft vor, daß er die Geliebte hatte meiden und sich selbst mit solcher Entbehrung hatte schädigen wollen. Dies kurze Wiedersehen schon hatte ihn mehr 'gekräftigt als alle Pflege, die er sich im einsamen Gram der letzten Wochen hatte angedeihen lassen. So warm ums Herz war ihm lange nicht gewesen. Ja, sie war sein Glück, er fühlte das, und jedes andre konnte er eher entbehren als sie.

Drittes Kapitel.

Es war eine kleine, aber behaglich eingerichtete Wohnung, wo beide Wesselbrunn in der Eichendorffstraße schon seit mehreren Jahren, seit dem Tode der Geheimrätin hausten. Wenige, aber geräumige Zimmer, darin der Hausrat aus besseren Tagen, soweit er nicht hatte verkauft werden müssen, sich stattlich ausnahm, durch Nandas Kunstsinn und Geschmack stimmungsvoll aufgestellt und umrahmt. Man hätte meinen können, sich bei bequem lebenden Leuten zu befinden, die noch immer so wohlhabend wären, wie zu jener Zeit, da diese zierlich geschnitzten Möbel angeschafft worden waren.

Der größere, von Vater und Tochter gemeinsam benutzte Raum hieß nach einem mächtigen Büffett und einem dementsprechenden Ausziehtisch, darauf aber seit langer Zeit keine Gäste mehr die Vorderarme gelegt hatten, das Speisezimmer. Im übrigen hatte der Vater wie die Tochter je eine Schlaf- und Arbeitsstube für sich.

Nandas schlichte Werkstatt lag nach Norden und hatte durch die freundliche Gefälligkeit des Hauswirts gegen den damals noch im Amte thronenden Herrn Geheimrat ein wirkliches Atelierfenster mit Ober- und Seitenlicht erhalten, das durch einen langmächtigen Vorhang verdeckt werden konnte. Ein molliges Ruhebett, mit einem weißen Bärenfell überhangen, stand auf einem alten etwas fadenscheinigen, aber echten Smyrnateppich stimmungsvoll in der Ecke neben dem kleinen vernickelten Füllofen. Sonst war wenig Schmuck und Bequemlichkeit in der Werkstatt zu sehen, aber um so mehr Handwerksgerät und halbvollendete Bilder und Skizzen. Nandas Malerbude, wie sie sie nannte, war kein modernes

Schaustück, keine Raritätenschatzkammer, sondern ein schlichter lichter Raum zu ungestörter Sammlung und ruhiger Arbeit.

Vor dem großen Fenster standen zwei Staffeleien, auf jeder ein Fächerstreif mit Reißnägeln an ein Brett geheftet; an einem fehlte wenig, am andern etwas mehr zur Vollendung, doch brauchte keiner über etliche Wochen angestrengten Schaffens, um getrost als fertig und preiswert vergeben zu werden. Die Farben an beiden waren trocken. Auf Paletten und Pinseln lag Staub.

Ein goldigblauer Septemberhimmel lachte durchs Oberlicht in die Stube. Die Eichendorffstraße selbst lag still; aber von jener längsten Verkehrsader des großen Berlin, die erst Friedrichstraße, dann Chaussee-, dann Müllerstraße heißt und sich in einer nur einmal geknickten, sonst schnurgeraden Linie vom Belle-Alliance-Platz im Süden der Stadt bis zur Pankebrücke auf dem Wedding im Norden zwölf Kilometer lang erstreckt, rollte, klapperte, klingelte, tutete, donnerte, trampelte der tausendfüßige Verkehr der Reichshauptstadt, in ein unablässiges aufdringliches Geräusch gemischt, nur mäßig gedämpft, herüber. Im Atelier regte sich nichts. Vor den beiden Staffeleien stand unbeweglich, die Hand am Kinn, die blanke Stirn geneigt, die Augen aufmerksam gespannt, ein alter Mann und betrachtete die beiden angefangenen Malereien, die er sicherlich heute nicht zum erstenmal daraufhin untersuchte, ob sie seit gestern Fortschritte zur Vollendung gemacht hätten.

Er schien nichts dergleichen zu bemerken. Das war ihm offenbar leid und beunruhigte ihn; denn er seufzte, kraute sich in den lichtgrauen Haaren am Hinterkopf und ging, nachdem er noch einmal des genaueren, so daß die spitze Nase fast die aufgetragene Farbe berührte, den einen Streifen beguckt hatte, ungeduldig im Zimmer hin und wieder, die Hände hinterm Rücken zusammengelegt, den greisen Kopf schüttelnd, mit seinem feinen Profil, seiner vornehmen Gestalt, seinen wohlgepflegten Händen und seiner immer blühweißen Wickelkrawatte, noch immer eine würdevolle Erscheinung.

Einmal formte sich sein Seufzer zu leisen Worten: „Was soll werden, wenn sie faulenzt? Was soll werden?“

Es klang, als hätte er das Bedürfnis gehabt, in der

leidigen Einsamkeit wenigstens den Laut der eigenen Stimme zu hören. Dann nahm er wieder schweigend sein Schildern auf, manchmal in Ungeduld am offenen Fenster stehen bleibend und hinüberhorchend, ob sich aus dem berauschenden Großstadtlärm nicht ein einzelner Ton lösen möchte, der ihm die endliche Heimkehr der sehnsüchtig Erwarteten ankündigte.

Plötzlich riß es ihm den Kopf hoch. Das war's. Ein stahlhelles Klingelanschlagen. Er kannte den Ton und freute sich, daß er ihn kannte. Es war der von der Schelle am Velociped Nandas. Er mochte vom Atelierfenster nicht auf die Straße sehen; aber er wußte: jetzt war sie um die Ecke der Invalidenstraße in scharfem Tempo in die Eichendorffstraße gebogen ... und jetzt kam sie die Treppe herauf.

Er gab sich Mühe, sie nicht eben mürrischen Angesichts zu empfangen. Er lächelte sogar der Eintretenden entgegen.

„Du hier, Papa, in meiner Werkstatt!" rief Nanda lustig aus, die leichte Sommermütze vom hochgeröteten Kopf nehmend und einen Kuß an des Vaters linke Wange hauchend.

„Nun ja," sagte dieser zögernd, „ich bin immer gern in deiner Werkstatt. Ich liebe dein Talent und hätte mich gern an Fortschritten deiner Arbeit erfreut. Ist aber nicht. Leider! Die angefangenen Dinger sehen heute aus wie gestern und sahen gestern aus wie vor vierzehn Tagen."

„Aha, nun gibt's Schelte für mein Bummeln! Oh Papa!" sprach das Fräulein lachend Furcht heuchelnd.

Der Alte aber lachte gar nicht, als er sich den Ausruf gestattete: „Das verwünschte Radeln! Die Bewegung mag ja sehr gesund sein, allein du verbiesterst dich in letzter Zeit, gerade in letzter Zeit, viel zu sehr in den dummen Sport und vernachlässigst deine Arbeit und deinen Alten über den Forcetouren tagaus, tagein."

„Ach, es war nicht das Radeln allein!" entfuhr es der Unbedachten.

Der Geheimrat stutzte und richtete sich steif auf: „So? Was denn sonst?"

Nanda biß sich in die Lippe. Sie hatte ein Wörtchen zu viel gesagt, es mußte verwischt werden. „Ich hatte Sorgen," antwortete sie, die einzelnen Worte genauer überlegend, da sie dem Vater doch nicht ins Gesicht lügen und

ebensowenig die Wahrheit klar darlegen wollte, daß sie in diesen zwei Wochen den kranken Geliebten gesund gepflegt und darüber die Arbeiten auf ihren Staffeleien versäumt hatte.

„Auch du hast Sorgen?“

„Nenn's Künstlerlaunen, nenn's Anwandlungen von Verstimmung, nenn's ein schreiendes Bedürfnis für ein Weilchen ganz auszuspannen und rein körperlich zu leben, zu vegetieren, mich zu erholen. Nenn's, wie du willst, nur schilt mich nicht und sei lieb und gut zu mir. Du siehst, das bißchen Ferienmachen und Flanieren in der Sommerluft hat mir sehr gut gethan. Ich strecke mich in Behagen und fühle mich wie neugeboren; die blauen Teufel der Melancholie sind verflogen. Nun soll's an ein tolles Schaffen und Schuften gehen. Wirst schon sehen, Papa, und du sollst mir mein liebes Rad noch loben.“

Daß ihr das flinke Rad jetzt so lieb war, weil es sie mit Eilzugsgeschwindigkeit die weite Strecke zur Wohnung des Mannes zurücklegen ließ, dem sie Gesundheit, Vollkraft und Lebensmut hatte wiedergewinnen helfen, das freilich sagte sie nicht. Aber richtig und augenfällig war, daß sie selbst jetzt wieder mit fröhlicheren Augen in die Welt und auf die Arbeit schaute, als vor vierzehn und noch vor acht Tagen, da die Sorgen um Immanuels leidenden Zustand ihr jeden Gedanken benommen und ihr Sammlung und Schaffenskraft unterbunden hatten.

Des Vaters Augen verweilten auf der schlanken Gestalt, die im fußfreien Radfahrergewand so kühn und köstlich vor ihm stand, auf den von der Bewegung im Freien rosig glühenden Wangen, auf den vor Lust und Uebermut blitzenden Augen. Er war so gern stolz auf sein schönes Kind.

„Es ist wahr,“ sprach er, „du siehst jetzt wieder viel besser aus, als in den vorigen Wochen. Aber warum sahst du schlecht aus? Was nahmst du dir zu Herzen? Du hattest Sorgen, sagst du? ... Was soll ich dann sagen?“

Er war vor der nächsten Staffelei stehen geblieben, sah aber nicht auf das angefangene Bildchen, sondern auf seine Fußspitzen, die er langsam auf und ab bewegte, ein verlegener Mann, der sich schämt, an trübe Dinge anspielen zu müssen, die der andre doch genugsam kennt.

„Hast du neue Sorgen?“ fragte Nanda, die mit einemmal recht ernsthaft schien.

Der greise Herr schlug die Augen hoch auf und fragte: „Genügen dir die alten nicht?“

„Weiß Gott, ja!“ fuhr es Nanda heraus. Sie erschrak selbst darüber; denn sie wollte nicht unzart sein, wenn ihr auch das Bewußtsein ihrer peinlichen Lage mitten in der Freude beim letzten Worte des Vaters wieder mit erdrückender Klarheit vor der Seele stand. Seine Stimmung zu begütigen, ergänzte sie: „Wir werden der alten Geschichte auch diesmal wieder Herr werden. Sei getrost, Papa, wir werden's.“ Und die beiden Fächerstreifen von oben und unten, von rechts und links her besehend, fügte sie, halb zu sich selbst, halb zu ihm sprechend, hinzu: „Wie lange können mich denn die Dinger noch aufhalten? Vierzehn Tage, drei Wochen das, und das da vielleicht noch in die vierte und fünfte. Dann gibt's wieder Spähne, und dann fangen wir gleich wieder etwas Neues, noch viel Schöneres an, und das soll noch mehr Spähne abwerfen.“

Es war eine fröhliche Aussicht, die sie damit dem Vater eröffnete, und doch seufzte sie dazu unwillkürlich, während sie den Staub von ihren Arbeiten blies und die Pinsel prüfte.

Der Geheimrat setzte sich auf einen Stuhl neben der Staffelei und sagte mit einer Wärme, die bisher seinen Worten gefehlt hatte: „Wenn's diesmal nur recht viel Spähne gäbe, dann könnte sich unsre verdrießliche Lage vielleicht mit einem Schlag ins schönste Glück verkehren. Nein, nicht vielleicht, gewiß, ganz gewiß! Diesmal schüttle nicht ungläubig den Kopf, diesmal bin ich meiner Sache sicher, aber schon ganz sicher.“

Nanda sah den Vater mit einem langen traurigen Blick an, der keiner Worte zu seiner Erklärung bedurfte. Der alte Projekteschmied hielt den frommvorwurfsvollen Blick auch getrost aus und sprach nur um so eindringlicher: „Ich weiß schon, du willst wieder sagen, das hättest du schon öfter von mir gehört. Thut nichts. Wem ist nicht schon ein Experiment mißglückt? Aber diesmal wird es nicht mißglücken. Meine Berechnungen sind fehlerlos, meine Voraussetzungen haarscharf, jedes Kind muß sie begreifen, meine

Schlüsse einfach und überwältigend, auch der Widerwillige wird sich ihnen gefangen geben. ... Darf ich dir die Idee klarlegen? Darf ich dir das ganze Projekt ausführlich unterbreiten? Darf ich dich in mein geheimstes Denken einweihen? Du könntest ja dabei ungestört weiter malen."

Nanda sah nicht auf; sie hatte die Jacke abgeworfen und im fußfreien Radlerröckchen, den Oberkörper nur mit einer hemdartigen Bluse bedeckt, die Aermel über die nackten Arme zurückgestreift, vor ihrer Staffelei zu malen begonnen. Es schien sie so zu beschäftigen, daß ihre Antwort nur in getrennten Sätzen hörbar wurde: „Nein, lieber Papa ... sei mir nicht böse darum ... aber ... ich könnte das nicht. ... Du weißt, ich bin ein blödsichtiger Laie in allen Fragen der Finanz, Oekonomie und Politik. Ich kann mich stellen, wie ich will, mir bleiben sie böhmische Dörfer. Darum laß mich ohne solch obligate Begleitung arbeiten. Du selbst sagst ja, daß meine Arbeiten Eile haben, um fertig und verkauft zu werden. Also laß mich malen. Breitest du aber deine Ziffern und Zahlen neben mir aus, so verlaß dich darauf, in fünf Minuten sinkt mir die Hand in den Schoß und ein Auge nach dem andern zu, wie nach genossenem Schlaftrunk. Die gescheitesten Leute haben zuweilen die dümmsten Kinder. Deine Tochter ist von der Sorte, aber sie liebt dich und malt gern. Und das ist auch etwas wert, gelt ja, Papa?"

„Ach, Schatz," sagte der Geheimrat, „du bist nicht dumm und du verstehst alles, du magst mich nur nicht hören. Du hast einen Zahn auf meine Lieblingsarbeiten und willst nichts von dem wissen, was meine Seele so ganz und gar erfüllt und nie ruhen läßt."

„Ich hab' einen Zahn darauf, ja," rief jetzt die Tochter, von der Staffelei zu ihm herübersehend, lauter und härter, als sie bisher geredet hatte. „Ich muß und darf einen Zahn darauf haben. Was du — und ich glaube irrtümlich — die Hauptaufgabe deines Lebens, deine Lieblingsarbeit, dein geheimstes bestes Denken nennst, hat es dich glücklich gemacht? Oder die selige Mutter? Oder mich armes Wurm? Es hat dich deine Stellung gekostet. ..."

„Oh, oh!" fuhr er abwehrend dazwischen.

Nanda sprach ungehemmt weiter: „Es hat dein Vermögen aufgezehrt, es hat uns in eine peinliche Lage versetzt, es hat uns Sorgen und Kummer und immer wieder Sorgen beschert, Sorgen ohne Absehen. Ich will dir keine Vorwürfe machen, liebster Papa, aber —"

„Aber du machst sie mir!" ergänzte der nachdenkliche Mann mit bitterem Lächeln.

„Verzeih," sagte sie leiser. Dann sprach sie lange nichts mehr, ganz in ihre Kunst versenkt, an die sie sich in diesem, wie in so manchem schweren Augenblicke, mit aller Andacht klammerte.

Auch Wesselbrunn schwieg und sah schweigend ihrer Arbeit zu. Es hatte ja immerhin etwas Tröstliches, das begabte Mädel arbeiten zu sehen. Und seine Gedanken mochten dabei die Jahre zurückschauen und manches zur Entschuldigung des Freimuts seiner Tochter finden, wenn er auch wahrscheinlich über sich und sein Thun und Treiben glimpflicher urteilte, als es die meisten seiner Mitmenschen thaten und trotz Pietät und Liebe auch seine Tochter zu thun nicht umhin konnte.

Der Geheimrat war ein Mensch von hervorragendem Verstande, von tiefem Wissen, von umfassender Bildung, dazu von liebenswürdigem einschmeichelndem Wesen, geeignet und geübt, Mann und Weib zu fesseln und zu unterhalten, in seinem Denken und Reden, wie im äußeren Erscheinen und Gebaren von jener Vornehmheit, die die Menschen gewinnt, schon ehe einer begonnen hat, sie mit Gründen zu überzeugen. So war er immer gewesen. Er hatte eine glänzende Laufbahn durchmessen, und jeder Zuschauer hatte das ganz in der Ordnung gefunden.

Er hatte nur einen Fehler, den: sich in aller Stille für viel klüger als jeden andern und klüger als alle andern miteinander zu halten, demgemäß in seine Berechnungen und Projekte mit zäher Verachtung aller gegensätzlichen Meinungen verliebt zu sein und sie mit einer Hartnäckigkeit und mit einem Fanatismus zu verfolgen, die von Symptomen eines partiellen Wahnsinns kaum zu unterscheiden waren.

Von der fixen Idee besessen, mit seinen Spekulationen

eines schönen Tages ein großes Vermögen im Börsenspiel zu gewinnen, hatte er alles, worüber er verfügte, zur Börse getragen und würde auch heute nach so vielen Fehlschlägen nicht zögern, was seine Tochter in mühsamer Arbeit verdiente, zur Börse zu tragen, keinen Augenblick von dem Gewissensbiß beirrt, daß er seines und ihres Lebens einzigen Unterhalt verspielte. Schulden zu machen, verursachte ihm nicht die geringsten Bedenken. Eines Mittags ward er ja unfehlbar ein reicher Mann, dann konnte er alles bequem heimzahlen.

Ein Glück, daß ihm selten mehr einer borgte, sehr selten; zuweilen aber gelang es dem Unermüdlichen mit seiner sprudelnden Rede denn doch, einen zu verblüffen und sein armes Mädel in erneute Verlegenheiten zu bringen, die nur mit Bargeld auszugleichen waren. Wie sollte sie mit ihrem dürftigen Verdienst immer wieder für den unausrottbaren Leichtsinn des alternden Mannes aufkommen! Diese Sorge schlief nicht in ihr, und auch jetzt meinte sie aus den Andeutungen des Vaters beängstigende Zumutungen auftauchen zu sehen.

Doch sagte sie nur sanft: „Um einen großen Coup zu machen, genügen doch die paar blauen Scheine nicht, die ich für zwei oder drei solcher Fächerstreifen kriegen kann, wenn ich Glück im Verkauf habe.“

„Ja, freilich nicht,“ antwortete der Geheimrat, der nicht so rasch locker ließ. „Indessen, wer das Wenige nicht ehrt, ist des Mehreren nicht wert, und dann ... man könnte sich ja bei so gewissen Aussichten, ohne Gefahr zu laufen ... verpflichten ...“

„Vater!“ schrie Nanda unwillkürlich auf, und der Pinsel zitterte in ihrer Hand, wie sie den alten Mann entsetzt ansah.

„Laß nur, laß nur,“ sagte er, von der Wirkung seiner Andeutung selbst betroffen. „Ich weiß schon, daß du keinen Sinn ...“

Sie unterbrach ihn, nicht heftig, sondern mit bittender Stimme: „Vater, wovon sollen wir leben? Deine Pension ist längst verpfändet. Wenn ich einmal krank würde ...“

Auch er ließ sie nicht ausreden. Die angeschlagene Vor-

stellung war ihm zu peinlich. „Du wirst mir nicht krank, du, mein kerngesundes strammes Mädel, du, ... o nein!“

Nanda seufzte nur: „Gott geb es!“ Da klingelte es an der Wohnungsthür und das Dienstmädchen meldete den Assessor Spindler zu Besuch.

„Bitte, Papa, empfange du den Herrn, wenn du magst. Ich kann's nicht, ehe ich mich umgekleidet habe.“ Und sie deutete auf ihr Radfahrergewand.

Der Geheimrat gab die nötige Weisung, und als sie beide wieder allein waren, sprach er, die Hand an der Klinke, sich auf der Schwelle noch einmal umwendend: „Wenn du klug wärst, du könntest am guten Spindler einen guten Mann haben, und wir wären alle Sorgen los.“

„Nur die nicht um deine Tochter,“ antwortete sie kurz. „Aber davor wahr' ich mich selbst.“

„Warum?“

„Weil die Ehe mit einem Manne, den ich nicht liebte, von Anfang an ein Betrug wäre.“

„Auch eine Ehe zum Beispiel mit Wendewalt, der dich jeden Tag nimmt?“

„Betrug erst recht. ... Aber laß deinen Besuch nicht warten. Entschuldige mich für heute mit dringender Arbeit.“

Er schüttelte den Kopf und ging hinaus.

Sie dachte nicht daran, sich umzukleiden. Sie dachte nicht daran, Spindlern zu empfangen. Den Schwätzer ... jetzt, wo ihr noch die Ohren von des Geliebten Schwüren wiederhallten, wo ihre Lippen noch von seinem Kusse bebten. Es wäre ihr wie Entweihung erschienen, und um so thörichter, als dieser Nachhall, dieser Nachgeschmack für viele Tage ihr einziger Genuß bleiben sollte. Ach, es waren wunderbare Stunden gewesen, dort draußen, im wenig begangenen Vororte Südende, wo sie für den Kranken ein stilles Stübchen mitten in grünem Garten entdeckt und gemietet hatte. Dort war er, allem Großstadtlärm, allem Parteigetriebe, allem Fraktionsgezänk entrückt, rasch genesen. Ihr flinkes Rad trug sie die weite Strecke in vierzig Minuten hinaus. Sie bereitete ihm das Frühstück, sie gab ihm genaue Vorschriften, sie half da und dort, oder sie saß zu seinen Füßen auf einem Schemel, den Ellenbogen auf seinem Knie, und lauschte

seinen Worten, die für sie wie die Lehren eines Weisen, wie die Gebote eines Sehers waren.

Rund um die Millionenstadt Berlin zieht sich ein Riesenring von Vororten, hier Kasernen, dort Arbeiterquartiere und überall Villenkolonieen, eine Gürtelstadt, deren Einwohnerzahl die der von ihr umfriedeten Reichshauptstadt wohl übertrifft. Der Lärm und die dicke staubige Luft des Millionenverkehrs reicht nicht bis zu den Ausläufern dieses Ringes. Dort haben sich Künstler und Gelehrte, kleine Rentner und Geschäftsleute, die wenigstens zwischen Abend und Morgen reinere Luft und behagliche Stille genießen wollen, artige Landhäuser in lauschigen Gärten erbaut, und mancher, der seine Arbeitsstunden in Qualm und Geräusch von Fabriken, Werkstätten, Schreibstuben, Magazinen der Metropole verbringen muß, genießt hier am Morgen und am Abend die erquickenden bescheidenen und gesunden Freuden des kleinen ländlichen Grundbesitzers. Viele Berliner, die meisten wissen davon nichts, wollen davon nichts erfahren. Auch Nanda hätte ohne das Zweirad wohl nie etwas davon gesehen. Aber gerade der unermüdliche Spindler, der immer neue Partien vorschlug, um mit der Angeschwärmten stundenlang und immer öfter zu verkehren, hatte auch die Bekanntschaft der schöneren Vororte angeregt und durchgeführt.

So waren sie auf einer Heimfahrt auch nach dem vor Tempelhof gelegenen Südende gekommen. Hier, im Uebergang von Stadt und Land, wo am einen Ende noch mehrstöckige Zinsgebäude stehen, am andern Landhaus an Landhaus in kleinen Gärten grenzt, hier hatte am zweiten Tage nach der Begegnung auf der Sandkrugbrücke Nanda das behagliche Stübchen für den kranken Geliebten entdeckt.

Hier kannte sie, hier kannte ihn niemand. Sie meinten es wenigstens so. Die Wirtsleute waren harmlos, der Verkehr mit der Stadt bequem. So verliebte sie sich rasch in ihren Plan, und am nächsten Abend schon war Immanuel mit seinen sieben Sachen hinausgezogen, wo er in Landluft aufatmete und eine kurze Liebesidylle begann, wie beide sie sich noch vor einigen Tagen nicht hatten träumen lassen.

Waren es doch in all den sieben Jahren immer nur mühsam erlistete, heimlich gestohlene Stündchen gewesen, in

denen sie einander hatten gehören können. Jetzt waren es halbe Tage, bald der ganze Vormittag von früh bis Mittag, bald der späte Nachmittag bis in den dunkelnden Abend, wie es sich Nanda klug und eigenmächtig hatte einrichten können, da sie glückselig miteinander fühlten und dachten, ratschlagten und plauderten, schwärmten und schwelgten. Selige vierzehn Tage. War auch ihr Anfang noch durch Sorgen und Schwäche verdüstert gewesen, Immanuels kräftige Natur hatte sich bald durchgekämpft. Wie hätte er, von so viel Liebe gepflegt, nicht wieder aufblühen sollen?

Der Vater merkte nichts davon. Er hatte Wichtigeres zu thun und auf Höheres zu achten. Der Vater merkte nie etwas, wenn Nanda es ihn nicht merken lassen wollte. Sie radelte . . . das genügte. Mit wem, wohin, wie lange? das war ihre Sache; sie war ja doch alt und klug genug.

Von den andern merkte auch niemand etwas. Südende war kein Ausflugsort, und Nanda wußte ihre Wege zu wählen, wo sie nie oder selten einem der näheren Bekannten begegnete. Nur an den letzten beiden Tagen war's ihr gewesen, als hätten sie ein paar Räder gekreuzt, darüber im Vorbeifliegen seltsam lauernde Augen sichtbar wurden, und gestern und heute schien es ihr, als folgte man, wenn auch aus weiter fast unschädlicher Ferne, ihrem Ausfluge. Es ward ihr nicht schwer, durch einen Umweg die Späher zu täuschen. . . . War's Spindler? War's Wendewalt? War's der Maler? Oder einer, der sie und den sie gar nichts anging? Gleichviel, sie hielt auf ihren Ruf und fand es geboten, ihrem Herzensfreund die unliebsame Beobachtung mitzuteilen.

Da waren sie, Hand in Hand, seufzend zu dem weisen Entschluß gekommen, sich etliche Tage zu meiden, keinem Späher Verdacht zu gönnen, jedem Argwohn auszuweichen und sich die nächsten Male lieber nicht hier draußen, sondern irgendwo in der Stadt zu begegnen.

Sie hatten beide dafür noch einen andern triftigen Grund: wie in Nandas Werkstatt auf dem Malgerät sich Staub angesammelt hatte, so konnte man auf Manuels Büchern mit den Fingern schreiben, und als er heute früh

eine Feder eintunken wollte, blieb sie in der eingetrockneten Tinte kleben.

Sie hatten nach so langer Trennung zwei Wochen nur ihrer Liebe gelebt, und wenn sie sich auch nicht immer von Liebe erzählten, so waren sie zu ernster Geistesarbeit doch kaum gelaunt, sondern lehnten sich zurück, die Augen an der Decke, die Hände verschränkt, und träumten erst wachend vor sich hin und schliefen dann fest ein.

Das war sehr schön, aber es durfte nicht von Dauer sein. Nanda hätte es wohl noch einige und dreißig Jahre so ertragen; in Winklers männlicher Brust aber war mit der Genesung der Ehrgeiz und der Drang, sich zu behaupten und zu bethätigen, wieder erstarkt, und er brannte von Tag zu Tag mehr darauf, den Burschen, die er wider Willen noch mit dem Kosenamen „Genossen“ nannte, zu zeigen, daß sie ihm mehr Rücksicht, mehr Achtung und ein besseres Los schuldig wären.

Ein wahrer Heißhunger nach den mit seiner Krankheit unterbrochenen Studien war in dem jungen Agitator erwacht, und Nanda, die sich immer dem Geliebten fügen wollte, so eigensinnig sie andern Menschen gegenüber war, fand alsbald, daß er nicht nur für sich recht hätte, sondern daß auch sie ihre Kunst und damit ihren Broterwerb sträflich vernachlässigte. Ach, die Ferien waren so wundervoll, und sie waren ihnen zu gönnen gewesen. Aber jetzt wollten sie alles Versäumte wieder einholen, jetzt wollten sie zeigen, was sie vermochten, jetzt wollten sie stark sein, ja . . .

Und da saß sie nun und wollte stark sein und wollte malen; aber sie weinte vor Sehnsucht, weil sie den Geliebten schon wieder tagelang meiden sollte — wer weiß, wie viel Tage, sicher eine Woche lang; denn es war ein ernster Teufel in ihn gefahren, und er, ja, er war stark und konnte sich und seinen Willen zwingen. Er war vollkommen, wie ihre Liebe zu ihm . . . das wußte sie.

So weit war sie, den Pinsel in der Hand, mit ihren Träumereien gekommen, als sie aufschrak. Es klopfte an die Thür, und sie war noch so tief in ihre Gedanken verloren, daß sie mit einem unbedachten Herein antwortete, sie wußte selbst nicht wie.

Die Thür ging auf, und Spindler stand verlegen lächelnd mit einem kostbaren Blumenstrauß vor ihr.

Nanda schrie kurz auf und wollte fort. Er bat, er flehte, sie möchte bleiben, wie sie war. Er würde selbst gleich wieder gehen. Papa hatte nur gemeint, sie würde jetzt Toilette gemacht haben und diese duftende Huldigung gern selbst in Empfang nehmen.

„Ach, Papa!" war alles, was sie sagte, zornrot im Gesicht. Da durchzuckte sie ein boshafter Entschluß. Der freche Eindringling sollte Strafe haben.

Sie wies mit der Hand nach dem Diwan; er setzte sich auf wiederholten Wink, und sie setzte sich dicht neben ihn oder vielmehr über ihn auf die runde Seitenlehne. Dort wiegte sie sich halb rittlings hin und her, anmutig wie eine Elfe und ausgelassen wie ein Kobold, dabei von den gleichgiltigsten Dingen schwatzend.

Antwortete er, so hörte sie ihm mit innigem Augenaufschlag zu, wie weder sie noch sonst ein Weib ihn jemals angeblickt hatte, und sie lächelte dazu wie ein Schalk, der gern verspricht und gern gewähren wird.

Spindler sagte sich, daß sie ihn mit Willen zum besten hielt, und er fand sie trotzdem anbetungswürdig und begehrenswert. Er brach in einen Strom leidenschaftlicher Worte aus, stürzte vor ihr aufs Knie und schwor, daß er ohne sie nicht mehr leben könnte.

Sie bog sich nur vor Lachen. Da streckte der bethörte Mensch die Hände nach ihr aus. Im Nu sprang sie auf, stand mitten in der Stube und wies gebieterisch nach der Thür. Kein Lächeln war mehr in dem bösen Gesicht, und sie stampfte mit dem Fuß den Boden, bis er sich, Entschuldigung stammelnd, über die Schwelle drückte.

Sie riegelte hinter ihm zu. Dann fuhr sie sich in die Haare und schauderte zusammen. Sie wusch sich Gesicht und Hände und sprach dabei: „Pfui, wie häßlich, also mit dem Feuer zu spielen. Aber er hat's verdient." ... Und wieder sagte sie, nach einer Farbentube greifend: „Ein gefährliches Spiel ... und ich möcht' es nicht bei jedem versuchen. Wie leicht ist es doch, Gewalt über Männer zu gewinnen! Man braucht nur ein bißchen aus sich herausgehen. ... Aus sich

herausgehen? Heißt es nicht so viel, wie seinem eigenen Wesen untreu werden? Sich selber untreu werden ... sich und auch andern? —"

Die folgenden Tage lebte sie bei geschlossener Thür. Sie fing wirklich ernsthaft zu arbeiten an und sehnte sich dabei nach dem Einziggeliebten.

Er hatte beim Abschied so bestimmt versprochen, zuerst zu schreiben, wann sie sich wiedersehen dürften. Aber eine Woche verging, und er hatte keine Zeile gesandt. Er arbeitete wohl auch und wieder so toll drauf los, wie draußen in Plötzensee. Er war so ehrgeizig und so starken Gemüts, unerbittlich gegen sich selbst. Sie war krank vor Sehnsucht, sie wurde nervös und konnte nicht mit ganzer Hingebung schaffen, wenigstens gefiel ihr nicht, was sie so hinstrichelte; aber sie hatte jetzt an nichts Freude, als an ihm, und keinen andern Ehrgeiz, als ihm zu gefallen. Warum hätte es anders sein sollen? Sie war ja schwächeren Geschlechts und nur für ihn auf der Welt.

Nach zehn Tagen kam endlich ein Brieflein. Dünne Zeilen, kalte Worte und kein Stelldichein darin angegeben ...

Sie konnte solche Ernüchterung nach dem tollen Liebesrausch jener Flitterwochen in Südende nicht begreifen. Sie suchte nach Gründen. Dahinter steckte doch etwas. Und langsam schleichende Eifersucht begann sie anzunagen, vor der sie bald keine Rettung wußte ... sie wäre denn in seinen Armen zu finden.

Und sie schrieb ihm das; denn sie konnte ihm nichts verhehlen.

„Ich habe dich gepflegt, da du krank gewesen bist, meine Liebe gab dir deine Wohlfahrt wieder. Nun du gesund bist, machst du mich krank. Warum lässest du mich darben? Ich vergehe vor Sehnsucht nach dir. Ich mache Dummheiten, wenn ich dich nicht bald wieder habe. Doch nein. Ich will deine Gedanken nicht stören. Du sollst mich auch nicht küssen, nicht anrühren sollst du mich. Ich will nur deine Nähe fühlen, deinen Atem hören, zu deinen Füßen sitzen und dir ins treue Gesicht schauen. Oder bist du nicht treu und liebst du mich nicht mehr? Mich, deine Nanda?"

Viertes Kapitel.

Nach einem launischen wetterwendischen Sommer hatte der Herbst mit sonnigen tadellosen Tagen eingesetzt. Es war, als wollte sich der Oktober zum schönsten Monat im Jahr erklären lassen. Die Bäume standen noch gut belaubt, einige noch vollsaftig grün, andere rot, die meisten gelb, eine köstliche Farbenschwelgerei in der weiten Teltower Landschaft vom satten Altgold durch alle Mitteltinten bis zur blassesten Zitronenfarbe.

Immanuel lehnte am Fenster seines armseligen Stübchens, die Arme über der Brust gekreuzt, die Brauen ineinander gezogen, die seit Plötzensee nicht mehr geschnittene widerspenstige Locke streitbar über der Stirn, und sah hinaus über die sanfte Senkung gegen Lankwitz, über Felder und Wiesen und Schienengeleise. Manchmal trug der Wind eines der welken Blätter an seinem Gesichte vorbei, manchmal schrie ein Huhn aus des Nachbars Gehöft, manchmal schütterte ein Bahnzug rasselnd vorüber und wieder und wieder einer. Der junge Mann stand lange so da, unbeweglich wie eine Säule, und während der Blick, kein Bild auffassend, über die Landschaft strich, schaute die Erinnerung zurück in den wunderlichen Gang der letzten Wochen. Ihm war nie im Leben so ernst zu Mute gewesen. Er fühlte die Grundfesten seines bisherigen Daseins wanken und schwinden, er wollte das nicht und vermochte es doch nicht zu hindern, er mußte es sogar gutheißen. Er wollte nicht fahnenflüchtig werden. Konnte er sich aber ehrlich bekennen, daß er noch der alte war? Und, wenn er's nicht konnte, wußte er sich von aller Schuld frei? Ja, sagte er, vollkommen frei, und er hoffte

noch so viel von seinen erschütterten Grundsätzen zu halten und neu zu festigen, daß er sich nach wie vor einen werkthätigen Genossen derer nennen durfte, welche das Elend des armen Mannes, des Mannes mit schwieliger Faust aufheben und ihm einen gleichberechtigten Platz an der Tafel des Lebens neben den bisher Bevorzugten erobern wollten. Es war Platz für alle, wenn sie nur endlich gutwillig zusammenrückten, die bisher Bevorzugten; aber sperrten sie sich dagegen, nun, so würde man sie zu schieben wissen. Die stärkeren Schultern und die derberen Arme waren diesseits, mit ihm, neben ihm.

So war sein Bekenntnis gewesen all die Jahre her, seit er sich auf eigenes Denken gestellt hatte, losgelöst vom Schulkram veralteter Generationen, die Stirne frei und frei das Herz.

Aber waren Herz und Stirne denn noch also frei oder —?

Sie hatten ihm arg mitgespielt, die mit den schwieligen Fäusten, die mit ihm an den Tisch der Gleichberechtigten drängten. Er hatte nichts Unbilliges von ihnen verlangt, auch nachdem seine Stellung als Strohmann in der langen Haft verloren gegangen war, nur eine mäßige Entschädigung, wie sie bei solchen Fällen der Brauch war. Man hatte ihm auch eine gewährt, o ja, die dürftigste, die man je gegeben hatte, zweihundert Mark für drei Monate! Und gegeben mit Worten, die wie Messer in die Bande schnitten, die ihn mit der gemeinsamen Sache verknüpften.

Er wollte sich schlechte Behandlung auch von erprobten Genossen nicht bieten lassen. Darum war er weiter und weiter gegangen, von den kleinen Tribunen bis zu den großen, die alles Heft in Händen hielten. Der Klügste von ihnen und der Menschlichste, wie ihn dünken wollte, hatte ihn damals nach der Verteidigungsrede vor Gericht bei beiden Händen ergriffen und „Bruder" und „Zukunft der Partei" genannt. Mit dem wollte er sich auch nun auseinandersetzen und sein Recht finden.

Es war am vorigen Sonntag gewesen. An Werktagen war der Mann, der eine große Fabrik leitete und dabei im Gemeindekollegium und im Reichstage saß, für gewöhnliche Sterbliche nicht zu sprechen. Aber am Sonntag erholte er

sich von Gewerk und Politik draußen auf seiner Villa im Wald am blauen Havelsee.

Winkler kam früh hinaus, aber doch erst nach einem sozialdemokratischen Gesangverein, der schon Samstag abend aufgebrochen war und im Nachbarort genächtigt hatte, um dem angesehenen Führer ein Morgenständchen zu bringen.

Da standen sie nun im Halbkreis auf der Fahrstraße, zwischen dem artigen Landhaus und dem See. Die Mäuler weit aufgesperrt, die Hälse hintenüber aus den Schultern gereckt, rote Nelken in den Knopflöchern, auch etliche weibliche Wesen verschiedenen Alters darunter, diese meist in billigen brennroten Kleidern, und sie gröhlten wer weiß das wievielte Lied gegen die sperrangelweit offenen Fenster.

Immanuel war kein Freund dieser Lieder, deren Texte mit drohenden Phrasen ohne rechten Sinn geschwängert waren und deren Melodieen den Gedankengehalt an Wert nicht überragten. Er fragte sich, ob einem Menschen von gutem Geschmack solch Angebrülltwerden Freude machen könnte. Doch sein demokratisches Herz beschwichtigte die Bedenken rasch: man kam im politischen Leben ohne Phrase nicht aus. Nicht jeder schlichte Geselle vermochte sich seine Gedanken in eigene Formeln zu prägen; es mußte große Münzmeister geben, die den allgemein giltigen Grundsätzen Form und Wertbezeichnung verliehen, damit diese dann von Hand zu Hand gingen, anerkannt von jedem, der sie, zahlungsfähig an Gesinnung, einnahm und wieder ausgab. Wer weiß, wie er dächte, wenn er so gefeiert würde.

Und so hoffte er auch, mit den singenden Genossen eingelassen zu werden in den wohnlichen Bau und sein Anliegen an den Mann zu bringen, der ihn „Bruder" und „Hoffnung" genannt hatte.

Eben trat der Mann auf den Balkon. Alle Häupter entblößten sich, alle Hände hoben sich in die Luft und „Hoch soll er leben!" tönte es dreimal hintereinander nach bekannter Weise.

Der Tribun winkte mit der Hand Stille, und Stille trat sofort ein, wie auf ein militärisches Kommando. Dann sprach er vom Balkon hinunter in die Menge, die alle Gesichter zu ihm aufrichtete.

Jeder Satz, der von dort oben herabfiel, that Winkler in der Seele weh. Nicht, daß sie seine Gesinnung verletzt hätten, aber sie waren wie eines jener geschmacklosen Lieder, nur statt schlecht gesungen schlecht gesprochen, unsorgfältig gedacht, schleudermäßig ausgedrückt, eine abgegriffene altbackene Phrase lässig und langweilig an die andre gefügt.

Es hatte ihm das Herz höher schlagen lassen, wenn er an die Situation gedacht: hier im Freien, unbelauscht von gedungenen Spähern, zwischen rauschendem Wald und brandendem See, zu Gleichgesinnten, die ihre Bewunderung ihm zu huldigen trieb, Worte voll heiligen Feuers zu sprechen, Gedanken in die Menge auszustreuen, die sie wie einen Schatz forttragen und hochhalten sollte ihr Leben lang, . . . und wie anders, wie elend, wie armselig entledigte sich der Schmerbauch dort auf dem Balkon dieser beneidenswerten Aufgabe. Bettelpfennigen gleich schmiß er ihnen seine billigen Redensarten zu, kaum daß er sich die Mühe nahm, korrektes Deutsch zu sprechen. Und er galt doch für einen Redner und, wenn er im Parlament einen Gegner mit seinen Zwischenrufen unterbrach, so wurden diese Scherze vom Parteiorgan in gesperrtem Druck mit dicken Lettern gebracht. Es war kläglich für ihn und beleidigend für diejenigen, welche ihm huldigten.

Und wie nahmen sie's auf? . . . Jubelnd und mit zahllosen Hochrufen. . . . Winkler wollte seinen Ohren nicht trauen. Oder war das wirklich die Art, mit Genossen umzugehen? War das die Kost, die ihnen mundete? und der geschmacklose Phrasendrescher dort oben der Mann, der sie verstand, und der Mann nach ihrem Herzen?

Besonders der Schluß schien ihm verpfuscht, nichtssagend, wirkungslos. Aber gerade der Schluß entfesselte stürmischen Beifall.

Immanuel war verblüfft. Ach so, zuguterletzt hatte der Redner die Herren und Damen nach dem Dorfkrug sich begeben heißen, wo er ein Faß Bier für sie habe anstechen lassen. . . . Freibier, das war die Formel, die diese Herzen entzückte.

Und da zogen sie schon hin, Arm in Arm, die Hüte auf den Stöcken, singend, hochrufend, durstig. . . .

Und keiner kam ins Haus hinein? Die Thüre des Volksmannes blieb vor dem Volke fest verschlossen? Das Versprechen, ein Faß Braunbier anzuzapfen, fegte die Schwelle frei vom unbequemen Getrampel der Genossen, die in diesen reinlichen vier Wänden nichts zu suchen hatten? War das die Meinung: gib mir deine Stimme, aber hauche mich nicht an, denn dein Odem gefällt mir nicht?

Winkler stand starr, wie in den Boden gewurzelt, und brütete allein vor sich hin. Dann blickte er an dem Landhaus empor. Eine schöne schlanke Frau in vornehmer bequemer Haltung, mit modisch abstehendem Haarknoten, in einem knapp anliegenden von einem Herrenschneider gemachten Kleide aus weißem Wollstoff, trat jetzt auf den Balkon und sah den Abziehenden nach, deren Vorhut eben mit geschwenkten Hüten das Wirtshaus betrat, derweilen unter ihr sich die verläßliche Thür aufthat und der Hausherr, von einem Vertrauten gefolgt, ganz schwarz gekleidet, aber einen billigen Baststrohhut, wie ihn die Gärtner tragen, auf dem Kopf, das Gitterthor am Garten auf- und wieder zuschloß.

Mann und Frau winkten sich verständnisinnig noch einen Gruß zu. Dann schlug der Abgeordnete mit seinem Adjutanten in geschäftsmäßiger Haltung den Weg nach dem Dorfkrug ein.

Als er an Winkler vorüber kam, nahm dieser den Hut ab, und der andre, der bereits das Register des allgemeinen Wohlwollens gezogen hatte, streckte ihm beide Hände zu und rief: „Ach, sieh da, unser tapferer Dulder! Seid gegrüßt, Genosse Winkler! Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich dieser schönen Ovation unabhängiger Männer angeschlossen haben. Ja, solche Herzenshuldigungen aus freien Stücken, ohne Aussicht auf Auszeichnung oder Belohnung, können uns die Bourgeois nicht nachmachen in ihrer Engherzigkeit. . . . Sind Sie auch Mitglied des Gesangvereins? Oder sind Sie vielmehr als Berichterstatter anwesend? Famos! Für welches Blatt schreiben Sie?“

„Für keines,“ antwortete der Gefragte, während alle drei den Pfad nebeneinander verfolgten. „Für diesmal bin

ich weder Sänger noch Schreiber, sondern einfacher Bittsteller und Genosse, der in sonntäglicher Muße eine kleine Unterredung mit Ihnen erhofft."

„Gut, gut!" sagte der andere, sichtlich enttäuscht und in abgekühltem Tone, „können wir's vielleicht gleich unterwegs abmachen?"

Immanuel maß die kurze Strecke, die sie, die marschmäßig Ausschreitenden, noch von der Schenke trennte, und sagte: „Die Zeit würde da wohl zu kurz; auch werden Sie ja dort mit Ungeduld erwartet."

„Freilich, freilich," bekräftigte der Tribun, noch verdrießlicher als vorhin, um alsbald schneidig fortzufahren: „Hören Sie 'n mal, Genosse Winkler, Sie haben uns alle sehr enttäuscht. Sie faulenzen in den wichtigsten Augenblicken Ihres Lebens. Wir glaubten jeden Tag in einem unsrer Blätter einem gesalzenen Bericht über die Leiden, die Sie für die gute Sache ausgestanden haben, zu begegnen, einer fulminanten Anklage der elenden Wirtschaft in Plötzensee, der unwürdigen Behandlung, der Sie unterlagen und beinah erlegen wären. Aber keiner las, keiner fand etwas dergleichen. Wie kommt das?"

„Das Fieber packte mich noch einmal nach der Entlassung und auch in der Rekonvaleszenz war mir nicht schreiberlich zu Mute."

„Großer Fehler das. Ein Politiker darf nicht zur Unzeit krank werden," entgegnete der gefeierte Mann und lachte dazu, Winklern ins Gesicht sehend, als hätte er einen guten Witz gemacht.

Dieser fuhr fort: „Auch konnt' ich mit Anklagen diesmal nicht dienen. Ich wurde während meiner Haft, solang ich gesund war, nicht schlecht und, als ich erkrankt war, sehr gut behandelt. Ich könnte nicht anders, als die Nachsicht und Güte rühmen, die man mir angedeihen ließ, und besonders dem Arzt und den Pflegerinnen meinen herzlichen Dank aussprechen."

Der Tribun blieb, wie wenn der Donner vor ihm niedergegangen wäre, mitten auf der Straße stehen und maß den also Redenden vom Kopf bis zu den Füßen: „Ja, wenn Sie der Staat drei Monate lang in einer Sommer-

frische verhätschelt hat, was wollen Sie denn dann mit Ihrem Martyrium? Wo steckt denn da etwas Verdienstliches? Lächerlich! Höchst lächerlich! Ihre Dankbarkeit, Gerechtigkeitsliebe und andern schönen Eigenschaften in allen Ehren, aber sich hinter Schloß und Riegel pflegen und füttern lassen und die Ohren hängen und mit dem Schweif wedeln, dazu braucht's keiner Gesinnung, keiner Mannheit. Als zielbewußter Genosse mußten Sie schlechte Behandlung herausfordern, Maßregelung ertrotzen, zu Uebergriffen reizen, damit Gelegenheit gegeben wurde, aufsehenerregende Artikel gegen die Zwingburg am Plötzenweiher zu veröffentlichen. Das Unrecht dabei auf die Mächtigen zu schieben, wäre kein Taschenspielerkunststück gewesen. Das kriegte jeder Neuling in der Redaktion zu stande. Damit hätten Sie sich für die infame Verurteilung rächen, die Gewalthaber blamieren, die Besitzenden verblüffen, den Proletariern das Herz erheben können. Aber mit dem gottergebenen lammfrommen Dulden und Schergenhandküssen wird der Partei nichts geholfen, mit Milchsuppen keine Begeisterung entflammt."

Winkler antwortete: „Nennen Sie eine dreimonatliche Einzelhaft, durch ein Malariafieber verschärft, und alles das im Dienste der Partei und für die Sünden andrer erduldet, Milchsuppe und Privatvergnügen?"

Und der andre schrie, sich wieder in Bewegung setzend, überlaut: „Lassen Sie doch die Partei aus dem Spiele! Sie mögen das gebildete Kind gebildeter Stände, Sie mögen ein guter Christ, Sie mögen ein Lyriker sein, aber ein Politiker sind Sie nicht, ein praktischer Parteimann nicht, ein zielbewußter Genosse keineswegs. Und daß Sie's nur wissen, das ist auch die Meinung im Parteirat, der immerhin einige Rücksicht walten zu lassen geglaubt hat. Denn wär's nach meinem Antrage gegangen, Sie hätten nicht einen roten Pfennig Entschädigung erhalten. Nicht einen roten Pfennig! Heißt das der Partei Opfer bringen, wenn man hinterher seine Rechnung einreicht? auf Mark und Groschen schadlos gehalten sein will? Vollends bei einem so jungen Genossen durfte man doch etwas mehr Uneigennützigkeit und Idealismus erwarten. Aber ..."

Es war ihm offenbar auf einmal eingefallen, daß er

kurz vor seiner Rede, die er dort im Kruge halten mußte, hier auf der Straße zu viel Atem und Entrüstung ausgab. All' das konnt' er ja und ungleich wirksamer vor versammeltem Volke sagen. Ohne das hatt' er so wie so nichts Neues für die Kerle. Aber solch' eine kleine Abschlachtung würde sie ergötzen.

So hatten sie die letzten Schritte schweigend bis zum Wirtshause zurückgelegt. Immanuel wußte selbst nicht recht, warum er noch neben jenem herging. Harte hitzige Worte wollten in ihm aufwallen, und auch er dachte daran, ob es nicht das Gescheiteste wäre, die Antwort auf solche Vorwürfe dort drinnen vor den Genossen zu geben.

Bald aber sagte er sich: Wozu? Der Chorus würde ihm nicht Gerechtigkeit wiederhallen. Ein nie gefühlter Ekel vor der ganzen Gesellschaft, samt ihren Führern, packte ihn auf einmal, und, an der Thür angelangt, wollt' er sich mit stummem Gruß entfernen.

Das aber hätte dem Tribunen schlecht gepaßt, der sich mittlerweile im Gehen seinen oratorischen Plan fertig gestellt hatte und darum biedermännisch ausrief: „Na nu, Genosse Winkler, übelnehmerisch dürfen wir untereinander doch nicht sein. Freie Meinung, freies Wort in Ehren allüberall gegen Feind und auch gegen Freund! . . . Daß Sie meine Meinung wurmt, begreif ich, aber deswegen können wir doch ein Gläslein Bier miteinander trinken. Bitte, einzutreten."

Er machte wie ein gastlicher Wirt die Honneurs auf dem Schwellenstein, und der jüngere gut erzogene Mann hätte es wie eine Unart empfunden, wenn er sich dem also Ladenden versagt hätte. Darum schritt er voraus hinein, obschon ihm Verdächtiges schwante. Aber er war auf irgend einen Angriff gefaßt.

Er brauchte auch nicht lange darauf zu warten. Der mit Jubel empfangene Festgeber gebärdete sich alsbald wie einer, der inneren Unmut besiegen möchte, mit diesem Vorsatz aber beim besten Willen nicht zu stande kommt. Der Unmut war stärker als sein bester Wille.

Vom Dankesgefühl gegen seine Genossen überfließend, wollte er doch nur denen danken, die ehrliche, reinliche, zielbewußte wären, nicht denen, die sich ins Schaffell der Ar-

beiter steckten, innerlich aber Wölfe geblieben wären und je eher je lieber mit den kapitalistischen Blutsaugern heulen möchten.

Der Beifall, der auf diese Worte ausbrach, schien die Wände des Wirtslokals sprengen zu wollen, und Winkler merkte bereits, daß seine Stimme keinen von diesen Bierleckern hypnotisieren werde.

„Es ist," fuhr der jetzt auf den Tisch gehobene Führer donnernd fort, „nicht jeder ein Arbeiter und Arbeitergenoß, der sich Schwielen an die sonst wohlgepflegten Hände schminkt und in seiner reichlichen Garderobe einen alten Rock hervorsucht, wenn er unter uns zu erscheinen geruht. Und es ist nicht jeder ein Märtyrer unserer heiligen Sache, der, weil er zu keinem andern Berufe taugt, in einer unsrer Redaktionen unterkriecht und gegen reichliche Bezahlung den Strohmann abgibt. . . . Ich warne euch, meine wahren Freunde, vor solchen Wölfen im Schafspelz. Es sind ja manchmal recht begabte, recht unternehmungslustige Leute, stimmt schon, aber Wölfe sind es doch, keine menschenwürdigen Genossen, hungrige freßsüchtige Wölfe, die sich nur zu dem Ende bei euch einschleichen, um als Redakteure, Emissäre, Delegierte und dergleichen euer Geld oder als Abgeordnete eure Stimmen zu ergaunern. Ausbeuter sind's, genau wie die andern, nein, unehrlichere, hinterlistigere, und sie gehören nicht zu uns und wir wollen sie nicht dulden."

„Nein! Nein!" brüllten die vom Gesangverein und sahen rechts und links, wen der Redner wohl meinen möchte.

Der fühlte, daß es nun an der Zeit sei, dem wachsenden Groll sein Ziel zu zeigen und mit dem Manne, der ihn geärgert hatte und von dem er sich für die Zukunft keines rechten Gehorsams versah, auf einmal abzurechnen. Er rief mit erhöhter Stimme: „Da ist unser werter Genosse Winkler, der vor kurzem eine längere Haft in Plötzensee abgesessen hat. . . ."

„Hoch Winkler!" brüllten die Sänger; aber der Adjutant des Redners, der dessen Absichten besser verstand, zischte laut in das Vivat, und mit betroffenen Gesichtern

schauten die Leute bald ihn, bald Winkler, bald den Tribunen an.

Dieser fuhr fort: „Der geprüfte Mann dort wird mir recht geben, daß solche Leute unter uns sich einschleichen, die weit weniger auf das Wohl des Ganzen als auf ihren persönlichen Vorteil bedacht sind. Nicht wahr, Herr Winkler?“

Der Redner grinste schadenfroh in des Angerufenen Gesicht. Immanuel aber benutzte die Kunstpause, um sich rasch vor den Tisch, darauf jener stand, zu drängen und mit gleich lauter Stimme zu entgegnen: „Da Sie die Frage an mich persönlich richten, so antworte ich Ihnen mit gutem Gewissen und in aller Anwesenden Namen: Hier ist kein Schleicher, kein Heuchler, kein Streber! ...“

„Bravo! Hoch Winkler!“ brüllte es von allen Seiten zustimmend, während der Tribun sich vor Hohnlachen schüttelte.

Immanuel fuhr, dicht unter seinem Feinde stehend, diesem in die Nase zu reden fort: „Wer Begabung und Kenntnisse besitzt, darf aus der Menge hervorragen, wer für viele arbeitet, darf Anspruch auf der vielen Achtung erheben, wer für viele geduldet, hat ein Recht erworben auf Dankbarkeit. Und so ungerecht es wäre, Sie, mein hochverehrter Genosse, weil Sie ein Landhaus, eine Fabrik und was weiß ich noch besitzen, einen von den Kapitalisten und Blutsaugern zu schimpfen —“

Der Tribun und sein Adjutant hatten einander verständnisinnig angeblickt: Diese Wendung der Unterhaltung wurde gefährlich. Dafür gab man kein Freibier aus. Darum kam Winkler nicht dazu, die so boshaft angelegte Periode zu vollenden. Mit wie aus einer Trompete geschmettertem: „Hinaus mit dem Streber! Hinaus mit dem Wolf im Schafspelz! Hinaus!“ rannte der Helfer die Nächststehenden beiseite oder schob sie mit sich auf den Redner los. Im nächsten Augenblicke schrieen drei, alsogleich dreißig und zehn Sekunden später der ganze tobende Saal: „Hinaus, Winkler! Hinaus!“ Alles drängte gegen diesen und mit ihm gegen die Thüre. Fäuste reckten sich, Ellenbogen stießen ins Gewühl, das sich immer fester zu einem wilden Menschenknäuel ballte.

Der Abgeordnete sprang seitab vom Tisch und schrie in den Lärm: „Es lebe die wahre, die echte, die unverfälschte Sozialdemokratie! Freiheit, Gleichheit! Brü —"

Und noch eh' er das dritte Wort zu Ende hatte hören können, stand Immanuel Winkler auf der Landstraße, während drinnen die Hochrufe auf die drei Symbola der Revolution kein Ende nehmen wollten und sein zerknüllter Hut ihm durchs Fenster vor die Füße flog.

„Abgesägt und abgeworfen, fauler Streber!" tönte es unsichtbar durch die Luft. Die schmetternde Stimme mochte die des Famulus des Führers sein. Winkler raffte sein Hütchen auf. Also hinterrücks wollt' er sich nicht abthun lassen. Als er Miene machte, das Haus noch einmal zu betreten, um sich zu verteidigen, streckte sich ein Dutzend geballter Fäuste aus der Thüre.

Was wollte er? Sich von der Mehrzahl verdreschen lassen, sich die Knochen zerschlagen lassen, wie der beliebte Ausdruck lautete?

Da er sich noch in seiner Wut besann, erscholl von drinnen taktfest vorgetragen das bekannte:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?

Mit diesem zahmen Wander-Cantus sollte wohl eindringlich bewiesen werden, daß hier nicht etwa eine politische Versammlung einen mißliebigen Genossen gerichtet, sondern lediglich eine harmlose Liedertafel ihr Hausrecht ausgeübt habe.

„Komödianten!" sagte Winkler, spuckte gegen das windschiefe Wirtshäuschen und ging seiner Wege, die Zähne auf den Lippen, die Faust im Sack. —

Er wollte Genugthuung für den Schimpf, er wollte Rache haben für den treulosen Ueberfall. Tagelang ging er umher wie der brüllende Löwe. Er verfaßte eine Klageschrift an den Parteirat, einen Zeitungsartikel gegen die wahren Ausbeuter des Proletariats. Es that ihm wohl, seinem Zorn die Zügel schießen zu lassen.

Als er aber damit nahezu fertig war, sagte er sich selbst, daß er nichts andres damit erreichen würde, als daß ihn

der Parteirat, von den Machthabern beeinflußt, würdevoll maßregelte und die Zeitungsleser ihn schadenfroh auslachten.

Da waren keine Leute, die Genugthuung gaben, da waren keine Instanzen, die ihre Zeit damit verloren, dem Gekränkten Recht zu verschaffen. Er hatte sich ja mit heiliger Ueberzeugung in eine Gesellschaft begeben, wo man nur einen gemeinsamen Feind kannte: das Bürgertum und die herrschende Klasse, im übrigen jeder für sich nach Geltung rang und es sich selber zuzuschreiben hatte, wenn ihm diese Geltung versagt blieb. Mit dem empfindlichen Ehrgefühl der alten Schule war hier nicht durchzukommen.

Wenn überhaupt, so gab's in seinem Fall nur eine Rache, nur eine Genugthuung, nur eine Rehabilitierung: den Genossen und ihren Führern durch eine frische That, durch in die Augen springendes Wirken zu beweisen, daß er keiner von denen sei, welche man mißachten dürfe, wohl aber einer von denen, mit welchen man rechnen müsse.

Darum weg mit aller Sentimentalität! Zu jenem Ziele konnte nur Sammlung und Vertiefung führen, nur emsiges Arbeiten und schießhündische Achtsamkeit auf die erste gute Gelegenheit sich hervorzuthun. Die erste gute Gelegenheit! Ja, wo war sie? Wer zeigte sie ihm? Sie durfte nicht verpaßt werden.

Aber bis sich diese zeigte, war er der Abgeworfene, Ausgestoßene, Unnützbefundene. Und als solcher wollte er niemand unter die Augen treten.

Den Genossen schon gewiß nicht! Ach, ihn ekelte vor den Genossen, mochten sie ihn auslachen oder mit offenen Armen empfangen. So oft er an sie dachte, sah er die urteilslose Meute vor sich, die in einem Atem ihn begeistert hochleben ließ und entrüstet zur Thür hinausdrückte, je nachdem der Schäferknecht seinen Wink erließ.

Und war die Masse nicht zu allen Zeiten so gewesen? Vielleicht — doch eben an ihrer Veredelung wollte er ja mitarbeiten. War er noch mit dem Herzen dabei? Nein... aber mit seiner Ueberzeugung; diese kettete ihn trotz Unrecht und Beleidigung an sie. Es wäre eine dumme jämmerliche Ueberzeugung, die schon durch persönliches Ungemach zerschlisse, nicht erst durch bessere Ueberzeugung ausgelöst würde.

Hatte sich in seiner Ueberzeugung etwas geändert? Er meinte nein, und also hieß es: bei der Stange bleiben nach wie vor, für seine Ueberzeugung wirken, trotz der Flegelei der Nebenmänner, trotz der eifersüchtigen Ränke der Hauptleute. Geradeaus voran trotz alledem!

So dachte er. Schon gut; aber er fühlte anders. Und so war ihm, als machte er die kürzlich überstandene Krankheit noch einmal durch, nur dieses Mal nicht im Körper, sondern im Gemüte, und wie ein verwundetes Tier verkroch er sich und ließ sich vor niemand sehen und wollte niemand sehen — auch die Geliebte nicht.

Sollte er vor dem stolzen Weibe, das mit einem Blick sich jeden unterwarf, klagen und maulen, sollte er ihr, die ihm unablässig predigte, er gehöre nicht zu jenen Gesellen, gestehen, daß er diese verachte, daß er sie hasse und sich trotzdem an sie gefesselt halte? Sie würde das nicht begreifen. Auch sie würde ihn auslachen, ihn bemitleiden. Und er wollte kein Mitleid von ihr, an deren Bewunderung und Vergötterung er gewohnt war. Wohl sagte er sich, daß in ihren schönen Armen der sicherste Trost, auf ihren Lippen Erquickung, neuer Mut und gute Gedanken zu finden wären. Aber die Beschämung legte sich allem andern Empfinden vor. Er brachte es nicht über sich, Nanda die Geschichte seiner Maßregelung zu erzählen. Und nach Küssen und Umarmen stand dem Ehrgeizigen, der einsam über seiner Rache brütete, der Sinn eben nicht. In seinem Blute war jetzt kein harmloser Tropfen, und zum erstenmal im Leben erschien es ihm fast wie ein Glück, daß kein Eheband ihn zwang, die Geliebte auch in trüben Stunden neben sich zu haben und ihr sein Herz, auch wenn es blutete, zu zeigen.

So war sie ihm wie eine Göttin, von ewiger Heiterkeit umschlossen, geblieben. Nur wenn er glücklich und stolz war, sich also der Herrlichen ebenbürtig fühlte, wollte er sie wiedersehen.

Da kam ihr Brieflein und griff ihm ans Herz, daß es zuckte.

Er setzte sich hin und schrieb — wollte schreiben, wie's ihm ums Herz war. Nein, nein! Er zerriß einen Bogen nach dem andern, faßte sich und antwortete kurz und kühl,

daß eine alle Kräfte fordernde Arbeit ihn an sein Stübchen, an sein Pult fesselte. Er bat nur um kurze Geduld, dann werde er ihr wieder ganz gehören, mit freier Seele und gesundem Leib. So wenig ihm selber dieser Wisch gefiel, um so mehr beeilte er sich, ihn in den Briefkasten zu werfen. So war die Versuchung abgelenkt von seinem Stolze. . . .

Ja, die rettende Arbeit! Hätte er die nur erst gehabt, wie freudig wäre er zur Geliebten geeilt. Aber er hatte nichts dergleichen und fand in allen Büchern, die er durchstöberte, in allen Tagesbegebenheiten, denen er in den Zeitungen nachjagte, nicht die ersehnte Veranlassung, wo er mit seinem geschriebenen oder gesprochenen Wort hätte einsetzen können. So kam er sich, in seiner Südender Giebelkammer, im herbstlich verblühten Gärtchen, aufs neue wie ein Gefangener, wie sein eigener Gefangener und sein eigener Kerkermeister vor, und er biß sich in die Hände vor ohnmächtiger Wut und studierte die Nächte durch, gewöhnte sich das Rauchen ab und lernte Schnaps trinken, faßte nächtens hochfliegende Pläne, um sie am hellen Tag als unbrauchbar zu verwerfen, und starrte stundenlang auf vergilbte Wiesen und braune Schollen, darüber der Wind welke Blätter und qualmige Flocken aus den eilenden Schornsteinen der zahllosen Fern- und Vorortzüge verwehte.

Ach, wenn ihn einer mitnähme aus all' der Qual und Wut heraus in eine Welt, wo er sich niemand verpflichtet hatte, wo keine schmutzigen Maulhelden waren, die mit der einen Hand nach ihm schlugen und mit der andern ihn festhielten als einen, der durch Gesinnung und Gelöbnis zu ihnen gehörte.

Wohl kam ihm manchmal etwas wie Reue, daß er im Uebermut ratverschmähender Jugend, in der Selbstherrlichkeit einer unfertigen Ueberzeugung, im Glauben an leichteres Emporkommen hastig Partei ergriffen und öffentlich Partei bekannt hatte.

Es war ein übermütiger, voreiliger Schritt gewesen. Nur ein Schritt, und dieser verpflichtete ihn und hielt ihn fest. Der kleine Finger die ganze Hand. Da meinte er wohl, wenn der Groll ihn würgte, noch Manns genug zu sein, den Finger vom Leibe zu trennen und so die Hand

und den Menschen zu retten. Aber Ueberlegung sagte, der Finger ist mit der Hand verwachsen, und du könntest den Schnitt ins Fleisch und zwischen die Knochen nicht führen, ohne dabei zu verbluten.

Er saß am Fenster, durch das der Herbstwind pfiff und sein ungeordnetes Haar zauste, die Stirn auf den Händen, die Hände auf dem Brett, und blies Trübsal und Verzweiflung. Er hätte besser das Fenster geschlossen und Feuer im Oefchen gemacht. Es fröstelte ihn bis ins Mark. Er fragte nichts danach. Hätte er alle Sinne abstumpfen können, gefühllos werden, Streben und Ehrgeiz abthun, Trinken, Essen, Schlafen als seines Lebens Aufgabe betrachten können, ihm wäre es jetzt das Liebste gewesen. Oder er glaubte doch so. . . .

Da merkte er, daß man an seine Thür klopfte, und daß es wohl nicht zum erstenmal geschah. Er sprang auf und dachte: Nanda? und dabei hämmerte das verliebte Herz zum Zerspringen. Es klopfte zum drittenmal. „Herein!“ rief er erwartungsvoll. Da fiel ihm ein, daß er sich eingeschlossen hatte.

„Gleich, gleich!“ sagte er laut und zärtlich, als gälte es, die Geliebte zu beruhigen, während er zu öffnen eilte. Ach, wenn sie's doch wäre! Im Nu war alle zurückgepreßte Sehnsucht und Innigkeit wieder aufgelodert. So ungestüm pochte nur die Liebe an versperrter Thür. Sie mußte es sein. War sie's?

Immanuel prallte, die Klinke in der Hand, schwer enttäuscht zurück. Im Rahmen der Thür stand ein schmunzelnder hagerer Mann mit kupferiger Nase und verwahrlosten gelben Zähnen in einem bis an den Hals zugeknöpften neuen schwarzen Rock und schokoladenfarbenen Beinkleidern, derbe Schuhe an den Füßen, einen breitrandigen Filz auf dem Kopf, ein rotseidenes Tüchlein um den sehnigen Hals, und grinste ihn an. Die linke Schulter war, vielleicht beim hastigen Treppaufsteigen, sichtlich mit der weißen Mauer in Berührung gekommen. Unter dem linken Arm trug er drei Cigarrenkistchen verschiedener Größe. Die flache rechte Hand führte er, wie die Soldaten grüßen, über seine Stirn.

„Guten Tag, Winkler. Man kriegt Sie ja gar nicht

mehr zu sehen. Gestatten Sie mir die Frage, ob Sie keinen Bedarf an Cigarren haben?"

Und er stellte die Kistchen nebeneinander auf den Tisch. Winkler schob sie sachte zurück und sagte: „Machen Sie keine Umstände, Genosse Pichler, wir sehen uns doch nicht zum erstenmal. Also was steht zu Diensten?"

„Nur eben ein Geschäftchen," sagte der andre mit unverhohlener Ironie, seine Kistchen voreinander schiebend: „Stark — leichter — leicht?"

„Ich danke Ihnen, ich habe mir das Rauchen abgewöhnt," erwiderte jener und wandte sich ungeduldig dem Fenster zu.

„Warum rauchen Sie denn nicht mehr?"

„Meine Mittel erlauben es mir nicht."

„Na, da muß man Rat schaffen."

„Wie das?" fragte Winkler, zum Tische zurückkehrend, ohne jenen zum Sitzen einzuladen.

„Darf ich ungeniert sprechen?" erwiderte der andre und sah erst die Wand zur Rechten dann die zur Linken fragend an.

„Es wohnt niemand nebenan," versetzte Winkler.

„Nun, dann bitte, schließen Sie das Fenster; es ist hier drinnen empfindlich kühl," sprach der Genosse Pichler, griff sich eine Cigarre aus einer der drei Schachteln auf dem Tisch, setzte sie umständlich in Brand, nahm den einzigen Stuhl, der im Zimmer zu sehen war, und fuhr, sich breitbeinig niederlassend, zu reden fort: „Weil's also mit dem Geschäft nischt ist, plaudern wir 'mal Politik. Sind Sie für die nächsten Wochen Herr Ihrer Zeit?"

„Es kommt darauf an, wofür?"

„In den Schuhfabriken zu Weißenfels muß Streik gemacht werden. Was dazu nötig ist, ist unsrerseits alles in Ordnung: Die Leitung des Ganzen liegt in bewährten Händen" — dabei zeigte er seine beiden — „die das Streikpostenstehen zu kommandieren haben, sind erprobte Unteroffiziere der Partei; es fehlt uns nur ein zündender Redner, der den gemächlichen Leuten Pflicht und Vorteil in auffallendem Lichte zeigt. Es ist keiner frei, der das Wort so recht beherrscht. Sie können reden. Sie haben's in jener Gerichts-

verhandlung bewiesen, wenn Ihnen auch neulich beim Bankett nach Ihrer Freilassung die Puste ausgegangen ist. Jetzt sind Sie, wie ich sehe, wieder wohlauf und bei Schnauze — nichts für ungut. Also wollen Sie? Und was für Diäten beanspruchen Sie? Nicht gleich zu hoch für den Anfang, wenn ich bitten darf, obschon leben und leben lassen mein Wahlspruch ist."

Er blies den Rauch aus verständnisinnig lächelnden Lippen in den knappgeschorenen Schnurrbart. Winkler aber fragte ganz ernsthaft: „Ein Schuhmacherstreik? Was kümmert der Sie? Sie sind doch Cigarrenarbeiter."

„Gewesen, mein Lieber; jetzt bin ich Cigarrenhändler und Agitator von Beruf im Interesse des Ganzen. Einer für alle und alle für einen. Ich dächte, das wüßten Sie. Warum lachen Sie so verschmitzt?"

„Alle für einen!" wiederholte Winkler und lachte weiter.

„Etwa nicht?"

„O gewiß! Es nimmt sich nur manchmal wunderlich aus, dies alle für einen, fast wie: alle gegen einen."

„Ach so, Sie spielen auf die dumme Geschichte da draußen am Liezensee an?"

„Ich bin so frei! Haben Sie davon gehört?"

„Ich habe, sogar ausführlich. Aber wenn schon — der verehrte Abgeordnete hat sich hinreißen lassen. Zugegeben. Allein trugen Sie nicht ebenso viel Schuld wie er, wenn nicht noch mehr? Sie durften ihm nicht seine Villa und sein bißchen Wohlstand als kapitalistische Inkonsequenz unter die Nase reiben. Daß ihn das gekitzelt hat, versteht sich von alleine und ebenso, daß er dafür mit Ihnen kurzen Prozeß machte. Hätte er Sie fortfahren lassen, es hätte nicht nur sein Ansehen, sondern das der ganzen Partei auf dem Spiele gestanden. ... Nu, also! ... Daß der Parteirat Ihnen die temperamentvolle Unvorsichtigkeit nicht nachträgt, Beweis: daß ich in seinem Auftrage hier bin. Man will Ihnen zu verdienen geben, man will Ihnen Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen. ..."

„Auszeichnen? Im Röllchen eines kleinen Aufwieglers?"

„Es gibt keine kleinen Aufgaben, wo sich's um Wohl und Wehe des ganzen Arbeiterstandes handelt."

„Des ganzen Standes? Bumbum! Ich dächte, es handelte sich diesmal nur um die Schuhmacher in Weißenfels. . . . Aber ist mir recht, so meine ich gehört zu haben, daß die Schuhmacher im Thüringischen mit ihren Arbeitslöhnen keineswegs unzufrieden sind?"

„Sind sie auch nicht!" rief der Agitator, „und darum sollen sie eben mit Pfeifenklang und Trommelschlag ins Gefecht geführt werden, um den Kerlen klar zu machen, daß sie nichtsdestoweniger die Verpflichtung gegen das Allgemeine haben, die Arbeit niederzulegen."

„Um noch höhere Lohnsätze zu erzwingen?" rief Winkler und lachte dazu; „und wenn man dann den Agitator zu fassen kriegt, darf ich wieder zur höheren Ehre der Partei ins Gefängnis gehen?"

„Nicht doch, nicht doch! Es ist diesmal nach erprobtem Paragraph hundertdreiundfünfzig der Gewerbeordnung ganz ungefährlich; es soll nicht um höhere Löhne, sondern lediglich um Entlassung mißliebiger Arbeiter zu erzwingen gestreikt werden. Sie hätten also dabei durchaus kein Gefängnis zu befürchten. Sie wären dem Gesetz gegenüber vollständig gedeckt."

„Zu gütig! Aber wär's nicht noch gütiger von seiten des Parteirats, er ließe die vergnügten Schuster zufrieden, wie sie sind, und kümmerte sich auch nicht um die armen Teufel von ‚Mißliebigen', die gleichfalls mit Pech und Ahle ihr und der Ihrigen täglich Brot verdienen?"

„Nimmermehr!" schrie der Tabakhändler und klappte laut schallend eine Schachtel auf die andre. „Unbotmäßige Arbeiter, die sich keinem sozialdemokratischen Verband angeschlossen haben und sich vor den Steuern, die wir zum Schutz der Allgemeinheit auflegen müssen, knauserig drücken, wohl aber von der Aufbesserung aller Lohnverhältnisse, die wir mühsam mit Hungern und Frieren und zahllosen Lohnkämpfen erstritten haben, gemütlich die Sahne abschöpfen, ohne ihrerseits sich nur einen Groschen für die Organisation und die Streikkassen abzuringen, solche Kerle dürfen nirgends geduldet werden, nirgends, mag der einzelne noch so schwer davon getroffen werden. Er gehorche, nur dann ist's gut. Ohne Gehorsam, ohne so festgeschlossenen allgemeinen Ge-

horsam, daß die ganze Arbeiterschaft — um ein Wort Lassalles zu brauchen — zusammengefaßt, wie der Stiel einer Axt, in eines und desselben Mannes Faust liegt, wenn er sie brauchen will, sind wir nichts und alle die zahllosen bisherigen Opfer umsonst gebracht. Hier gilt es eine Kraftprobe zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, gleichviel, ob sich's dabei um die leichtbegreifliche Frage nach Lohnerhöhung oder um die ideale Forderung handelt, daß keiner, der nicht die allgemeine Wohlfahrt zur eigenen Sache gemacht hat und sich rückhaltlos zu uns bekennt, neben zielbewußten Genossen bei der Arbeit geduldet werden darf. Ueberall muß den Blutsaugern bewiesen werden, daß die Arbeiter die Stärkeren sind, und daß jene darum von den Arbeitern abhängen, nicht mehr umgekehrt, wie bisher, die Lohnsklaven von den Kapitalisten."

Pichler war während dieser Worte aufgestanden und hatte sich in die Brust geworfen, wie wenn er auf der Bühne stände.

Winkler fragte lächelnd: „Warum gehen Sie mit diesem oratorischen Feuer nicht selbst hinaus als Redner und predigen den Schuhmachern das Evangelium des Sozialismus?"

„Weil ich etwas Besseres zu thun habe," platzte Pichler heraus, um sich sofort zu korrigieren: „Pardon, Genosse, ich meine, es soll jeder das thun, was er besser kann als andre. Ich verstehe mich auf Organisation des Streikes selbst aus Erfahrung besser als mancher; im Reden bin ich, wenn ich auch meistens klar zu sagen weiß, was ich will und meine, ein Stümper. Das verstehen wieder Sie besser, weit besser als ich, und darum kam ich zu Ihnen. Sagen Sie zu, dann ist unser Expeditionscorps komplett. Abgemacht?"

Er hielt Winkler die breite Hand entgegen. Dieser aber zögerte noch einzuschlagen. Die Gedanken balgten sich in seinem Innern. War da nicht die Gelegenheit, die er ersehnt und erfleht hatte, die Gelegenheit, sich nützlich zu beweisen, sich als zielbewußter Genosse auszuzeichnen? Oder war's nur die List des Teufels, die den kleinen Finger nicht zurückgeben und die ganze Hand behalten wollte und den

ganzen Menschen dazu auf Nimmerwiederfreilassen? Langsam sprach er: „Ich gestehe Ihnen offen, Genosse, daß ich mich im Augenblick nicht so flink zur Höhe Ihres — nun ja, sagen wir Ihres Idealismus aufzuschwingen vermag. Der zwingende Grund, unter zufriedenen Arbeitern Haß, Not und Elend zu entfesseln, einem immerhin fraglichen Prinzip zu Gefallen, leuchtet mir noch nicht ein. Ich bin heut überarbeitet, mein Kopf ist eingenommen und mein ganzer Adam so sehr mit andern Gedanken befaßt, daß ich Ihnen nicht recht folgen kann. Lassen Sie mich die Sache beschlafen."

„Ach, Sie schmollen noch immer wegen des simplen Hinauswurfs? ... Nehmen Sie mir's nicht übel, das scheint mir kindisch, vieux jeu, bourgeoismäßig. Jeder ist sich doch selbst der Nächste. Wenn Sie einmal obenaufkommen, werden Sie's den Neulingen erst recht nicht bequem herrichten ..."

Es drängten sich Winklern heftige Worte auf die Zunge, doch ward er der Antwort überhoben durch neues Klopfen, das sich allerdings bescheidener anhörte, als das des derbdreisten Hetzapostels vorhin. Schüchtern, fast mädchenhaft ward angepocht. Sollte es diesmal Nanda sein? Immanuel brachte seinen Liebling heute nicht aus dem Kopf, und in der Besorgnis, die Arglose möchte auf diesen Rüpel stoßen, sprang er an ihm vorbei und öffnete vorsichtig.

„Ei, ei, Genosse," sagte der Cigarrenhändler, „man sollte bei Ihrer Angst und Sorgfalt glauben, Sie pflegten verdächtigen Umgang."

Sein Gelächter ging aber bald in zornigen Ernst über, als er sah, wer bei Winkler eintreten wollte.

Nanda war's wieder nicht und ein erfreulicher Anblick war's überhaupt nicht. Ein Bild des Elends stand ein alter kleiner blasser Mann, an dem nichts von Wäsche zu entdecken war, zitternd auf der Schwelle. Er hatte einen Packen in ein schmutziges ehemals grünes Tuch, wie's die Buchbinder zum Abholen ihrer Ware verwenden, gewickelt, unterm Arm und etwas, das einmal ein Hut gewesen sein mochte, in der Hand. Spärliche graue Haare gingen wirr über den halbkahlen Schädel hinter den Ohren herauf; Gesicht und Hände wie die ganze Gestalt sehr abgemagert; die graue

Armeleutfarbe auf der Haut; aber ein Paar sprechende schöne hellgraue Augen, darüber grau bewimperte Lider zitterig auf und nieder klappten. Die ganze Erscheinung ein wunderliches Gemisch von körperlicher Angst und seelischer Entschlossenheit.

„Ist das jetzt Ihre Gesellschaft?“ schrie Pichler Winkler an, indem er seinen breitrandigen Kalabreser und seine drei Cigarrenkistchen zusammenpackte.

„Ich sehe diesen Herrn in diesem Augenblicke zum erstenmal,“ versetzte der Angeredete.

„Nun, dann hüten Sie sich vor ihm und vor seinesgleichen, er ist ein Schuft, ein Schmierlappen, ein Streikbrecher!“

„Vor alledem ist er in diesem Augenblick mein Gast,“ sagte Winkler und trat zwischen den Schreienden, der bereits die Faust erhoben hatte, und den Bedrohten, der nach wie vor fieberhaft Wimpern, Kinn und Hände zittern ließ, ohne den andern eines Wortes oder auch nur eines Blickes zu würdigen, und den Eindruck machte, als fürchtete er, auch nur ein Tröpfchen der aufgestauten Willenskraft zu vergeuden, wenn nicht jede Silbe, jeder Hauch seines Wesens nur dem einen Zweck zu Gebote stünde, der ihn hierherführte.

Diese stumm ablehnende Fassung schien dem Agitator doch die Lust zu benehmen, noch länger hier zu bleiben. Er wandte den Rücken und sprach, den Hut auf dem Kopf, die Hand auf der Klinke, über die Achsel zurück zu Winkler: „Beschlafen Sie sich die Sache und hüten Sie sich vor solchem Gesindel. Ich lasse Sie getrost in dieser Gesellschaft. Ein Mann wie Sie, ein zielbewußter Genosse, ein Märtyrer der sozialdemokratischen Presse, kann nicht mit so einem Halunken gemeinsame Sache machen.“

Er meinte mit der letzten Schmeichelei sich des jüngeren Mannes genügend versichert zu haben und machte mit einem stolzen: „Auf morgen also!“ die Thüre hinter sich zu.

„Bitte, setzen Sie sich,“ sprach Immanuel zu dem Alten, der schon durch sein bloßes Dastehen Mitleid erregte.

Der Angeredete wackelte nur ein bißchen mehr mit dem Kopf, um abzulehnen, stützte sich mit der rechten Hand auf den Tisch und schloß die Lippen in einen geraden Strich, als wollt' er durchaus keinen Laut entlassen.

„Was wünschen Sie?“

„Rache, Gerechtigkeit, Arbeit, Brot!“ schrie's jetzt mit explodierender Macht aus dem gebrechlichen Körper, aus den welken Lippen heraus, daß die gellende Stimme an den vier Wänden wiederhallte und Immanuel betroffen aufsah.

„Rache, Gerechtigkeit, Arbeit, Brot? . . . Und das alles suchen Sie hier bei mir?“

„Und ich werd' es finden!“ antwortete eine klangreiche feste Stimme, die so gar nicht dem wankenden Männchen zu gehören schien. „Gestatten Sie mir abzulegen,“ fuhr er sanfter fort, das grünliche Paket bescheiden auf eine Ecke des Tisches schiebend und erläuternd: „Es sind Akten, Belegschriften, allerhand, was Ihnen dienlich sein wird.“ Und nun setzte er sich ohne weitere Aufforderung, dicht neben seine Papiere. Die knickenden Beine hielten ihn nicht länger aufrecht. Er wischte sich mit einem seltsamen Lappen, den er schamhaft aus der Tasche zog, den Schweiß vom Gesichte, während Immanuel aus irgend einer Ecke eine halbgeleerte Gilkaflasche hervorholte und ein Gläschen vor dem Sitzenden vollschenkte.

„Stärken Sie sich und bringen Sie ausführlich vor, was Sie mir mitteilen wollen.“ Und als der also Bediente die Hand nach dem bißchen Kümmel auszustrecken zögerte, fuhr er fort: „Ich hab' Ihnen leider nichts andres anzubieten, also bitte, stärken Sie sich und reden Sie mit Vertrauen rückhaltlos.“

„Dazu bin ich hier,“ antwortete jener und schob die Hand, ohne sie zu erheben, auf der Tischplatte bis zu dem Gläschen und mit diesem ebenso wieder zurück, worauf er, das Haupt geneigt, sacht am Rande nippte, bis er es langsam, man möchte sagen tropfenweise, ausgeschlürft hatte.

Erst nachdem er damit fertig war und sich den Bart abgewischt hatte, einen seltsamen Bart, den er wohl mit eigener Schere so ungleich kurz geschnitten hatte, hub er zu reden an, die Augen funkelnd auf Immanuel gerichtet, der in Ermangelung eines zweiten Stuhls, die Hände überm Knie gekreuzt, auf seinem Bette hockte.

„Ich heiße Seegräber, ich bin Maschinenarbeiter und arbeitete seit Jahren zu Lübeck in der Thielschen Fabrik . . .“

Winkler hielt es für notwendig, ihn mit der Vorfrage zu unterbrechen: „Sind Sie Sozialdemokrat?"

„Nein!" antwortete der andre barsch.

Und Winkler fragte gleicherweise: „Warum nicht?"

Der andre brach in Gelächter aus und strich mit einem Fingerknöchel sich langsam über beide Augenlider, bis er fortfuhr: „Das ist eine Geschichte für sich. Wenn Sie Geduld dazu haben, sollen Sie sie gern erzählt kriegen. Es mögen so gegen dreißig Jahre her sein. ... Genau weiß ich die Jahreszahl nicht mehr, aber es war noch vor dem großen Kriege, in der Zeit, wie wir nur den Norddeutschen Bund und sein Parlament hatten. Da war ich noch ein frischer fröhlicher naseweiser Mensch und hatte bereits mit meiner nachmaligen Frau ein zärtliches Verhältnis angebändelt, das zu einer glücklichen Ehe führen sollte. Ich war noch so Mitte Zwanzig und konnte warten, und sie hatte eine gute Stellung und wollte sich in dieser noch etliche Spargroschen verdienen. Sie war erst Dienstmädchen und nach und nach Kammerjungfer bei einer Frau Fürstin. ... Nein, nein, lächeln Sie nicht, bei einer wirklichen Fürstin, deren Name damals oft genug in allen Zeitungen zu lesen stand, weil sie jahrelang des großen Agitators Ferdinand Lassalles vertraute Freundin gewesen war und sich auch noch mit des Erschossenen einbalsamierter Leiche auf eine Art Schaustellungsreise begeben hatte. Das war aber vordem gewesen, denn als mein Schatz in Dienst der Fürstin und ich durch ihn auch ein wenig mit der Durchlaucht in Beziehung kam, da war der große Agitator schon tot und die alte Dame hatte sich, da sie doch nicht ohne Agitator leben konnte, einen ganz kleinen zugelegt. Der kleine machte den großen so weit nach, als es in seinen Kräften stand, hielt sich sogar enger und treuer an seine hohe Gönnerin, als es das mächtige Vorbild gethan haben soll, nahm dafür eine Führerstellung in der Partei und durch diese einen Sitz im norddeutschen Reichstag ein, gewöhnte sich vornehme Manieren an und trug sich, trotz seines demokratischen Innern, äußerlich wie ein eleganter Herr. Insbesondere glänzte er in einer reichen Abwechselung schöner Westen, und ich sehe ihn noch vor mir, wenn er zwischen seinem Platz und der

Rednertribüne sich aufpflanzte, wie er die Rockaufschläge gegen die Schultern zu werfen und die Hände in die Hosentaschen zu stecken pflegte, um die Pracht seiner Brustbekleidung recht auffällig zu machen. Die von den andern Parteien lachten den Gecken aus und sagten: die Fürstin habe ihm erlaubt, Lassalles hinterlassene Westen aufzutragen. Daß er als Redner geglänzt hätte, wüßte ich mich nicht zu erinnern, aber er war im Parlament ein schöner Statist; zu Hause, ich meine bei der Fürstin, war er wohl etwas mehr und sie hätte gern überhaupt mehr aus ihm gemacht, wenn's möglich gewesen wäre. So viel wert wie die heutigen Führer mag er immerhin auch gewesen sein. Und als ich ihn zum erstenmal sah und hörte, imponierte mir der Mensch, der sich so stolz und groß zu geben wußte, nicht wenig. Ich ward nämlich damals, da meine Fanny sehr in Gunst und Vertrauen der Fürstin stand und ich der Liebsten zuliebe nicht weit gesucht zu werden brauchte, sondern immer bei der Hand war, als Laufbursche zu allerlei und den wichtigsten Kommissionen verwandt und könnte sonach, wenn ich, wie so viele, schwindeln wollte, mich für einen Veteranen im Dienste der Partei ausgeben. Nun müssen Sie nicht etwa glauben, daß ich damals so stumpfsinnig gewesen wäre, daß mich die neue Lehre von der Berechtigung des Proletariats zu politischer Thätigkeit und zur ausgleichenden Umgestaltung aller Verhältnisse des Arbeiters nicht so heftig ergriffen hätte, wie andre meines Zeichens und meines Alters. Die Begeisterung für meinen vierten Stand tobte sogar sehr arg in mir und, wenn der Freund der Fürstin bei Gelegenheit mir einen Haufen der gebräuchlichsten Schlagwörter, die ich aber zum erstenmal hörte, in die offenen Ohren warf, da wallten Mut und Ungeduld nur so auf in mir und ich fühlte mich als ein vollwichtiger Streiter in der neuen deutschen Revolutionsarmee, die da berufen war, eine durchgreifende Aenderung aller Lohn- und Erwerbsverhältnisse und damit die gründliche Umgestaltung des Vaterlandes — ja so! ‚der Proletarier hat kein Vaterland‘ — sagen wir also: der ganzen gesitteten Welt zu erkämpfen.

„In diesem Sinne war ich also, wenn Sie wollen, so gut Sozialdemokrat, wie irgend einer. Indessen, der liebe

Herrgott hat aus mir keinen Schwärmer machen wollen, und wenn ich Ohren und Herz für die berauschende neue Lehre hatte, so besaß ich auch Augen und Verstand, mich ernüchtern zu lassen, sobald sich die Kehrseite der Angelegenheiten bemerkbar machte. Ich habe es niemals über mich vermocht, mich einer Theorie zuliebe selbst zu belügen, und da ich von Haus aus in kleinen dürftigen Verhältnissen erwachsen bin, war ich immer zunächst darauf bedacht, mich vor Not und Hunger zu bewahren, ehe ich einer von fern gezeigten Sache oder gar einem sie verfechtenden fremden Menschen zuliebe Opfer zu bringen bereit war, die vielleicht doch nur des Teufels Dank eintrugen. Man kann das kleinlich nennen; indessen, das Schicksal ist auch allezeit kleinlich gegen mich gewesen und, wie du mir, so ich dir. — In jener Zeit, da mir die Fürstin jeden Tag einen oder mehrere Aufträge zu erteilen geruhte, begab es sich nun, daß gegen ihren Liebling ein Urteil rechtskräftig wurde, danach er etliche Zeit eingespunnt werden sollte. Ich weiß nicht mehr, was er für eine Dummheit angestellt hatte, es wird wohl eine mit Tinte und Druckerschwärze verübte gewesen sein. Darüber kam die alte Dame in eine Aufregung, wie ich sie niemals bei einem andern Menschenkinde gesehen hatte. Sie setzte Himmel und Erde in Bewegung, daß das Parlament die Erlaubnis zur Inhaftnahme ihres Freundes verweigern sollte, und da sie in allen Fraktionen Bekannte hatte, schickte sie Briefe an Hinz und Kunz, wenn sie nur einigen Einfluß bei ihnen vermutete. Ich hatte diese Briefe auszutragen und immer persönlich dem Adressaten in die Hand zu geben. Auf diese Weise habe ich alle Leute, die damals im Vordergrunde des parlamentarischen Treibens standen, wenigstens einmal im Leben gesehen und gesprochen, was mir nicht wenig wert erschien.

„Der eine und andre der Herren nahm die Botschaft der Fürstin ernst und beschied mich auf eine spätere Stunde ausführliche Antwort abzuholen. Das ward mir nun eines Abends sehr zuwider, denn es war in der nämlichen Angelegenheit eine großartige Versammlung im Nordosten der Stadt angesagt worden, wo die Begeisterung für die Freiheit der Meinung und die Entrüstung gegen ihre Bedränger sich

in prachtvollen Reden Luft machen sollten. Statt mich von ihnen begeistern zu lassen, mußt' ich in Vorzimmern Zeit verlieren und auf Briefe passen, die doch nichtssagend ausfielen. Indessen dafür wurd' ich ja bezahlt und es half kein Bedauern. Endlich hatte ich die erwarteten Schreibereien beisammen und stürmte nach der Halle, wo ich sie dem Nachfolgerchen des großen Lassalle für die Fürstin, die diesen Abend unsichtbar blieb, überreichen sollte.

„Ich drängte mich in und durch den überfüllten Raum und bis an die Rednertribüne und an den Tisch der Leitenden. Mein Mann war nicht zu finden. Reden wurden geschmettert gegen das Elend der Arbeiter, daß einem das Herz weh that und der Unmut gegen die Bedrücker mit jeder Phrase wuchs. Es war wirklich hart und grausam, was hier geschildert wurde, und, die es mit anhörten, abgemagerte heruntergekommene Gestalten, denen ihre schwieligen Fäuste kein menschenwürdiges Dasein verdienten. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie den Sprechenden an, dessen Schilderungen sie eine glücklichere Zukunft ahnen ließen, wo man sich satt essen und seine Kinder zu gleichberechtigten Menschen erziehen könnte. Die meisten hatten ein Gläschen dünnes Bier vor sich stehen und im schiefen Munde eine von den schlechten Cigarren, die die ohnehin schon fürchterliche Luft mit ihrem Qualm noch weniger erträglich machten. Plötzlich in diese Hitze, in diese Ausdünstung atemlos, wie ich war, hineinversetzt, ward mir übel, und ich suchte sobald wie möglich auf der andern Seite, hinter der Tribüne, aus dem Saal zu kommen. Einer von den vielen Kellnern, die ich draußen nach dem Agitator fragte, gab mir lächelnd einen Fingerzeig nach der Gegend hin, wo ich ihn finden möchte. Ich ging auf die Suche und musterte etliche kleine Kabinette auf einer erhöhten Gallerie, die mit dem Saale nur in entfernter Verbindung standen, doch noch so, daß man die Stimmen der Redenden hören, wenn auch kaum die von ihnen gesprochenen Worte verstehen, jedenfalls aber das Auf- und Abbrausen der Begeisterung der Menge ungestört verfolgen konnte.

„Ich fand die Kämmerchen, die wie Theaterlogen sich darstellten, eher kleiner als größer, nur einen Diwan und ein

Tischchen enthielten, alle leer, bis auf das letzte entfernteste. Darin lagerte halb ausgestreckt auf dem vielmißbrauchten Diwan der Gesuchte, vor sich die Reste von Hummer, Geflügel und Konfekt, neben sich einen Eiskübel mit einer silberhalsigen Sektflasche und in den Fingern der über die Lehne gestreckten Hand eine gutgewickelte Cigarre, die ganz anders roch, als der greuliche Qualm, der dort unten aus der demnächst zu beglückenden Menge schwehlte.

„Er duselte, gewissermaßen mechanisch niederwärts rauchend, so hin, in einem wohligen Verdauungsfieber, ein sardanapalisches Karikatürchen in goldbraunleuchtender Seidenweste, und merkte nicht, daß einer staunend vor ihm stand und sich Gedanken machte.

„Ich aber sagte mir: drunten schreien sich armselige Menschen die Kehle wund, dürftige Kerle, die sich von ihrem Tagelohn die Groschen abzwacken, um sich einen Agitator zu halten, um dem Schächer da einen Gehalt auszusetzen, damit er für sie wirken möge, und er, der nie einen Meißel, nie einen Hammer und überhaupt kein andres Handwerkzeug hat führen lernen, als eine Stahlfeder, deren Orthographie nicht einmal über jede Korrektur erhaben ist, er, dem sie die mit saurem Schweiß verdienten Groschen zuwenden, der Führer, der Macher, der Volksmann, rekelt sich seitab vom gemeinen Schwarm, mästet sich mit Delikatessen, schlürft Champagner und schmaucht Havanna. Was sie reden, ist ihm Wurst und was sie sind, Pöbel und was sie zahlen, nur der Tribut, mit dem die Fürstin ihren Pagen aushalten läßt. — Und von solch einem Faulenzer und Maulhelden soll die Beglückung des arbeitenden Volkes kommen? Solch ein Lebenslügner und Geheimschlemmer will die neue Zeit der ausgleichenden Gerechtigkeit über das darbende Volk der Lohnsklaven heraufführen? Solch ein innerlich fauler Sozialkommödiant den Prediger, den Hohenpriester, den Apostel der Freiheit abgeben? Nein! Von der Lüge kommt nur Lüge, und der und alle, die ihm gleichen, sind schlimmere Feinde des arbeitenden Volkes, als die alten, die wir bekämpfen und zu allerhand Zugeständnissen zwingen oder vernichten wollen, schlimmere Feinde, denn sie betrügen uns und achten das Volk für nichts andres, als daß es gut genug sei, ihnen zu

steuern und ein behaglich Dasein zu gewähren mit dem Schweiße seines Mühens.

„Der Mann schlug endlich die Augen auf, sah mich wie durch einen Schleier fragend an, nahm stumm die für die Fürstin bestimmten Briefschaften in Empfang und winkte mir ohne Dank und Gruß abzutreten. Ich ging, aber jener Anblick in bewegter Nacht, dies behagliche Bildchen eines auf einem Lotterbett verdauenden Gecken auf dem düsteren qualmigen Hintergrund einer revolutionsgierigen Volksversammlung hat mich für alle Zeiten vom Glauben geheilt, daß von solchen, welche die Unzufriedenheit des arbeitenden Volkes ernährt, der Not wahre Abhilfe zu erhoffen sei. Denn ihr Geschäft und Gehalt beruht eben auf der Unzufriedenheit und diese auf der Not oder Verhetzung der arbeitenden Klassen, und so würden sie gegen ihr eigenes Interesse handeln, handelten sie im vollen Ernst für unser Wohl.

„So hatt' ich in meiner Erinnerung ein Gegengift gegen alle Versuchungen. Ich blieb für mich, schadete niemand und hielt mir Schaden, so er vermeidlich war, sorgsam fern. Ich wurde kein wohlhabender Mann, aber ich nährte mich redlich und konnte meine Kinder zu redlichen Menschen erziehen. Ich that meine Pflicht als Arbeiter wie als Familienvater, ohne mich um Politik und Sozialismus zu kümmern, und es ging auch so. Es ging — heutzutage geht's nicht mehr!"

Mit der knöcherichten Faust auf sein Aktenbündel schlagend war der Mann aufgesprungen und sprach nun weiter in steigender Erregung. „Jetzt heißt es: Dein Glück, dein Behagen, deine Gewohnheit und deine Ueberzeugung sind gleichgiltig, du mußt, wie wir wollen, weil und wann wir wollen; auch wenn du das Gegenteil willst, du mußt! Hast du dein täglich Brot und Sicherheit, es gleichmäßig weiterzuverdienen, hast du weder Anlaß noch Lust zu Verschwörung und gewaltsamer Auflehnung, widerstreben sie deiner Wohlfahrt ebenso wie deiner Ueberzeugung — es ist alles einerlei: Du mußt, wie wir es befehlen, du mußt die Arbeit, die dich seit Jahren ernährt, niederlegen, du mußt hungern, du samt deiner Familie, du mußt den Brotgebern, die dir allezeit gute Herren gewesen sind, empfindlichen Schaden

bereiten, ihnen Krieg erklären und in diesem heillosen Kriege, der mit Hunger und Elend, mit Ausschreitungen und Gewaltthaten aller Art geführt wird, ausharren, so lange wir's befehlen. Und thust du's nicht, willst du nach deinen veralteten Begriffen ein anständiger Mensch, ein seinem Vertrage treuer Arbeiter und ein ruhiger Bürger bleiben, so ächten wir dich und schädigen dich und alle, die zu dir gehören, daß ihr auch bei denen, welchen ihr die Vertragstreue halten wollt, keine Nahrung, kein Obdach und keinen Schutz finden, sondern verkommen und verrecken sollt gnadenlos, denn also beliebt es uns zu befehlen und ihr habt widerspruchslos zu gehorchen. Und das ist die Freiheit, die wir meinen."

Winkler hielt es hier doch für geboten, die eigene Gesinnung zu wahren, und sagte: „Soll für den ganzen Stand Ersprießliches geschaffen werden, so muß Eintracht alle Kräfte zum heiligen Zweck zusammenschließen. Muß Krieg geführt werden, so kann die Leitung keine vielköpfige sein. Ohne Gehorsam kein Sieg, auch keiner für die gemeinsame Wohlfahrt."

Ein verächtliches Lächeln verzog bei den Worten „gemeine Wohlfahrt" das faltige Gesicht des kleinen Mannes, der mit der Ueberlegenheit des Schwergeprüften dem Theoretiker zurief: „Hören Sie erst meine Geschichte!

„Im Laufe der Jahre und der Entwickelung unsrer Arbeiterverhältnisse hab' ich natürlich auch mit den Wölfen geheult. Ich trat des lieben Friedens halber sogar als Mitglied in eine Gewerkschaft für Maschinenarbeiter ein, obwohl ich nach wie vor überzeugt war, daß gerade für Maschinenarbeiter in Deutschland eine Gewerkschaft keinen vernünftigen Zweck hat. Aber ich wollte Ruhe haben, zahlte mit Ach und Krach meine Beiträge, konnte sonach ‚reine Wäsche aufweisen', wenn's verlangt wurde. Auch hab' ich bei jeder Gelegenheit meinen Wahlzettel nach empfangener Vorschrift für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben, wie das so viele thun, in der Meinung, etwas zum Besten des arbeitenden Volkes sei von ihrem Gehabe so oder so immerhin zu erwarten. Ich zahlte die wachsenden Beiträge zu allerhand Kassen nicht ohne Murren, aber ich zahlte sie.

Hätt' ich die gleiche Summe einer Sparkasse anvertraut, ich hätte einen Notgroschen für schlechte Zeiten gehabt. So gingen sie zu gemeinnützigen Zwecken — schon gut, aber immer an Leute hin, die mir den Stutzer der Fürstin in seinem cabinet séparé ins Gedächtnis riefen. Darum hofft' ich von diesen sauer gebrachten Opfern nicht mehr, als daß ich mir die Ruhe damit erkaufen würde, mein Brot weiter zu verdienen wie bisher.

„Trotzdem bin ich mir bei meiner nachgiebigen friedliebenden Natur nicht gewiß, ob ich nicht auch, so sehr ich ihn nach redlicher Ueberzeugung als ebenso ungerechtfertigt wie zwecklos verdammte, den großen Streik der Metallarbeiter im Oktober des vorigen Jahres als gutwilliges Herdentier mitgemacht hätte, wäre mir nicht in häuslicher Not eine Mahnung erstanden, dem Versprechen treu zu bleiben, das ich meinem Brotherrn als ehrlicher Mann gegeben hatte.

„Meine Fanny, die ich erst manches Jahr nach der vorhin geschilderten Zeit zu meiner Frau habe machen können, hat mir im Lauf unsrer Ehe vier Kinder geboren. Die älteste Tochter und der jüngste Sohn waren von kleinauf kräftig. Von den andern beiden konnte man das nicht behaupten. Ich wählte daher für meinen ältesten Jungen ein weniger anstrengendes Gewerbe. Ich gab ihn einem Schneider in die Lehre. Wer weiß, vielleicht hätte Hammerschwingen ihn besser entwickelt. Er ging mir ein, wie eine verkümmernde Pflanze, just, da er in die Jahre kam, für sich und die Seinen etwas zu verdienen. Meine älteste Tochter heiratete einen Schlosser aus unsrer Fabrik; der verzog später ins Ausland, doch haben beide auch dort keine Reichtümer gesammelt, schlagen sich mit ihrem Halbdutzend Kinder mühsam durch und lassen nichts von sich hören. Ein zartes achtzehnjähriges Mädel und einen derberen kleinen Jungen hatt' ich noch im Hause. Das Mädel, obwohl ziemlich dürftig an Gestalt und mehr zäh als kräftig, voll guten Willens und jeder Aufopferung fähig, verdiente sich ihren Unterhalt in unsrer Fabrik. Der Knabe ist ein Spätling und noch schulpflichtig.

„Da erkrankte meine Frau, der das Leben eben nicht leicht gemacht worden war. Die bequemen Tage im Dienst

einer reichen Dame waren lang vorbei. Sie hatte die Stellung mir zuliebe aufgegeben, der seiner Arbeit wegen in die Provinz gegangen war und lange genug hatte warten müssen, sich einen eigenen Herd zu gründen, so bescheiden dieser auch war. Nun packte sie ein schleichendes Leiden, dafür die Herren Aerzte keinen Rat, aber um so mehr fruchtlose Mittel wußten. Sie schleppte sich in Schmerzen herum, kam von Kräften und lag bald tagelang wie halbtot auf ihrem Bette.

„Mein gutes Kind — Gott segne dir's — war wie ein Engel am Lager der Mutter. Tagsüber in der Fabrik, wachte sie nachts auf einem Stuhle neben der ungeduldigen Kranken, nur in stundenlangem Schlaf die allernotwendigsten Kräfte sammelnd.

„Allmählich besserte sich der kostspielige Zustand meiner Frau so weit, daß sie zeitweilig das Bett verlassen konnte und Bertha wieder ihre Nachtruhe hatte. Aber Fanny blieb doch noch kraftlos und krank. Und an der Tochter rächte sich die arge Anstrengung. Sie sah blaß und kümmerlich aus und dabei ward sie so traurig, ach so traurig — wir wußten nicht, warum. Wir kriegten's nie ganz heraus und schoben's auf Ermattung und Bleichsucht, weil sie der Mutter zuliebe mehr an Kräften ausgegeben, als sie zuzusetzen gehabt hatte.

„Der Arzt meinte, sie sollte sich etwas zerstreuen, mit ihresgleichen verkehren, nicht bloß im stillen Elternhause hocken, sondern sich aufheitern in Ehren, wie's jungem Blut gesund wäre. Der Zustand der Mutter forderte noch immer Geduld und machte mancherlei Kosten.

„Da brach der Streik aus. Ich wehrte mich in der Arbeiterversammlung, wie man zu sagen pflegt, mit Händen und Füßen gegen den unsinnigen Beschluß, der nichts andres zur Folge haben konnte, als uns auf Wochen, ja voraussichtlich auf Monate hinaus brotlos zu machen, uns, die wir zur Arbeitseinstellung gar keinen vernünftigen Grund anzugeben wußten und zufrieden und behaglich gearbeitet hatten, bis die Hetzapostel und Scharfmacher über uns gekommen waren und zunächst die jüngeren und die Junggesellen unter uns verrückt und begehrlich gemacht hatten. Nach und nach beugten sich kopfschüttelnd und achselzuckend auch die älteren

und die Familienväter bis auf etliche wie mich. In der Versammlung wurden wir niedergeschrieen und überstimmt. Der Ausstand ward beschlossene Sache.

„Ich sah klar, daß das für mich nichts andres bedeutete als den Tod meiner armen Frau und das Elend meiner ganzen Familie. Ich ging zu den Hetzern und Leitern und bat eindringlich, ich flehte händeringend, man möchte mir in Anbetracht der traurigen Lage, in der ich mich wider Verschulden befand, erlauben, meine Arbeit nach wie vor zu thun. Kein Gedanke! Alle für einen, einer für alle! Ja, einer für alle wohl, aber sonst alle gegen einen. Ich hab's erprobt.

„Trotz weckte Trotz, Unbill hieß sich aufs eigene Recht besinnen. Wer hatte mir zu gebieten? Die schriftgelehrten Schufte, die weiß Gott woher gekommen waren und uns zu Wortbruch und Faulenzen verführen wollten? Konnte man mir befehlen, meinem Weibe die notwendige Arznei, meinem kränkelnden Kinde die Nahrung zu entziehen, weil hundert Meilen weit Arbeiter, die ich nicht kannte und die mir nie helfen würden, sich nicht hinreichend gelohnt fühlten? Jeder für sich und Gott für alle, das ist auch ein Spruch. Mir hatte noch nie im Leben ein andrer Mensch geholfen, auch kein Genosse nicht. So wollte ich für mich selber sorgen wie bisher und sagte mich von den Störenfrieden los, nach wie vor dem Ausstand an meine gewohnte Arbeit gehend.

„Schon gut! Man hätte sagen mögen, daß die wenigen, die andern Tags zur Arbeit antraten, zwar nicht ohne Lob doch auch nicht ohne Verwunderung in der Fabrik betrachtet wurden. Und daß nicht viel Segen dabei herausschaute, dafür sorgten die Spitzbuben, die vom Hetzen lebten. Gott verdamme sie!

„Ja, sehen Sie mich nicht so überlegen an. Er wird sie verdammen, wenn es einen gerechten Gott gibt. Und auch Sie, mein Herr, werden sie verdammen, wenn noch ein menschlich fühlendes Herz in Ihrer Mannesbrust schlägt. Hören Sie meine Geschichte.

„Die Fabrik ward von den Feiernden mit Wachen umstellt, die jeden, der sich ihr mit der Absicht zu arbeiten näherte, mit Schimpfreden und entehrenden Scheltworten

überfielen und nach etlichen Tagen, da uns ihr Unflat nur Ekel erregte, mit Schlägen drohten, zu Stöcken griffen und auch reichlich mit Steinen warfen.

„Wir kamen doch durch, gingen zusammengerottet nach und von der Arbeit, und auch von der Fabrikleitung ward für Bedeckung gesorgt. Doch unser Häuflein genügte nicht für den Betrieb der großen Fabrik. Die Eigentümer, schwer geschädigt durch die plötzliche Arbeitseinstellung, verhärteten nun auch ihre Herzen, schlossen die Werkstätten, und da waren wir alle brotlos. Ich sah mein Weib wieder kränker werden vor Entsetzen über die nächste Zukunft. Ich machte mir alles klar und zögerte nicht, eine Hoffnung zu ergreifen, die sich in einer andern Fabrik bei Leipzig zeigte, wo man, auch von einer großen Arbeitseinstellung betroffen, nach Arbeitern verlangte und hohe Löhne bot, höhere, als wir am Ort bezogen hatten. Da war mein Hoffen bald wieder oben auf. Ich ging die Verpflichtung ein und packte meine sieben Sächelchen, um übermorgen gleich abzureisen. Freilich kamen, sobald mein Entschluß ruchbar geworden war, die Streikkommissäre zu mir und fragten mich, ob es wahr und ob ich im Ernste gesonnen sei, die gemeinsame Sache auch am fremden Orte zu schädigen und in einer von der Leitung in Verruf gesteckten Fabrik zu arbeiten. Ich entgegnete, wer mir denn sonst Brot und meiner kranken Frau die unerläßliche Hilfe schaffen würde. Sie antworteten mit dem Hinweis auf ungezählte Gelder, die nicht nur aus deutschen Streikkassen, sondern auch aus England und Amerika geflossen kämen. Ich kannte den Rummel schon von früher her und erwiderte, ob sie mir Sicherung geben könnten, daß diese Streikgelder auch so lange und so reichlich fließen würden, als wir sie von nöten hätten, und ferner, warum ich um Almosen betteln sollte, wenn ich als arbeitsamer Mann mein gewohntes Verdienst haben könnte. Sie hatten natürlich die Phrase vom gemeinsamen Besten gleich zur Hand. Das aber nannte ich Mumpitz, für Volksversammlungen gut genug, aber nicht um der Pflicht des Hausvaters zu genügen, der die Seinigen vor Not zu schützen habe. Sie wunderten sich, daß ich, der sonst so Nachgiebige, Gutmütige, mich auf einmal so verändert hätte. Ich bat sie, doch die Lage der Meinigen zu

bedenken, die mir kein Müßiggehen und eitles Demonstrieren erlaubte. Wie sie sahen, daß sie mit dem, was sie ideale Forderungen und gemeinsames Interesse nannten, bei mir kein Glück hatten, kehrten sie flugs den Stiel um und drohten mir mit brutaler Gewalt. Ich lachte ihnen ins Gesicht, ich wäre ein gutmütiger Kerl, ein furchtsamer und feiger wäre ich nicht. ‚So?‘ schrieen sie, ‚na warte, du abtrünniger Schuft, dir werden wir's besorgen.‘ — ‚Ihr werdet euch hüten,‘ antwortete ich, dem die Galle schwoll, ‚ich kenn' euch doch Mann für Mann, wie ihr hier steht, und ihr werdet mit dem Strafrichter keine Bekanntschaft machen wollen.‘ Da grinsten sie mich an und führten mir ihre Fäuste nur eine Hand breit vor die Nase, schreiend: ‚Esel, der du bist, wir werden's dir besorgen, wenn schon nicht mit diesen eigenen Fäusten, so sehr sie uns danach jucken; aber dafür haben wir unsre Leute, und du und dein Schlummerknabe von Strafrichter, ihr könnt uns — den Hobel ausblasen.‘

„Ich dachte nur, bange machen gilt nicht und bar Geld lacht, vertröstete mein Weib auf baldiges Wiedersehen, sagte meinem Mädel, es sollte den Kopf nicht hängen lassen, während der Alte in Leipzig Geld verdiente, und sprach mit dem Stationschef über die Drohungen, die ich erfahren hatte.

„Der riet mir, den Nachtzug zu nehmen, was mir einleuchtete. Und er that ein übriges und schob mich der Sicherheit halber mit einem Billet vierter Güte in ein Abteil dritter, das ganz leer war. Ich atmete auf und streckte mich auf die Bank hin zum Schlafen.

„Ich weiß nicht, in welcher Station, ich weiß nicht, in welcher Stunde es war, daß ich durch Lärm und Zugluft, durch hastiges Aufreißen und Zuschlagen der Waggonthüre aufgeweckt wurde und sechs oder sieben Burschen hereinstürmten wie in notgedrungener Hast, denn der Zug setzte sich schon wieder in Bewegung.

„Ich torkelte in die Höhe, rieb mir die Augen, sagte guten Abend und setzte meinen Hut auf, der mir im Schlafe vom Kopfe gefallen war. Die Lampe über mir brannte schlecht, aber doch hell genug, daß ich die Gesichter sehen konnte; sie waren mir alle durchaus unbekannt.

„Im nächsten Augenblick erhielt ich einen Schlag über

den Kopf, der mir den Hut bis aufs Nasenbein eintrieb. Ich fuhr wütend auf, da überschrieen sie mich: ‚Du Streikbrecher, du Speichellecker, du Polizeispitzel, jetzt sollst du dein Teil erhalten!‘ Damit schlugen sie mit Knütteln auf mich ein. Ich wollte an die Wagenthür, um zu rufen oder lieber aus dem fahrenden Zug zu springen auf die Gefahr ein Bein zu brechen als mich hier von Schergen der Arbeiterschreckensherrschaft wehrlos zerbläuen zu lassen. Aber vor jeder der beiden Ausgangsthüren war ein baumstarker Bengel aufgepflanzt, der mich mit wohlgezielten Faustſtößen den andern wieder vor die Arme warf. Ein Gedanke blitzte mir jetzt durchs Hirn: in der höchsten Gefahr darfst du die Notbremse ziehen. Hier geht's um dein Leben. Ich entwand mich den Kerlen mit Aufgebot all meiner Kraft und reckte die Hand hoch nach dem Griff der Leine. Ich wollte ziehen, damit alle Wagen in der nächsten Sekunde stille stehen und sicherlich die Hälfte der gemeinen Kerle nicht entrinnen sollte. Aber sie hatten auch den Fall vorgesehen. Einer, der sich bisher nicht an der Balgerei beteiligt hatte, stand mit gekreuzten Armen an der Bremsvorrichtung und, sowie ich die Hand nach ihr ausstreckte, stieß er mich mit seinen beiden Fäusten vor die Brust, mich, den halb Erschöpften mit unverbrauchter ganzer Kraft, daß ich aufs Sitzbrett taumelte. Und die andern vier oder fünf neuerdings über mich her mit schallendem Gelächter, das meine Hilferufe verschlang. Sie würgten mich, sie schlugen mir auf die Hände, sie stießen mir zwei Zähne in den Hals, das Blut rann mir aus Mund und Nase und aus einer klaffenden Wunde am Hinterkopf, der linke Arm war ausgekugelt. Mir schwindelte, ich fühlte noch, wie sie mich, der ich am Boden lag, mit Füßen traten, ich hörte noch, wie sie sangen:

Streikbrecher und Denunziant
Ist der größte Schuft im Land!

dann vergingen mir die Sinne.

„Beim Morgengrauen fand mich ein Schaffner in einem leeren Abteil bewußtlos im Blut am Boden liegen. Man brachte mich in ein Spital. Man verhörte mich und das

Zugpersonal. Fast in jeder Station waren Leute aus- und eingestiegen. Niemand hatte etwas Verdächtiges bemerkt, niemand ein Schreien um Hilfe beim Keuchen und Rasseln des fahrenden Zuges vernommen. Niemand konnte die Verbrecher angeben, ich selber nicht, denn ich hatte keinen von ihnen vordem gesehen. Wären nicht die klaffende Wunde und die eingeschlagenen Zähne gewesen, die Lust hätte nicht gefehlt, mir zu versichern, daß ich in der Trunkenheit gefallen und zu Schaden gekommen wäre und den Rest geträumt hätte. Aber der Stationschef, der mich daheim ins Coupé geschoben hatte, konnte beweisen, daß ich nüchtern eingestiegen war. Das blieb freilich der einzige Beweis, der mir zu Gebote stand. Denn die mir vor meiner Abreise gedroht hatten, stellten den Wortlaut frech in Abrede, einer wie der andre, einer für den andern, sie erklärten mich für einen Stänker und Phantasten, dessen Züchtigung sie aber doch nicht gut heißen könnten, denn sie wären viel zu ehrenhafte Leute, als daß sie einen, der Schläge verdiente, feige durch andre verhauen ließen; das besorgten sie schon eigenhändig und wären dafür bekannt. Der Staatsanwalt war von ihrer Schuld und ihrer Niedertracht ebenso überzeugt wie ich, aber zu beweisen war ihnen nichts, demnach zu klagen und zu verurteilen erst recht nichts, und so lachten sie mir ins Gesicht, und mit dem Hobelausblasen behielt es seine Richtigkeit; Frau Themis hatte eine dicke Binde vor den Augen, und die Mordbuben gingen hohnlachend ins Wirtshaus.

„Doch das war später, als ich nach Wochen aus dem Spital heimgekehrt war. Heim! Was hatte sich da mittlerweile nicht alles ereignet!

„Ich habe schon gesagt, daß meine Bertha in derselben Maschinenfabrik arbeitete, wo unser Streik ausgebrochen war. Ich hatte nicht nötig, ihr zu gebieten, bei der Arbeit zu bleiben. Das besorgte die Not im Hause, und überdies lassen sich Frauensleute, wo's Arbeit und Verdienst betrifft, nicht gleich so mir nichts dir nichts zu Thorheiten hinreißen. So blieb denn fast die Hälfte der Weiber und Mädchen bei guter Gewohnheit, und meine Bertha, die sich dem Beispiel des Vaters, angesichts der unterstützungsbedürftigen Mutter, um so weniger versagen wollte, auch.

„Seit ihr der Arzt Zerstreuung und Aufheiterung verordnet hatte, besuchte sie, mit unsrer Erlaubnis, ein- oder zweimal die Woche einen Tanzboden, wo auch andre Mädel, aus derselben Fabrik sich vergnügten, nichts Unehrenhaftes vorkam und meine Alte, wenn sie zu gehen im stande war, sie ein und anderes Mal nachts abzuholen ging.

„Auch am Abend meiner Abreise, da daheim noch keine Nachricht von der mir widerfahrenen Mißhandlung angelangt, mein Mädel guter Dinge und es gerade Sonntag war, ging sie für ein Stündlein oder zwei zum Tanze. An der Thür wartete, wie gewöhnlich, ein Arbeiter aus meiner Fabrik auf sie, der ihr ein wenig schön zu thun und des öftern mit ihr zu walzen pflegte, worin er ein Meister sein soll. Auch sie hatte sich wohl etwas wie Empfindung für den hübschen strammen Kerl zugelegt, und mochte ihre zeitweilige Traurigkeit mehr oder weniger damit zusammenhängen. Aber der sonst so eifrig um sie Beflissene lümmelte heute wie angegossen am Thürpfosten und that gar nicht dergleichen, als kümmerte er sich um das Mädel. Sie dachte, der Arbeiterausstand macht ihn verdrießlich und hat ihm wohl auch die Tanzlust benommen; lassen wir uns nichts merken und hüpfen wir derweilen mit andern, dann wird er schon von selber antreten. Er trat auch an, nach dem zweiten oder dritten Tanz, und bat um den nächsten. Das wurde lächelnd gewährt, und ein eigentümliches Gefühl der Genugthuung mag das gute Herz meines Kindes beschlichen haben, als es seine zarte Gestalt gewohnterweise in den eisernen Arm des sechs Fuß hohen Riesen schmiegte, der nach kurzem Schmollen wieder zahm geworden schien.

„‚Wie geht's, Bertha?‘ fragte er freundlich, derweil sie sich drehten.

„‚Schlecht und recht; muß schon gehen,‘ antwortete sie, ‚bin's zufrieden.‘

„‚Zufrieden? Wo so? Wer ist denn hier zufrieden? Wir sind doch alle unzufrieden und darum im Ausstand. Oder wie, streikst du etwa nicht?‘

„‚I wo werd' ich denn! Solchen Luxus kann ich mir nicht gestatten. Meine Mutter liegt krank, mein Vater ist

auswärts; ich muß Gott um jeden Groschen Verdienst dankbar sein.‘

„‚Du machst wohl Späße?‘ sprach er, ohne im Umdrehen inne zu halten.

„‚Mir ist nicht spaßhaft zu Mute, wenn ich an unsre Lage denke,‘ gab sie zur Antwort und lehnte das Köpfchen vertrauensvoll an des walzenden Mannes Schulter.

„Der aber blieb mit einemmal mitten auf dem Tanzboden stehen, hielt sie bei beiden Oberarmen gefaßt gerade vor sich hin und sah ihr forschend ins Gesicht. ‚In allem Ernst, Bertha, du thust nicht, wie wir andern alle? Du streikst nicht?‘

„‚Ich streike nicht,‘ antwortete das Mädchen sanft und arglos und begriff nicht, warum ihr Partner und gleichzeitig alle andern wie auf Verabredung zu tanzen aufhörten. Er aber rief laut: ‚Ein ehrlicher Arbeiter tanzt nicht mit einer Streikbrecherin. Pfui!‘

„Bertha hörte noch, wie die Musik jäh abbrach und die ganze übrige Gesellschaft in johlendem Chor das ‚Pfui‘ wiederholte; da schlug ihr der Tänzer mit geballter Faust ins Gesicht, daß sie sich wider Willen um sich selbst drehte, und darauf stieß er sie noch von sich, daß sie rücklings zu Boden taumelte und mit dem Kopf auf einen harten kantigen Gegenstand aufprallte. . . .

„Als ich vierzehn Tage nach dem an mir verübten Verbrechen noch arbeitsunfähig heimkam, fand ich zwei Kranke statt der einen, die ich verlassen hatte. Mein armes Mädel, seelisch und körperlich gebrochen, siechte so hin und kam nimmer auf. Zwischen beiden Schmerzenslagern aber stand keifend und drängelnd der Hauswirt, auch ein zielbewußter Genosse, dem man angedroht hatte, an seine Thür ein Plakat zu nageln mit den Worten: ‚Hier wohnen Streikbrecher.‘ Er rief, er wollte nicht auch in Verruf kommen und darum könnte er uns nicht länger dulden; die Streikleiter erlaubten das nicht, und er wollte nicht um solcher Speichellecker willen sein Geschäft und seine Rippen riskieren. Darum müßten wir hinaus, obwohl wir unsre Miete niemals schuldig geblieben waren, hinaus gutwillig oder mit Gewalt, gesund oder krank, gleichviel.

„Nun ja, ausgezogen sind wir denn auch bald und mein armes Kind nach einer eigenen Wohnung, die einem niemand aufkündigen kann. Sechs Wochen nach ihrem letzten Tanzvergnügen haben wir unsre Bertha begraben. . . .

„Ihrem Mörder war nicht beizukommen. Mit vielen andern feiernden Arbeitern war er auswärts gefahren. Und wußte man auch, wo er sich aufhielt, so wollte doch keiner von dem halben Hundert Menschen, die auf jenem Tanzplatz mitgestrampelt und Pfui gerufen hatten, etwas von einem Schlag oder Stoß gesehen oder gehört haben. Daß ein Mädchen beim Tanzen umfiel, kam ja öfter vor. An Streit und Gewaltthat konnte sich niemand erinnern.

„Für schwere Arbeit war ich nun verdorben. Wäre ich aber auch so frisch und kräftig gewesen, wie mit zwanzig Jahren, mein Name stand auf der Verrufsliste der Streikbrecher, neben denen kein zielbewußter Genosse auch nur die geringste Handreichung machen, die keiner neben sich bei der Arbeit dulden darf. Wegen eines kränklichen Schwächlings wird sich kein Arbeitgeber der unentbehrlichen Kräfte berauben. So war ich zum Müßiggang, zum Hungern und Verderben verurteilt. Nicht einmal mein unschuldiger Knabe vermochte es in der Schule auszuhalten. Wo ihn ein Arbeiter unterwegs traf, schrie er ihm zu: ‚Sag 'mal deinem Vater, er wär' ein Lump!‘ Und die andern Arbeiterbuben prügelten ihn, weil er Streikbrechers Blut war.

„Ich ertrug's, solange es menschenmöglich war. Das allzuviele Elend hatte mir Sinn und Ehrgefühl abgestumpft. Aber es war nicht mehr zu ertragen. Ich schleppte mein krankes Weib und das einzige mir von vieren übrig gebliebene mißtrauisch und feindselig gemachte Kind von Ort zu Ort. Wo ich Arbeit suchte und bald Arbeit fand, immer dieselbe Geschichte. Mein Name stand auf der Liste der Streikbrecher. Kein ehrlicher Genosse durfte mit dem Verfehmten arbeiten. Ich oder sie. Da entließ man mich. Ich war's gewohnt und wunderte mich nicht mehr. Ans Elend kann man sich gewöhnen, ans Hungern nicht. Ich wollte Ihnen noch stundenlang vom Elend der Verfehmten vorerzählen; aber mir geht die Puste aus, und Sie wissen genug. Die Haare sollten Ihnen zu Berge stehen darüber,

was wir drei haben erdulden müssen, angespuckt und ausgestoßen. Meine letzte Hoffnung war die große Stadt Berlin, wo's allerlei Broterwerb gibt . . . geben soll. . . . Aber ich bin des Suchens unfähig, friste unser Dasein mit Betteln und stehe mit Weib und Kind vor dem Hungertode."

Der Redende war schon, da er das Unglück seiner Tochter vorgebracht hatte, in den Stuhl zurückgesunken, jetzt brach er vollends in sich zusammen, ließ beide Hände hängen und ein paar graue Thränen langsam den Weg durch die Falten seines Gesichts in den Stoppelbart suchen.

Winkler trat nahe heran und sagte: „Armer Mann, was kann ich für Sie thun, der ich selber kümmerlich mich von Woche zu Woche quäle, bis auch ich dem Nichts gegenüberstehen werde? Was treibt Sie, gerade mir diese traurige Geschichte zu erzählen? Ich habe nichts für Sie als mein Mitleid."

„Da irren Sie!" sagte der Mann wieder ganz laut und bestimmt und hob den Kopf aus den Schultern. „Sie haben mehr für mich. Ich hörte Sie vor Monaten vor Gericht sprechen. Da sagte ich mir: Das ist noch einer, der von phantastischen Hoffnungen voll ist, der noch an die Zukunft glaubt und sich der gemeinsamen Sache opfert. Der meint's ehrlich. Das ist ein kreuzbraver Kerl. Aber Geduld, die werden's ihm schon besorgen, daß ihm über ihren Idealismus und ihr Zielbewußtsein die Augen aufgehen. Nach dem, was Ihnen jüngst widerfahren ist, denke ich, Sie wären so weit und frei geworden im Geiste, um sich von dieser Gesellschaft mit einer augenfälligen Leistung loszusagen und dabei mir zur Gerechtigkeit zu helfen. Sie haben meine Geschichte gehört. Hier in diesen Fascikeln habe ich alles gesammelt, was zum Beweise meiner Worte notwendig und dienlich ist. Ich bin kein Schriftgelehrter, ich kann nicht so schreiben, daß es die Menschen gern lesen und sich überzeugen werden. Ich kann überhaupt nicht schreiben. Sie können es! Wehren Sie nicht ab . . . Wer Sie damals reden gehört hat, der weiß: das ist ein geübter Verstand und einer, der einem Herz und Nieren bewegen kann mit seinen Worten. Und Sie haben vom Undank der Genossen, für die Sie Zeit und Freiheit geopfert

haben, bereits gekostet. Seien Sie klug und verlangen Sie nicht mehr von dieser Kost, damit Sie nicht daran zu Grunde gehen wie ich. Machen Sie aus meinem Fall eine Broschüre, ein Buch, und beweisen Sie damit, daß unser Vaterland, wenn sich das Bürgertum nicht beizeiten zu entschiedener Abwehr aufrafft, einer Tyrannei entgegenschlendert, wie noch nie eine erduldet worden ist, der Tyrannei der Ungebildeten und der Rücksichtslosen, die weder vor Religion noch vor Ueberlieferung, weder vor Kunst noch Kultur, weder vor Recht noch Vaterland Halt machen wird. Beweisen Sie, daß gerade diejenigen, welche breitmäulig und vorlaut Freiheit allenthalben und das Recht auf Arbeit fordern, die willkürlichsten Tyrannen sind, die das Recht auf Arbeit dem, der arbeiten will, beschränken und verkümmern, wie es keinem Leibeigenen schlimmer verkümmert worden ist. Beweisen Sie, daß die gesamte Arbeiterschaft des Deutschen Reiches unter einer Schreckensherrschaft steht, auf Geheiß eines unsichtbaren Komitees arbeitet und Feste feiert oder streikt und hungert, ohne Widerspruch, daß somit unsre nationalen Erwerbsverhältnisse von Belieben und Befehl eines Staates im Staate abhängen, den dieser noch immer nicht zu greifen wagt. Oder existiert dieser Staat im Staate vielleicht nur in meiner Einbildung? Hat die Sozialdemokratie nicht eine bis ins kleinste ausgearbeitete Regelung und Ordnung ihrer Finanzen? Schreibt sie nicht Steuern nach Bedarf aus und treibt sie ein peinlich und unerbittlich wie der Staat? Hat sie nicht eine regelrechte Polizei, die wie ein Uhrwerk genau funktioniert, jeden einzelnen Arbeiter überwacht, mahnt, gefügig macht oder der Strafe überliefert? Hat sie nicht eine Exekutivgewalt von Tausenden von Fäusten, die jedem Winke rücksichtslos gehorcht und grausam und unfehlbar zum Gehorsam zwingt? Mein Fall beweist es.

„Nun also! Oder gehören Sie etwa zu jenen geduldigen Politikern, die da sagen: Laßt sie doch gewähren; noch ein Jährlein des Ausrasens oder zwei, dann pfeifen sie auf einem andern Loch, die ganze große vorzüglich organisierte Partei wird sich dann fromm in die Reihe der Gemäßigten fügen, und wir werden das schönste Leben mit

ihr haben? Nein, mein lieber weiser Mann! Eine Partei, die sich solche Organisation zu geben verstanden hat, die auf Gewalt fußt und über Gewalt verfügt, eine solche Partei strebt zur Herrschaft, zur unbedingten Herrschaft, und erobert sie, wenn sie nicht besiegt wird. Der Staat im Staate saugt den Staat auf und wird der Staat, oder der Staat erweist sich stärker als sein Parasit und vernichtet seine Lebensgefahr beizeiten.

„Für allen Kampf aber gibt es geschlagene Stunden. Es kann die Zeit zur Abwehr wie die zum Angriff versäumt werden, und solche Versäumnis erschwert den Kampf, macht vielleicht den Sieg unmöglich. Ich meine Kampfzeit schlagen zu hören, und diejenigen sind keine Kämpfer, welche, die Hände im Schoß, lächelnd zuwarten und überweise sagen: Laßt doch die Bestien gewähren, Raubtiere sind so schöne Gottesgeschöpfe; beißen sie auch noch arg, mit der Zeit verlieren sie ja doch die Zähne, und können sie erst nicht mehr beißen, werden sie so unschädlich und gefüg sein, wie andre gute Bürger. Es mag ja etwas Wahres daran sein. Parteien altern und veralten wie Menschen. Ja, noch rascher als diese. Wer's abwarten kann, wird vielleicht recht behalten. Aber wie viel persönliches Glück, wie viel sittliches Bewußtsein, wie viel Vaterlandsliebe wird einstweilen vernichtet! Und — um im Gleichnis zu bleiben — wer nur eben die Zähne des Raubtiers im eigenen Fleische gefühlt hat, wie ich, der glaubt nicht, daß ihm diese sobald ausfallen werden, und wer beim bloßen Anblick der Schmerzen seiner Mitbürger nicht mitfühlt, der wird selber noch zu leiden haben. Abwarten aus Trägheit oder Bequemlichkeit, heißt dumm sich stellen aus Feigheit. Wer den Frieden ehrlich will, bereitet sich auf den Krieg und zeigt sich stark. Wer sich unter die Wölfe mengt, um mit ihnen zu heulen, wird von ihnen zerrissen werden. Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht, den hat er bald mit Hand und Haupt.

„Diese Wahrheit soll den Zaghaften und Arglosen, den Leichtsinnigen im Staate und den Theoretikern meine Geschichte beweisen. Erzählen Sie sie, daß die Herzen schaudern, daß die Leser denken müssen: heute dir, morgen vielleicht mir, und sich dann klar machen, was aus einem großen

mächtigen Handels- und Industriestaat werden soll, in dem es keine Freiheit der Arbeit mehr gibt und eine selbst zum Verbrechen entschlossene dem bestehenden Gesetz kaum faßbare Privatregierung die Thätigkeit und das Schicksal von Millionen nach ihren unkontrollierbaren Beschlüssen treibt oder hindert, wie sie selbst, nicht der ihr gegenüber machtlose Staat es will. ...

„Ich kann nicht mehr sagen, und ich sagte genug. Geben Sie mir im Augenblick keine Antwort. Ich sehe es Ihren Lippen, Ihren Augen ab, jetzt würden Sie mir ‚Nein' sagen. Ich will ein ‚Ja'. Und Sie werden es sprechen, morgen, übermorgen, in acht Tagen oder in vier Wochen, gleichviel, wenn Sie diese Akten und die andern Papiere durchstudiert haben werden. Ich lasse sie Ihnen hier. Ich heiße Joseph Seegräber und werde mich später einmal wieder bei Ihnen melden. Für heute leben Sie wohl. ..."

Fünftes Kapitel.

Immanuel Winkler hatte einige Mühe, sich den Eindruck zurechtzulegen, den die Reden des verfehmten Arbeiters auf ihn gemacht hatten. Er war seiner Ueberzeugung so voll ergeben, achtete sie so ehrlich als die Frucht jahrelanger Betrachtung und Vertiefung, daß er sie für unerschütterlich hielt und jeden Angriff darauf von vornherein abwies. Wie schmählich und undankbar er von seinen Genossen war behandelt worden, persönliche Erfahrungen untergeordneter Art konnten Anschauungen und Grundsätzen, die auf einer höheren Bühne gewonnen waren, nichts anhaben. Der eigene Widerwille, den er meist im Verkehr mit denen empfand, welche er als seinesgleichen behandelte, während sie nur zu oft die Linie markierten, die beim besten Willen das guterzogene Gelehrtenkind von ihnen trennte, erschien ihm als ein Rest von Schwäche, den er überwinden würde. Die Abneigung der Geliebten gegen die derb redenden Leute, mit denen er gemeinsame Sache machte, schien ihm aus dem Feingefühl der Künstlerin und dem natürlichen Stolz des Weibes zu fließen, das in einem Kreise von Auserwählten zu thronen gewohnt und den Mann seiner Wahl ganz für sich allein zu besitzen gewillt war. Und wenn er nach alledem sich der mächtigen Wirkung, die Seegräbers Berichte auf ihn übten, doch nicht erwehren konnte und sich das eingestand, meinte er noch eine gute Weile, daß lediglich das menschliche Mitleid, das aus dem einzelnen keineswegs allgemeingiltigen traurig komplizierten Fall ihn anwehte, seine Teilnahme zuwege brachte, daß dieser sonderbare Fall deswegen aber doch noch keineswegs die Kraft habe, seine Ueberzeugung zu verschieben

und ihm einen andern Standpunkt anzuweisen, als er bisher einnahm.

Aber gewissenhaft gegen sich selbst und gegen jede Aufgabe, zu der er sich verpflichtet erachtete, griff er auch diese Sache, wenn schon mit einem Gefühl sicherer Ueberlegenheit, gleich ernst und ehrlich an. Der schwer geschädigte Mann, der diese Arbeit veranlaßt hatte, war ihm nicht frei von Uebertreibung, ja nicht einmal frei von Irrtümern über den Thatbestand der Ungeheuerlichkeiten, die er erduldet haben wollte, erschienen. Es war auch dessen gutes Recht, Menschen und Handlungen so darzustellen, wie sie sein voreingenommenes Auge gesehen, wie sie sein eigenes Herzblut gefärbt hatte. Das Bild, welches der unparteiische Beobachter aus den Akten gewinnen würde, dürfte wohl ein andres werden und keine Fahnenflucht bewirken.

Aber je sorgfältiger Immanuel Gerichtsakten, ärztliche Gutachten, Zeugnisse und allerhand andre Beilagen studierte, desto genauer glich das Bild der Sache dem, welches der arme Maschinenarbeiter ihm dargestellt hatte. Und das erste Gefühl, das sich einfand, war Bewunderung vor dem Mann aus dem Volke, der mit seiner notdürftigen Schulbildung ihm alles Wesentliche und Wichtige zusammengefaßt und mit einer unwiderstehlichen Gewalt ans Herz gelegt hatte, wie sie kein in allen Kniffen der Redekunst gedrillter Anwalt besser hätte leisten können, so nahe ans Herz, daß es — er merkte das erst jetzt — vom ersten Eindruck an für die gehörte Sache schlug und sie zu verfechten entschlossen war.

Er wünschte sich nur, daß jener hinreißende Zug des thatsächlich Erlebten in seine eigene Darstellung übergehen, nicht der verblaßte aktenmäßige Geschäftsstil sie lähmen und entkräften möchte. Demütig erkannte er, daß Blut und Herz den Redner machen und das eigene Weh, der eigene Zorn auch dem Ungelehrten wundersam die Zunge lösen. Seegräber war ja sicherlich einer von den Nachdenklichen, die es bei der Lektüre des Parteiblättchens allein nicht bewenden lassen und, wenn andre ihres Zeichens Skat löffeln oder kannegießern, sich über Büchern, die ihnen sauer werden, den Kopf zerbrechen und mit den Gedanken, die sie krumm

oder gerade daraus schöpfen, spät zu Bette gehen, um früh mit ihnen wieder aufzustehen. Aber trotzdem, wie mußte dieser Hungerleider seinen Gram vertieft, seine Leiden durchgerungen, alle deren Ursachen um und um gewendet haben, daß er sie am Faden seines Denkens aneinanderzureihen verstand, als spielte er, seiner Wirkung sicher, mit fremden Erfahrungen und wüßte ihnen die zwingende Kraft der Darstellung zu geben, wie sie nur aus dem Eigensten zu fließen scheint.

Und immer mehr wuchs seine Hochachtung vor dem Bettler und mit ihr seine Teilnahme an dessen Geschick und der Zorn gegen die Vergewaltiger.

Seegräber war auf keiner Uebertreibung, auf keiner Schönfärberei zu seinen Gunsten zu ertappen; es war alles unwiderleglich und aktenmäßig bestätigt, was ihm und den Seinen widerfahren war. All der Zwang, all die Roheit, all die Scheußlichkeit standen fest, und keine Sophisterei, keine Parteinahme konnte sie aus den Protokollen wegleugnen. Die Tyrannei der im Vertragsbruch Trotzenden grinste in ihrer ganzen rücksichtslosen Brutalität von jedem Blatte, und dazwischen meinte man die Verzweiflung der Richter zu sehen, die diesen Vergehen und Verbrechen, trotzdem sie schreiend zu Tage lagen, nicht beikamen, weil das Gesetz nicht genügte oder der Terrorismus der organisierten Vertragsbrecher jede Zeugenaussage verhinderte.

Und in den Gesichtern, die hohnlachend und siegesprahlend aus diesen Akten vor ihm auftauchten, erkannte er dieselben Fratzen, welche ihm Bravo entgegenbrüllten, als er in jenem Dorfkrug zu sprechen begann, und welche jubelten und höhnten, als man ihn gleich darauf vor die Thüre warf.

Und manchmal des Nachts, wenn ihm unter seinem Gasglühlichtchen die Augen brannten vom übermäßigen Lesen, und er zurückgelehnt in seinen Stuhl ins Dunkel starrte, da war's ihm, als würden die nämlichen Gesichter und Gestalten lebendig um ihn und drehten einen wilden Ringeltanz um seinen Tisch mit all den Akten und Büchern und drängten kreiselnd immer näher und näher an ihn und stießen nach ihm mit eisenbeschlagenen Bundschuhen und griffen nach seinen Papieren mit kralligen blutigen langen Fingern. Aber es waren dann gar nicht mehr die Gesichter

seiner lebendigen Genossen, sondern andre, die vor hundert Jahren den komödienhaften Bastillensturm gelaufen und nutzlos gemordet und sich dieser schamlosen Morde wie Helden- und Befreiungsthaten gerühmt hatten, Septembriseure und Guillotionisten, lauter Gewaltmenschen mit tönenden Freiheitsphrasen in den Mäulern ... und wieder andre, die schon vor dreihundert Jahren gegen Frohnden und Zehnten sich aufgelehnt und wieder von errungener Gewalt berauscht, vom Sieg entmenscht, Greuel auf Greuel gehäuft und den gefangenen Adel vor den Augen seiner Kinder und Gattinnen in die Spieße der Bauern getrommelt und gepfiffen hatten.

Andre und wieder andre, andre und doch dieselben!

Waren sie nicht in allen Jahrhunderten von billigen und gerechten Forderungen ausgegangen und hatten sich alsbald, vom ersten Erfolge schwindlig, durch Verbrechen entehrt und um den Sieg betrogen? War es nicht immer dasselbe Lied, das, alle Herzen gewinnend, wie eine heilige Hymne nach Gerechtigkeit flehend anhebt, alsbald sich in wüstes Geschrei nach Gewaltthat und Schreckensherrschaft verwandelt und abstößt, denn Gewaltthat ruft Gewalt zur Abwehr und Schrecken vertiert.

Was war es anders, als die Verwirklichung des Allheilmittels seiner Partei, des revolutionären Terrorismus, wenn der Arbeiter rechtlos zum Gehorsam gezwungen wurde, zu arbeiten oder zu feiern nach Befehl derer, die den Arbeiterausstand kommandierten? War das nicht wieder der Anfang des Endes einer großen Bewegung, die vom Durst nach Gerechtigkeit ausgegangen war und von Gewaltthat zu Gewaltthat, um Schrecken einzujagen, fortschritt? War keine Möglichkeit, den Verirrten Halt zuzurufen, ehe der Weg, auf dem sie, von scheinbarer Macht berauscht, hintaumelten, in ein großes Verderben ausmündete? Konnte man den von Schrecken geblendeten nicht das wahre Gesicht der Bewegung zeigen, das nicht mehr menschenfreundlich, sondern menschenfeindlich war? ... Er hofft' es zu können.

Blieb er seinem erwählten Berufe, dem Arbeiter zur Freiheit und zu menschenwürdigem Dasein zu helfen, nicht treuer, wenn er ihm *die* Freiheit, die jetzt vor allem gefährdet war, zurückerobern half, die Freiheit des Arbeit-

willens, die Freiheit, sich seines Lebens Unterhalt redlich zu verdienen, wann und wo, bei wem und mit wem einer arbeiten wollte?

Freilich würden die Pfaffen des herrschenden Sozialismus ihm die Parteizugehörigkeit aberkennen. Mocht' es drum sein. Mochte man ihm die Livree eines Parteidieners in Fetzen vom Leibe reißen, wenn der freie Mensch in voller Kraft übrig blieb, der, wenn er für seine Mitmenschen litt, für ihre Wohlfahrt kämpfte.

Um klar zu erkennen, wie weit die herrschenden Systeme solch eine Hemmung rechtfertigten und ertrugen, um seine innere Wandlung und sein äußeres Auftreten vor sich selbst zu rechtfertigen, schürfte er weiter in Gedanken, häufte eine kleine Bücherei um sich auf und las und sann und schrieb, bald die Tage, bald die Nächte lang.

Es war die Art seiner Natur, immer nur einem Zwecke zu leben, immer nur einem Bedürfnisse sich hinzugeben: war es Arbeit oder Genuß, rücksichtsloses Behagen oder emsige Mühsal, er konnte nur eines treiben, nur für eines leben. Die glücklicher abgewogene Abwechselung von Arbeit und Erholung, in der so mancher seine Kräfte wahrt und seine Natur im Gleichgewicht erhält, ihm war sie versagt.

Konnte er in leichtsinnigen Anwandlungen schwelgen und müßig gehen, als gäb's auf Erden keine harte Arbeit mehr für ihn und wäre das Leben von unabsehbarer Sorglosigkeit, der Genuß ohne Bitternis wie ohne Ende, so gab's auch, wenn er sich der Arbeit widmete, nur Arbeit für ihn; er tauchte wochenlang, monatelang nicht aus ihr auf; er vergaß darüber vollkommen, daß auch noch Freuden auf der Welt waren und Menschen, die einen Anspruch auf seine Liebe hatten. Er nährte sich, wie's eben kam, mit dem Taschenmesser in der Hand von Brot und Speck oder Käse, die Augen in einem Buch. Er schlief, wenn er müde wurde, den Kopf auf der Stuhllehne, die Beine auf dem Schreibtisch. Zu seiner notdürftigen Erholung that er gemeine Arbeit, sägte Holz für seine Wirtsleute, fegte die Stube, harkte den Garten von Herbstblättern rein, beschnitt die Aeste, grub und schaufelte — das war der Abwechselung genug und erfrischte die Denkmaschine. Wochenlang kam er nicht über die Straße.

Selten nur rang er sich ein paar tröstende Zeilen für das geliebte schöne Weib ab.

Bald, sehr bald würde er ja auch wieder seiner Liebe leben können.

Derweilen aber wuchsen ihm die Gedanken, gliederten und ordneten sich. Sie zwangen ihm die Feder in die Hand. Nur in etlichen großen Zügen wollte er zunächst eine programmatische Schrift hinwerfen; aber aus dem Aufsatz ward eine Broschüre, aus der Broschüre ein Buch, und es schwoll unter seiner Hand, und wenn er in Augenblicken des Aufatmens und Sichbesinnens stillstand und die Faust auf das wachsende Manuskript legte, sagte er mit einer stolzen Mischung von Pflicht- und Glücksgefühl: Das bin ich, und das wird von mir bleiben!

War ihm anfangs dieser Studien oft so bang und schmerzlich zu Mute gewesen, wie in seiner Jünglingszeit, da die wachsende Einsicht die goldenen Märchen aus der Kindheit nicht mehr für wahr halten konnte und selbst aus dem liebgewordenen Bekenntnis ausscheiden mußte, was der reifere Verstand jedes stichhaltigen Beweises bar erkannte, war er vor dem Schimpf der Fahnenflucht und des Renegatentums zurückgeschreckt und hatte Schritt für Schritt seine gutgläubige Sozialistenseele vor der aufdringenden Wahrheit verteidigt, so befand er sich jetzt wie damals, von der Wahrheit besiegt, wohl, klar und frei.

Allerdings hieß sein Buch noch „Der Fall Seegräber"; aber es war nicht nur die Erörterung des einen Falles, seine Untersuchung erstreckte sich auf das ganze philosophische Gebäude, das die Theorie der Sozialdemokratie trug, sowie auf den heutigen Stand, die Aussichten und die Berechtigung der weithin reichenden mächtigen Partei.

Die Geistesarbeit der letzten Monate hatte ihn gelehrt, daß unter den Theoretikern des Sozialismus heute große Verwirrung und bei den Ehrlichen eine gewisse Verzweiflung, wie bei den Bewohnern eines in allen Fugen krachenden Gebäudes herrschte. Was er in Angst vor eigener Forschung „Fahnenflucht" genannt hatte, war, genau besehen, der allgemeine Zustand derer, die da wußten und nicht logen. . . . Die fundamentalen Maximen der mächtigen Denker, welche

die sozialistische Bewegung in Deutschland vor fünfzig Jahren eingeleitet hatten, waren abgenutzt und entsprachen den heutigen Verhältnissen durchaus nicht. Waren sie von Anfang an auf die Beobachtung der Zustände zweier fremder Völker, der englischen und französischen Verhältnisse, begründet gewesen, so stimmten sie heute mit jenen nicht mehr, die sich ganz und gar verändert hatten; auf die Verhältnisse im Vaterlande hatten sie nie recht gepaßt und paßten heute schon gar nicht. Ein Prinzip nach dem andern versagte, sowie man es genau in Untersuchung nahm. Es war mit dem „ehernen Lohngesetz" niemand mehr bange zu machen; es war nichts mit der vielgerühmten „Krisentheorie" und schon ganz und gar nichts mit der „Verelendung der Massen"; denn der Kampf um die Steigerung der Arbeitserträgnisse, die kluge Fürsorge der Regierungen und vor allem das allgemeine Wachsen des Wohlstandes in Deutschland hatten das gerade Gegenteil bewirkt: Es ging dem Arbeiter nicht nur nicht schlechter, sondern unleugbar besser als je vordem, und er fühlte das, und wie die Arbeiter sich das aus ihrer eigenen Tasche beweisen konnten, so mußten auch die Führer nach und nach darauf verzichten, das Gegenteil dessen, was sich naturgemäß entwickelt hatte, künstlich herstellen zu wollen und mit einem absichtlich erzeugten Massenelend, das sich eben nicht wie eine willkürliche Theorie konstruieren ließ, weiter zu agitieren. Da nun die Zahl der Besitzenden erwiesenermaßen immer zunahm, blieben die als unabwendbar und ungeheuerlich wirksam prophezeiten „Krisen" aus, und der in baldige Aussicht gestellte „Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung" ließ hartnäckig auf sich warten. Es war nichts mit dem vielverheißenen „großen Kladderadatsch"; selbst die „Kollektivierung der Produktionsmittel" war aus den Idealen der Theoretiker bereits ausgeschieden, und das Anstreben der „Diktatur des Proletariats" war sinnlos geworden; denn bei wachsendem Verdienst und erhöhter Lebensweise war der Proletarier selber Kleinbürger geworden, ein Bourgeois, der sich Bourgeoisgewohnheiten zulegte. Wohl that man noch dergleichen, als wäre alles noch so, wie es die Propheten und Patriarchen der Partei geweissagt und befohlen hatten; doch wußten die Einsichtigen

ganz genau, daß auf den morschen Prinzipien keine leistungsfähige Herrschaft aufzurichten war, und sie fürchteten thatsächlich nichts mehr, als eines unvorbereiteten Tages die politische Macht in die Hände gelegt zu erhalten. Die Führer, und gerade die tüchtigsten unter ihnen, erklärten rund heraus sich und die Partei für unfähig, die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, und bezeichneten es als das größte Unglück, das sie treffen könnte, wenn ihnen im Ernste die Herrschaft zufiele.

Dafür mehrten sich die Reihen der Partei, besonders bei den Wahlen, durch die allzeit vorhandenen Unzufriedenen aller Stände und Berufsklassen. Wem immer ein Groll auf Staats- oder Kommunalorgane erwachsen war, wer sich über den Steuerboten oder die Gesindeordnung geärgert hatte, der Budiker, dem man die Nahrungsmittelfälschung gelegt, der Schutzmann, den sein Leutnant angeranzt hatte, der Droschkenkutscher, dem sein Gaul umgestanden war, der Subalternbeamte, der keine Gratifikation erhielt, der Kleingewerbler, dem der Großbetrieb den Verdienst schmälerte, wer sich aus religiösen Gründen irgendwie benachteiligt glaubte und das ganze Heer der aus verschiedenen Gründen Uebelgelaunten verstärkte bei jeder Wahl die Stimmenzahl der Sozialdemokraten, von denen sie, mochten ihre Theorieen krumm oder gerade sein, einfach annehmen durften, daß sie bei nächster Gelegenheit schon dem Racker Staat die Hölle heiß machen würden. Vorübergehender Verdruß konnte königstreue deutsche Männer so weit verblenden, daß sie ihre Stimmzettel Kandidaten zuwarfen, die schamlos genug waren, mit dem Brandmal der Vaterlandslosigkeit zu kokettieren.

Dadurch wuchs die Partei numerisch ins Ungeheure; aber sie degenerierte dabei, denn dieser ungeheure Zuwachs war kein proletarischer, sondern ein bürgerlicher, und wenn sie nun noch eine Partei war, so war es die der schlechthin Unzufriedenen, keine eigentlich proletarische Partei mehr, sondern eine gemischt-bürgerliche, wenn auch mit einem Haufen sozialistischer Dogmen belastet, an die nur mehr die Dummen glaubten, die aber mit der thatsächlichen Entwickelung und den heutigen Zuständen unsres politischen und sozialen Lebens unvereinbar waren. Das Stimmvieh lieferte keine Soldaten

der Revolution, mochte sich die Partei auch immerhin mit peinlicher Sorgfalt eine revolutionäre benamsen.

Was Winkler nach Wegräumen all des Schuttes von riesenhaften Prophezeiungen und Drohungen übrig blieb, war nur die Genossenschaft für Arbeit und Konsum als Form der sozialisierten Wirtschaftsordnung. War das nicht schon eine deutliche Rückzugsbewegung von den alten so lange behaupteten Grundsätzen? Wollten aber die Gewerk- und Genossenschaften durchaus den Kampf um die Macht als ihre naturgemäße Mission betrachten und diesen Kampf mit revolutionären Mitteln und terroristischer Gewalt durchführen, so war es die gewiß ebenso naturgemäße Mission des Staates, sich vor der drohenden Anarchie zu wahren und die gewaltsame Revolution gewaltsam niederzuschlagen. Der Staat hatte die Mittel dazu, und er würde — einmal vor die Notwendigkeit gestellt — auch den Willen dazu haben, den nachhaltigen grausamen Willen der Selbsterhaltung. . . .

Bei diesem Ende waren Immanuels ehrliche Untersuchungen zu seiner eigenen Ueberraschung angelangt. Es war ihm geschehen, wie einem unerschrockenen Wanderer, der kühn einen pfadlosen Wald betreten und allem Ungemach trotzend durchwandert hat; als er nun am jenseitigen Ende wieder ans freie Licht kam, lag eine andre Gegend, ein andres Land, eine andre Welt vor ihm. Er erkannte das und mußte sich drein finden; er konnte nichts dazu, nichts dagegen thun. Es war nicht seine Schuld, daß das eine andre Welt war, und er durfte sich nicht schelten, weil er, das mit Augen schauend, mit Händen greifend, der Wahrheit die Ehre gab.

Aber diese neu entwickelte Welt heimelte ihn an, wie das Land seiner Jugend, und in den Lüften, die ihm daraus entgegenwehten, flog ihm die Sehnsucht zu nach langentbehrter Liebe. Er war so lang nichts als Arbeiter, Forscher und Schreiber gewesen; es drängte ihn, wieder Mensch zu sein und aufatmend zu genießen. Und eine drückende Sorge beschlich ihn, daß er wie so mancher Narr über der Arbeit für die Wohlfahrt der Menschheit sein eigenes Glück nicht nur zeitweilig vergessen, sondern dauernd geschädigt, vielleicht für immer verscherzt habe.

Dem Abschluß vieler Mühe nahe, war auf einmal sein

Herz geteilt, seine Sammlung gestört, seine Kraft unhandlich geworden. Alles Material vor Augen, der Stoff gegliedert, die Form durchdacht, fing er mit dem letzten Ende zu zögern an. Er ward müde, unruhig und zerstreut. Sehnsucht nach der Einziggeliebten erfüllte ihn mehr und mehr. Und doch, wenn er eine Feder ergriff, schrieb er keinen Brief an Nanda, sondern eine Seite in seinem Buch.

Dann trieb's ihn wieder weg. Er wollte zu ihr. Aber vor ihm lag noch so viel Arbeit. Durfte er sie unterbrechen? Nein. . . . Doch die Einsamkeit ward ihm unerträglich.

Ihr letztes Brieflein fiel ihm immer wieder ein. Es war wie ein Hilfeschrei und bestand nur aus wenigen Worten: „Ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir. Komm endlich zu mir oder laß mich zu Dir kommen. . . ."

Er hatte nichts weiter darauf geantwortet als: „Noch nicht. Nur wenige Wochen Geduld."

Die Antwort, sich selber mühsam abgerungen, war ihm damals wie eine Heldenthat erschienen; heute kam sie ihm wie eine Dummheit vor. Nanda hatte nicht wieder geschrieben.

Sollte der Postbote heute keinen Brief von ihr bringen? Hatte es nicht eben an seine Thüre gepocht?

Solcher Sinnestäuschung gab er wohl mehr als einmal im Tage nach, sprang vom Schreibepult weg und drückte hastig auf die Klinke, um doch den Treppenflur vor seinem Stübchen leer zu finden. Einmal aber klopfte es wirklich an. Und sein Schicksal war's, das er einließ. . . .

Schluß des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Sechzehnter Jahrgang. Band 18.

Die ganze Hand.

Roman

von

Hans Hopfen.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1900.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Sechstes Kapitel.

Nanda war allein. Sie drehte die Pinsel in nervösen Händen und stierte in den bleigrauen Himmel hinaus, der wie eine Last auf die Scheiben drückte. Weit, o wie weit der Sommer und die hohe Zeit ihrer beglückenden Liebe! Wolken über Wolken schoben sich am Horizont, ein fröstelnder Zug ging durch die Welt, kein Zweig hatte mehr ein Blatt behalten, der Wind stieß an Fensterladen und Dachziegel; es war die unheimliche Zeit des Jahres, wo's wochenlang aus allen Himmelsgegenden regnet, aus allen Traufen rinnt, aus allen Gossen plätschert, als ob jede Erinnerung an die schönen Monate mit Gewalt ersäuft werden müßte, und es doch nicht ehrlicher kalter schneeweißer Winter werden will.

Und wie draußen in der verarmenden Natur, so unheimlich und öde war's drinnen bei Nanda. Wohl brannte das Feuer im Füllöfchen und sprühte den Werkstattraum voll Hitze. Aber es war trockene spröde unfreundliche Hitze, daß man das Fenster aufriß, um endlich wieder einmal frei zu atmen. Das kleine vernickelte Ungetüm schien hinter dem Marienglas zornglühend Feuer zu fletschen gegen das leere Eisbärenfell des Sofas, das seine Haare sträubte wie schaudernd vor der aufdringlichen Glut.

Nanda war allein, ach so jämmerlich allein, daß sie aufschrie vor Sehnsucht und ungerecht wurde in Gedanken gegen den grausamen Liebsten. Er schrieb, er müsse sich abschließen wie ein Mönch in seiner Zelle, um, vor jeder Zerstreuung verwahrt, sein wichtiges Werk zu vollenden. Also war sie ihm ein Hindernis? ... Sie konnte nicht arbeiten,

wenn sie ihn nicht sah. Machtlos, phantasielos, zu nichts geschickt, lagen ihr die Pinsel zwischen steifen Fingern und ihre Vorstellungskraft wurde von dem einen Gedanken aufgezehrt, daß er sie so lang, so entsetzlich lang entbehren konnte, daß er's aushielt zu leben, als wäre sie nicht auf der Welt, sie, die der Atemzug nur halb erquickte, wenn der Geliebte nicht dieselbe Luft mit ihr teilte.

Liebte er sie nicht mehr? ... Der Zweifel wollte schlechterdings nicht haften. Sie lachte sich selbst aus. ... Da drinnen, ganz tief in ihrem Busen stand's geschrieben, und das wußte sie genau, er liebte sie. Aber er war ein Mann, rücksichtslos, herrisch und eigenwillig, wie sie alle sind, und die besten erst recht. Und sie ... sie hatt' es ihm so leicht gemacht, sie hatte sich zu sehr in der Rolle des allzeit dienenden Weibes gefallen, der Sklavin, die keinen Willen hat als den des Herrn und von seiner Gnade lebt glückselig.

Sie konnte nicht umhin, zu finden, daß sie mehr wert war als eine Sklavin, und bessere Behandlung verdiente als ein Zeitvertreib für Stunden der Muße. Hatte sie vordem den Fehler gemacht, sich unterschätzen und vernachlässigen zu lassen, so wandelte sie jetzt die Lust an, dem Uebel abzuhelfen. Sie litt in ihrer Sehnsucht, litt unsagbar, litt ohne genügenden Grund und ohne jeden Zweck. Sie wollte nicht nutzlos leiden, wo sie glücklich und froh sein konnte ohne jedes ernsthafte Hindernis. Sie wollte ihr Glück genießen, trotz der Schrullen des geliebten Einsiedlers. Sie wollte ihn schon lehren, für Liebe dankbar zu sein und Glück zu würdigen. Ja, das wollte sie und sagte es laut und zornig in den grauen flockigen Novemberhimmel hinein, der so langweilig und spöttisch durchs Atelierfenster sie angrinste.

Hatte Winkler denn keine Ahnung, was sie litt? Entbehrte er sie nicht so, wie sie ihn entbehrte?

Sie konnte sich stundenlang mit diesem Gedanken quälen.

Wohl trat sie an die Staffelei und malte was hin, um es alsbald wieder auszuwischen. Sie war mißtrauisch geworden gegen allen Zauber, der von ihr ausgehen sollte, auch gegen ihr künstlerisches Können. Was wollte, was sollte sie auf der Welt, wenn er nicht mit ihr lebte, jeden

Gedanken teilte und neues Gefühl auch für die Kunst in ihrem Busen weckte!

War er treulos? ... Der Gedanke, den sie haßte, wie keinen, den sie bekämpfte mit aller Gewalt der Erinnerung an so viel höchstes Glück und mit dem Bewußtsein eigener Wertschätzung, er war der widerlichste und zugleich der aufdringlichste von allen. ... Er kam immer wieder. ... Wie eine Teufelsfratze sah er sie manchmal in Stunden der Aufregung aus dem Winterzwielicht höhnisch an. ... Die Männer waren manchmal so schwach, so gewissenlos und gaben leichtfertigen Anwandlungen nach, wie einer sich zum Frühstück setzt, weil er Hunger hat. War auch er so?

Mit solchen Gedanken marterte sie sich tagaus tagein und immer grausamer, je kürzer die Tage wurden, wenn das Zwielicht sich verfinsterte, die Pinselstriche auf der Leinwand nicht mehr wahrnehmbar waren und nichts mehr um sie herum lebendig erschien als die grellrot glotzenden Kohlen hinter der durchsichtigen Thüre des Oefchens. Da weinte sie wohl still vor sich hin und haderte mit dem unsichtbaren Geliebten und seinem Thun und Lassen.

Sie hatte auch dafür gesorgt, daß sie allein blieb. Spindler, dem sie die Thüre gewiesen, hatte nicht wieder angeklopft. Ihr Bild war lange fertig, so hatte sie dem vergafften Ungarn bedeutet, daß er auch nichts mehr bei ihr zu suchen habe. Der Vater war mehr als je aus dem Hause; seine Geschäfte mußten ihn stark in Anspruch nehmen, obschon er ihr gegenüber weniger als je von ihnen sprach, und ihr waren sie immer so unheimlich gewesen, daß kein Interesse für sie zu zeigen ihr am geratensten schien. Sie sah den alten Herrn fast nur mehr bei den Mahlzeiten und mußte unwillkürlich denken, wie bequem Immanuel sie jetzt in ihrer Werkstatt heimsuchen könnte, ohne dem Vater, der ihn nicht sehen mochte, zu begegnen, und wie oft, wenn er nur wollte. ... Selbst „Onkel" Wendewalt, der getreueste und vernünftigste ihrer Verehrer, war fern auf seinem Gut und hatte sich monatelang nicht bei ihr blicken lassen. Und doch war der Reichstag wieder beisammen und der tapfere Landrat war keiner von denen, welche die Pflichten des Volksvertreters auf die leichte Achsel nahmen.

Manchmal in ihrer Vereinsamung wandelte sie der Wunsch an, daß wenigstens dieser gescheite Mensch ein Stündlein bei ihr säße und von dem und jenem harmlos mit ihr plauderte. Sie meinte es dann klug genug anzufangen, um ihm auch dies und jenes abzufragen, was auf den Geliebten Bezug hatte, wovon er freilich nichts merken sollte. . . .

Hatte sie auch Wendewalt zu derb abgetrumpft oder wurde sie alt vor der Zeit, und verlor die Macht über Männerherzen, weil sie spröde war gegen alle außer einem?

Ein Blick in den Spiegel, daraus ein blühendes Gesicht sie anlachte, tröstete sie über solche Besorgnis. Aber beim nächsten Blick war's schon wieder zu trübe, um ihr Gesicht im Spiegel zu erkennen. Sie fürchtete die Gedanken, die aus der Dunkelheit sie anstarrten. Sie ließ die Gasflamme über ihr aufleuchten. Aber sie wollte bei künstlichem Lichte nicht malen. Sie sah auch jetzt nicht gut, denn die Augen standen ihr voll Thränen. So warf sie sich seufzend und schluchzend auf ihr weißes Ruhebett, das vom nachbarlichen Feuer rosig überglüht war.

Es schlug vier Uhr draußen. . . . Die Tage waren schon so kurz und wurden doch so jämmerlich lang, wenn man nichts Liebes zu Gesicht bekam. . . .

Es klopfte. Das Dienstmädchen meldete den Herrn Landrat Wendewalt. Nanda sprang auf und rief mit freudig erhobener Stimme: „Herein!" Der Mann vor der Thür mochte den lauten Ausruf wohl gehört haben. Sie verhehlte dem Eintretenden auch nicht, daß sie seinen Besuch erwartet und eben an ihn gedacht habe.

Der Hausfreund, im alten Wahn befangen, nahm auch diesen Willkommgruß für wärmer, als er von Nanda gemeint war, was aber seiner Freude am Wiedersehen und seinem Behagen an lustiger Zwiesprach keinen Eintrag that.

Er musterte sie mit weitoffenen Augen und fand, daß sie schöner aussah als je vordem, nur etwas trauriger, wollte ihn dünken. Und täuschte er sich nicht? Unter den Augen waren noch Spuren von Thränen?

„Haben Sie geweint?" fragte er, und streckte teilnahmsvoll die Hand nach ihr hin.

Die Hand blieb leer, denn die ihrige beeilte sich nur,

die Augen vollends zu trocknen. „Es kommt wohl vor," antwortete sie und trat erregt von ihm weg, voll Schmerz und Zorn gegen den, der sie in der Stille weinen gemacht hatte.

„Haben Sie Kummer, der sich mitteilen läßt?"

Nanda schüttelte abseits stehend nur verneinend das Haupt.

„Kann ich ihm irgendwie abhelfen?"

Dieselbe Bewegung ihrerseits.

„Nun so lassen Sie uns von andern Dingen plaudern. Vielleicht zerstreut Sie das."

Und so that er und sprach munter drauf los von Landwirtschaft und Politik und mischte kleine lustige Geschichten ein, wie sie jüngster Zeit in seiner Umgebung sich ereignet hatten, also geschickt die fromme Absicht verfolgend, das verstimmte Mädchen allmählich aufzumuntern.

Sie hatte sich wieder zutraulich zu ihm gesetzt, horchte dankbar zu und lachte herzlich, wenn's etwas zu lachen gab.

Es that ihr sichtlich wohl, ihm zuzuhören, und er mußte das merken. Es that ihr wohl, endlich wieder einen angenehmen Menschen anregend plaudern zu hören. Sie fühlte jetzt sehr deutlich, wie gottsträflich sie sich in den letzten Wochen gelangweilt, wie unverantwortlich allein man sie gelassen hatte. Und sie war dem sympathischen Freunde dankbar für diese Unterhaltung. Es stieg ihr warm von Herzen zu Kopf und blitzte anheimelnd aus ihren Augen.

Es war etwas seltsam Berückendes in diesen Augen.

Der Ofen sprühte. Ein leiser Terpentingeruch war im Zimmer fühlbar. Wendewalt hatte sich vorgenommen, sehr kühl und vernünftig zu bleiben bei diesem Besuch. Aber der Gegensatz des behaglichen Werkstättchens zum grauen naßkalten Abend draußen, das Wiedersehen des schönen Wesens, dessen geistige Lustigkeit und körperliche Frische weckten eine waghalsige Stimmung in dem Manne, und die alte Neigung muckte so empfindlich in ihm auf, daß er wohl merken konnte, sie sei trotz aller weisen Vorsätze noch recht lebendig.

Er sah, es war nichts von Gefallsucht, nichts von Lug und Trug an dem Mädchen. Es gab sich, wie es war. Und er mußte merken, daß ihm sein Wiedersehen Freude machte,

daß es gern auf seine Reden hörte und ihn mit Augen ansah, wie sie auf einen gleichgiltigen Menschen nicht fallen.

Jene Abschiedsworte auf der Schwelle des Hauses Seckenstedt, die wie Verheißung ausgelegt werden konnten, summten ihm wieder in den Ohren. Und wie ein Schwindel stieg's ihm zu Kopf: Wage!

Mitten im zahmen Gespräch stand er auf, ging durchs Zimmer und blieb plötzlich dicht vor Nanda stehen.

„Finden Sie nicht, das Leben ist manchmal zu dumm? Zwei Menschen, die sich alles sein könnten, sind sich nichts ..." Er stockte.

Sie sah ihn erstaunt an. Sprach er von ihr und Immanuel? ... Unmöglich. ... Und wenn nicht, wo hinaus wollte er?

Wendewalt fuhr fort. „Ist denn kein Weg zu Ihrem Herzen? Fühlen Sie denn nichts, wenn's in mir siedet und schreit? Fräulein ... Nanda ... Mädel ..."

Sie sprang erschreckt vom Stuhl auf. Er aber schlang den linken Arm um sie, zog sie an sich und küßte sie mehr als einmal auf Wange und Schläfe.

Den Mund wandte sie weg. Doch mit Wange und Schläfe hielt sie einen Augenblick stille. Sie fühlte deutlich, wie zwei schwellende Lippen sich in ihr Fleisch drückten. Und sie fühlte es im Augenblick nicht mit Schrecken, nicht mit Abscheu, nicht wie Verrat, sie fühlte es als freundliche Berührung nicht unfreundlich und ließ es aufatmend über sich ergehen. In der nächsten Minute schauderte sie zusammen, mehr über die eigene freventliche Duldsamkeit als über die Kühnheit des alten Freundes. Sie haßte und verachtete sich, daß sie, und war's auch nur eine Sekunde lang, die noch so leichte Berührung eines Mundes ertragen hatte, der nicht ihres Immanuels war. Um so entschiedener drängte sie jetzt den Werbenden von sich ab und streckte den Arm zur Verteidigung aus zwischen sich und ihm, der etwas verwirrt stand, nicht wissend, was für Entscheidung das nächste Wort bringen sollte.

Stürmisch regte sich der Mann noch einmal.

„Halt!" rief das Mädchen und sah ihn mit bannendem Blick an. „Ich habe Ihnen vor Monaten schon einmal ge-

standen, daß ich nicht frei bin, daß ich einem Manne gehöre, den ich von ganzem Herzen liebe. Was wollen Sie zwischen uns?"

Wendewalt traute seinen Ohren noch nicht recht. Er glaubte noch, es mit Ausflüchten zu thun zu haben, und wollte nicht zum Narren gehalten sein. Sich zum Lachen zwingend, fragte er: „Sie lieben? Nanda, Sie? Ernsthaft?"

„Leidenschaftlich ... rückhaltlos!" antwortete sie mit einem Augenaufschlag gegen Himmel, der unmöglich Lüge sein konnte. Sie stand vor ihm, wie entrückt, die Hände über die Brust gefaltet, glückseliges Geständnis ganz und gar, aufgelöst in Gedanken an ihre Liebe, ein Bild frommer hingebender Leidenschaft. Das war echt. Das war heilig, schön und unantastbar. Hier war nichts mehr für ihn. Es überlief ihn frostig, und nur um nicht gar zu kläglich dazustehen, nicht mehr um etwas zu sagen, gab er die Worte von sich: „Also Sie lieben ... und was weiter folgt daraus?"

„Es folgt, daß, was Sie hier thun und sagen, ich meinem Geliebten wortwörtlich wieder sage. Quälen Sie mich nicht weiter. Es kann für Sie kein Glück daraus kommen." ...

Er zuckte die Achseln, warf sich drei Schritt weit von ihr in den nächsten Stuhl und schwieg ein Weilchen, die Stirn mit der flachen Hand streichend.

Sie setzte sich auf den Rand des Sofas und verfolgte jede Bewegung des abgewandten Mannes, dessen Bleiben sie nicht begriff, dessen Fortgehen sie ersehnte, um selbst fortzugehen, wohin sie's jetzt unwiderstehlich trieb. Mit jedem Atemzug wurde es ihr deutlicher, sie mußte bekennen, sie mußte sühnen oder heute noch Hand an sich legen. So überstand sie den Zwischenfall nicht, der ihr im ersten Augenblick harmlos, jetzt ganz unerträglich, wie eine Brandwunde schien.

Auch Wendewalt wollte gehen, aber nicht wie ein Verstoßener, nicht wie einer, der nie mehr wiederkommen darf. Er wollte als Freund gehen und kommen. Es war trotz aller Abwehr etwas in ihm, das solche Vorsicht verlangte.

„Sie malen wieder einen Fächer?" fing er nach der Staffelei blickend an, doch seine Stimme klang wie gebrochen und zitterte von der Aufregung, die in seinem Innern nachhallte.

Nanda begriff, daß er nur mehr nach einem freundlichen Abgang zielte, und auch sie bezwang Aufregung und Ungeduld, um leise zu antworten: „Ich habe diesen Sommer viel Blumenstudien gemacht, auch einiges in Oel gemalt, wie Sie auf diesen Tischen in herumliegenden Blättern ersehen können. Ich will etliche dieser Studien für die nächsten Fächer verwenden."

„Reizend, ganz reizend!" versetzte Wendewalt, der aufgestanden war und ein Blatt nach dem andern vom Tische nahm und wieder hinlegte, ohne zu wissen, was er gesehen hatte. Aber er hatte wieder Halt gewonnen.

Plötzlich kehrte er sich um und rückwärts an den Tisch gelehnt fuhr er, froh, einen ablenkenden Gegenstand für sein Gespräch gefunden zu haben, wieder ungezwungen zu reden fort: „Ich bin schon anderthalb Wochen in Berlin, wollte schon immer zu Ihnen kommen und verschob's, wie's eben so geht, von vielen Geschäften belästigt. Da erhielt ich ehegestern einen Brief, der mich an Sie erinnerte."

„Einen Brief über mich? Von wem?"

„Keineswegs einen Brief über Sie. Der Gedankengang von dem Billet, das ganz und gar nichts mit Ihnen zu schaffen hat, auf Sie, verehrte Freundin, ward lediglich dadurch hergestellt, daß wir einmal — ich glaub es war auf dem letzten jour der guten Geheimrätin Seckenstedt — uns über den Mann unterhalten hatten, der mir nun diese Zeilen schrieb. . . ."

Nanda errötete über das ganze Gesicht, aber Wendewalt merkte es nicht, da er, noch immer etwas verlegen, geflissentlich an ihr vorbeisah.

„Ich wüßte nicht, wen Sie meinen?" kam es zögernd vom Sofa her.

„Erinnern Sie sich nicht Ihres Gespielen aus der Kinderzeit, des kleinen sozialistischen Sitzredakteurs, der im vorigen Winter von sich reden machte, Immanuel Winklers?"

Nanda war, als legte sich eine Klammer um ihren Hals. „Was konnte der von Ihnen wollen?"

„Nichts für sich. Er empfahl mir einen ganz armen Teufel, ein beklagenswertes Opfer des modernsten Fanatismus, einen gewissen Seegräber, und ich konnte seinen Schütz-

ling wirklich irgendwo unterbringen, wo er vor dem Verhungern bewahrt ist."

Nanda fühlte sich im Innern wie von einem Sturmwind gepackt. Es drängte, hob, wehte sie von hinnen. Wenn der Mann doch ginge! Sie konnte sich nicht länger halten. Und doch ... er sprach von ihm ... und es klang überraschend, was er in gemessener Entfernung von ihr auf und ab wandelnd erzählte: „Wissen Sie, daß ich große Hoffnung habe, den begabten Menschen in vernünftigere Wege zu leiten, als er bis dato gelaufen ist? Derselbe Seegräber, den die lieblichen ‚Genossen' halb totgeschlagen und auch sonst erheblich geschädigt haben, hat ihm den Star gestochen und ihn zu einer Arbeit bewogen, die ihn mit seiner Partei entzweien und demnach den staaterhaltenden Kräften wiedergeben muß. So hoff' ich, daß diesem Immanuel Winkler ..."

Er konnte nicht fortfahren in seiner Rede; denn, obschon Nanda sich das Taschentuch zwischen die Zähne gedrückt hatte, war sie ihrer wachsenden Erregung doch nicht mehr Herrin geworden und schrie und schluchzte jetzt laut auf, als ob sie ein Weinkrampf schüttelte, daß der erschreckte Landrat eilig auf sie zutrat und ihr behilflich sein wollte.

Sie wehrte ab und sagte nur flehentlich: „Ich bitte, gehen Sie ... schicken Sie mir das Mädchen herein."

Wendewalt hatte keine Ahnung davon, wie viel gerade seine letzten Sätze, seine allerletzten Worte zum Ausbruch solchen Schmerzes beigetragen hatten. Er glaubte, alles lediglich durch seine so übel angebrachte Kühnheit verschuldet zu haben, und bat leise: „Verzeihen Sie mir. ..."

„Ich verzeihe," hauchte die Weinende, und er beeilte sich, dem unausgesprochenen: aber gehen Sie jetzt! das aus ihren Augen redete, zu gehorchen.

Sie hörte das Dienstmädchen nicht eintreten; denn sie hatte das Gesicht in die Waschschüssel gesteckt und rieb sich heftig Wang' und Schläfe ab.

Als sie dessen denn doch gewahr ward, gab sie nur den Befehl: „Rasch eine Droschke!" und machte sich mit hastigen Händen zum Ausgehen bereit.

Es war kein Radlerwetter, das sie auf der Straße empfing. Die Gasflammen brannten bereits und hatten

strahlende gelbe Höfe um sich im feuchten Nebel, durch den der Regen, mit wirbelnden Schneeflocken gemischt, niederrieselte. Sie raffte die Röcke zusammen und sprang in den Wagen, dem Kutscher nur das Wort: „Anhalter Bahnhof!“ zurufend. Dann rollte sie dahin, fest in ihren Mantel und ihren Entschluß gehüllt: Solche Gefahr durfte sie nicht wieder laufen. Solchen Zustand durfte sie nicht wieder ertragen. War sie nicht sein Weib? Was berechtigte den zukünftigen großen Mann, sein Weib zu vernachlässigen? Keine Wissenschaft und kein Werk. Sie gehörte zu ihm und er zu ihr in allem Denken und Thun. Das walte Gott!

Der Regen trommelte aufs Dach der Droschke und überrieselte die Scheiben, daß Straße, Menschen und vorüberfahrende Wagen in einem grauen Brei formlos verschwammen; nur hin und wieder blitzten darin die Laternen gelblich auf.

Von dem einzigen Gedanken ergriffen, hatte Nanda kein Acht auf die Zeit, die verfloß, bis die Taxameterkutsche unter der Vorhalle des Anhalter Bahnhofs anhielt.

Bald darauf ging ein Vorortzug ab. Eine Viertelstunde später klopfte sie, die linke Faust aufs hämmernde Herz gepreßt, mit der rechten an Immanuels Thür.

„Nanda!“ schrie's von innen auf. Diesmal wußt' er's, das war sie! Kein andres Menschenkind klopfte so. Die Thür flog auf, und Immanuel breitete weit seine Arme nach ihr aus.

Aber sie stürzte nicht an seine Brust. Totenblassen Angesichts, die Augen halb zornig, halb ängstlich auf ihn gerichtet, schloß sie hinter sich ab und umging ihn im Halbkreis, den sie freudig Begrüßenden abwehrend.

Und als er sie trotzdem umarmen wollte, stieß sie leise, aber scharf und deutlich die Worte hervor: „Es ist noch keine Stunde, da hat mich ein andrer Mann geküßt ...“

Nun fielen ihm die Arme am Leibe herab, und er stand starr mit geballten Fäusten vor der Geliebten, nicht wissend, ob ihn die nächste Minute zum Narren oder zum Verbrecher machen würde.

„Und du hast es geduldet?“ schrie er.

„Es überraschte mich, und ich hab's geduldet. Warum

vernachlässigst du mich!" antwortete sie barsch; aber ihre Augen blitzten.

„Wer hat dich geküßt?"

„Wendewalt!"

„Ah!"

Es war wie der Schrei eines verwundeten bissigen Tieres, der sich beim Namen des einzigen Bewerbers, den er Nandas wert hielt, aus des Eifersüchtigen Brust losrang. Er trat heftig auf sie zu, und die geballten Fäuste hoben sich wider Willen.

Sie stellte sich breit seinem Zorn und wiederholte nur, blaß bis in die Lippen: „Warum vernachlässigst du mich?"

„Ich habe dich nicht vernachlässigt. . . . Jede Stunde des Tages dacht' ich an dich," . . . redete er unsicher, seiner Schuld mit einemmal klar bewußt.

„Ich habe dich, bald sind's zwei Monate, nicht gesehen, nicht geküßt!" Das war ihre ganze Antwort.

„Er aber hat dich geküßt!" schrie jetzt Immanuel in wildem Schmerz. „Wohin?"

„Hierher!" antwortete sie und wies mit dem Zeigefinger auf Schlaf und Wange.

„Und was dann?"

„Dann drängte ich ihn von mir und sagte, daß ich, was weiter geschähe, dir getreulich melden würde."

„Und er?"

„Ließ ab!"

„Und er hat dich nicht auf den Mund geküßt?"

„Nein, nur hier!" Und sie wiederholte das Deuten mit dem Zeigefinger; aber die Hand zitterte dabei: „Nur hier. Lösch es weg!"

Da fiel er mit dem Heißhunger des Verschmachtenden mit beiden Händen um ihren Hals und überhäufte sie mit Vorwürfen und mit Küssen. Sie lehnte den Kopf langsam in seinen Arm zurück und schloß die Augen. Nun war der Sieg gewonnen. Nun wird Immanuel sie nie wieder vernachlässigen, sich nie wieder zwei Monate nicht um sie kümmern. Nun war sie seiner sicher. Und aus der bittersten Empfindung, die sie im Leben gequält hatte, wuchs ihr ein

Bewußtsein des Glücks, das sie ganz in Seligkeit einhüllte, sie und ihn.

Hatten sie doch beide um einander gebangt, sie wie verlassen, er wie behext. Nun war der Bann gebrochen. Mit einer fürchterlichen Warnung, die ihm die Gefahr gezeigt und die Kostbarkeit, die er thöricht aufs Spiel gesetzt hatte.

Aber sie sollte dem Dämon, der ihn gefangen gehalten, der ihn so ganz in Anspruch genommen hatte, nicht gram sein. Das Werk, das er zu vollenden im Begriff stand, war eine Erlösung von andrer Haft, und es gab ihn ihr wieder so rückhaltlos, wie sie ihn nie zuvor besessen hatte.

Er nahm die beschriebenen Blätter und legte ihr den ganzen Wust auf die Kniee und mit dem Werk sein Selbst und seine Zukunft. Und sie führte segnend und kosend zugleich beide Hände über den Schatz aus bekritzeltem Papier, der ihm so viel bedeutete, der sie so viel Sehnsucht, Angst und Thränen gekostet hatte.

Hoffte er doch von ihm das Glück, den Ruhm und den Erfolg, der sie beide auch vor der Welt vereinen sollte. Und sie teilte diesen Glauben mit ihm, wie jeder das am leichtesten glaubt, was er am liebsten glaubt.

Was aber war ihnen heute die Welt! So weit das Gasglühstrümpfchen von der schmalen Decke leuchtete und ein lang entbehrtes unsagbares Glück, zwei gute Menschen, die sich über alles liebten, bestrahlte, der knappe Ring war heut' ihre ganze Welt, und was darüber hinaus im Schatten lag, war wenigstens auf Stunden für sie verschwunden und vergessen.

Trotzdem existierte diese vergessene Welt noch und sie schlug von allen Türmen jede abgelaufene Stunde und, nachdem die beiden Liebenden diese eherne Mahnung erst arglos, dann geflissentlich überhört hatten, kam sie doch so glockenhell eindringlich wieder, daß mit jedem einzelnen Schlage die Wirklichkeit näher und deutlicher aus dem Dunkel trat und endlich mit ihren Forderungen unabweisbar vor den Entzückten dastand.

Nanda erschrak zuerst und zog ihr eigenes Uehrchen. Das bestätigte nur, was die Dorfglocke geschlagen hatte.

„Um Gottes willen, wenn's Papa heut' einfiele, den

Abend daheim zu verbringen. . . . Oder wenn sie mich bei Tante Mathilden abholen wollten und nicht fänden. . . . Wann geht der nächste Zug?"

Immanuel sah nach. „In zehn Minuten, und dann eine Stunde lang keiner mehr."

„Um Gottes willen! In zehn Minuten können wir ja kaum den Bahnhof erreichen und . . ."

Sie griff nach ihren Sachen und warf Hut und Mantel mehr über sich, als daß sie sie regelrecht festhakte. Die Schleifen knüpfte sie auf der Treppe. Immanuel langte nur nach Hut und Regendach. Und so rasten sie in Eile davon, Arm in Arm, eng aneinander gedrückt, unter einem Schirm gegen Wetter und Wind ankämpfend. Sie beschleunigten ihre Schritte bis zum Laufen, denn sie meinten das Rollen und Fauchen des von Lichterfelde her kommenden Zuges schon in den Ohren zu haben.

Kaum, daß sie außer Atem die Dammhöhe erreicht hatten, sahen sie auch schon, wie zwei Augen eines rasenden Ungeheuers, die gelben Laternen durch Nacht und Nebel dahersausen, doch immerhin noch in solcher Entfernung, daß sie zu herzlichem Abschiede Zeit zu haben glaubten.

„Gott sei gelobt, daß ich noch mitkomme. Die Angst hätte mir sonst die letzte Stunde unsres schönen Zusammenseins verdorben."

„Und wann seh' ich dich wieder?"

„In zwei Monaten!" rief sie spöttisch.

„Nein, morgen, Schatz, morgen ganz gewiß!"

„Morgen? Nein. Aber in drei Tagen!"

„Wann? Wo?"

„Ich sagte dir doch, du kannst mich ungeniert zwischen vier und sieben Uhr jeden Nachmittag besuchen. Papa ist um diese Zeit nie daheim, und du gibst dich einfach für den Arzt, Doktor so und so, aus."

„Für den Arzt? Du bist doch nicht etwa krank?"

„Doch, vor Sehnsucht nach dir. Und dem Dienstmädchen werd' ich sagen, daß ich leidend wäre und nach dem Arzte geschickt hätte."

„Du krank? . . . Male doch den Teufel nicht an die Wand."

„Bist du abergläubisch, vorurteilsloser Freidenker?" Und sie lachte, daß es auf dem offenen Bahnhofe trotz des Windes wiederklang.

Der Zug stand aber schon über eine Minute still, und Nandas Lachen ward jetzt von der befehlenden Unteroffiziersstimme des Stationschefs übertönt, der dem Lokomotivführer sein: „Ab-farren!" kommandierte.

Nanda entwand sich Immanuels Umarmung und lief, so schnell sie's vermochte, an den Zug, der sich bereits langsam in Bewegung setzte.

Der Geliebte sah ihr ängstlich nach, ob sie denn auch noch einsteigen könnte und nicht etwa fehlträte und ausglitte.

Der Stationschef schrie: „Zurrückbleiben!" und fluchte dazu in seinen Schnurrbart.

Aber ein menschenfreundlicher Insasse hatte bereits die Wagenthür geöffnet und half der Eiligen das Coupé gewinnen trotz des wiederholten Gegenbefehls des bärbeißigen Mannes mit der roten Mütze, der, einer auf zwei Beine gestellten Birne gleich, nun hurtig dahergelaufen kam, den ungehorsamen Fahrgast eigenhändig zurückzuhalten.

Er kam aber zu spät, das verhüllte Fräulein war schon drinnen, und so ließ er es „in drei Teufelsnamen" drinnen. Weil aber der Abteil vorschriftswidrig offenstehen geblieben war, lief er dem fahrenden Wagen so weit nach, um der Thüre einen kräftigen Schwung zu geben, daß sie laut schallend ins Schloß knallte.

Weder der zornschnaubende Beamte noch Winkler, der in Glück verloren dem rasselnden Zuge mit feuchten Augen nachblickte, hörte den gellenden Schrei, der diesem Thürzuknallen folgte.

Nanda war beim Einsteigen mit dem feuchten Saum ihres Kleides an irgend einem Nagel oder Span hängen geblieben und hatte sich flink niedergebückt, um ihr Gewand freizumachen. Dabei hatte sie die rechte Hand ein wenig weiter vorgestreckt, als der Rahmen reichte, so daß ihr der jähe Wurf das vorderste Glied des Mittelfingers zwischen Thür und Leiste klemmte und den Knochen zerschmetterte.

Mit dem Schrei sank die Unglückliche ohnmächtig zu-

sammen. Wohl öffnete der Fahrgast, um sie zu befreien, zum zweitenmal für sie die Thür und rascher als das erste Mal. Aber er konnte das arme Fräulein nicht sogleich aus seiner Betäubung wecken und verlor beinahe selbst die Besinnung, als er den Schaden sah, den Hast und Uebereifer angerichtet hatten.

Er besaß so viel Geistesgegenwart, den Stationschef in Tempelhof um Träger und um einen Wagen telegraphieren zu lassen, welche die Bewußtlose auf dem Anhalter Bahnhof erwarten sollten.

Noch ehe sie anlangten, schlug Nanda die Augen auf und stöhnte vor Schmerzen. Der Mann band die blutende Hand in das Taschentuch, das ihm die Kranke reichte, ließ sich ihre Wohnung sagen und geleitete sie auf ihren Wunsch im Wagen nach Hause.

Es war ein einfacher Arbeiter, der matt und müde vom Tagewerk heimkehrte. Das Mitleid mit der verunglückten Dame, die so seelenvergnügt zu ihm ins Coupé gesprungen war, sprach beredt aus seinen Augen. Als er die Stöhnende in der Eichendorffstraße aus der Droschke hob, fragte er von selbst, ob er nicht gleich mit dem nämlichen Fuhrwerk den Doktor holen sollte.

Sie bat ihn auch um diesen Dienst, nannte den Namen und die Wohnung des Arztes, hieß ihn, den Rest des Geldes, das sie ihm die Kutsche zu bezahlen gab, behalten und fügte mit einem festen Blick in die teilnehmenden Augen hinzu: „Wenn Sie jemand fragt, wo mir das Unglück widerfahren sei, so antworten Sie: Auf der Wannseebahn, auf der Station Großgörschenstraße. Wollen Sie?"

Der Mann aus dem Volke bejahte und stieg in den Wagen, nachdem Nandas Mädchen auf heftiges Klingeln der Hausthürglocke bestürzt auf die Straße gekommen war und die halb Ohnmächtige in Empfang genommen hatte. Aus ihren zusammengepreßten Lippen kam bloß ein leises Wimmern.

Oben angelangt, gab das Fräulein nur den einen Befehl, sie in ihrer Werkstatt zu betten, wo für den Arzt und dessen Vorbereitungen mehr Platz war als in ihrem engen Schlafkämmerlein. Wenn sie nur endlich kämen, die Aerzte,

oder doch einer, der aber mit allem, was sie mitzubringen befohlen hatte im Bewußtsein ihrer Lage.

Der Vater war nicht zu Hause. Nanda war's so lieber. . . .

Als der Geheimrat in später Stunde heimkehrte, fand er alle Zimmer erleuchtet und darin zwei Herren in weißen Schürzen um seine Tochter beschäftigt. In einem erkannte er seinen Hausarzt. Eine Wärterin in weißer Haube trug blutberonnene Becken an ihm vorbei. Die Operation war bereits vorüber, und Nandas schöne kunstfertige Hand um ein Glied ihres Mittelfingers verstümmelt. Er war erst vor Schrecken wie gelähmt. Dann hatte er hundert Fragen auf der Zunge. Aber die Aerzte verboten alles Anreden und jede Belästigung der Kranken, die mit geschlossenen Augen im Wundfieber lag.

Schweigend stand der alte Herr von Wesselbrunn, die Finger beider Hände ineinander gekrampft, mit stieren Augen, die aus dem mageren Schädel sich zu drängen schienen, vor dem Schmerzenslager seines einzigen Kindes. Eine Thräne lief der andern nach über die blasse Wange und etliche aus dem korrekten Strich losgegangene weiße Haare zitterten heftig, vom Lampenschimmer versilbert, über der hohen kahlen Stirne.

Auf einmal quälte es ihn wie neue Angst und er eilte dem abgehenden Arzt ins Vorzimmer nach. Ihn gegen alle seine Gewohnheiten am Aermel fassend, fragte er: „Der Finger zerschmettert . . . um ein Glied verkürzt . . . wird sie denn wieder malen können?"

Mit jenem halben zweideutigen Lächeln, mit welchem die Aerzte Unabwendbares so freundlich als möglich mitzuteilen meinen, versetzte der Gefragte: „Malen? In der nächsten Zeit natürlich nicht. . . . Für später wird unsre liebe Patientin wohl irgend eine Hilfe sich erfinden, um trotz des kleinen Fehlers ihre Pinsel mit der gleichen Geschicklichkeit zu handhaben, wie vor dem Unfall. Es bilden sich ja alle Organe nach ihrem Gebrauch. Und der Mensch, wenn er will und muß, ist sehr erfinderisch. Das wird sich auch an Fräulein von Wesselbrunn bewähren. Ich zweifle keinen Augenblick. Allein von heut auf morgen wird's freilich nicht

erlernt werden und Geduld und Weile kosten. Machen Sie ihr indessen das Herz nicht schwer. Und heute vor allem und die nächsten Tage: Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe . . . Gute Nacht, Herr Geheimrat!"

Dieser stand starr im Vorzimmer und vergaß dem wackeren Chirurgen den Gutenachtgruß zurückzugeben. Er zögerte noch ein wenig und führte die gerungenen Hände an seinen stummen Mund. Dann lief er in sein Schlafzimmer, sank vor dem nächsten Stuhl in die Kniee, legte seinen Arm und sein Angesicht darauf und stöhnte: „Nicht malen, nicht malen können!" indessen ihm die Thränen wider Willen über Knöchel und Gelenk liefen.

Und es war nicht nur das Mitleid des Vaters mit den Schmerzen und der Verstümmelung seines Kindes, sondern eine furchtbar packende Angst vor der eigenen Zukunft, die ihm im Lichte dieser Nacht jählings ein ganz andres Gesicht zeigte, als noch eine Stunde vorher.

Aber nur Ueberraschung hatte ihn also überwältigen können. Alsbald besann er sich, daß diese Haltung eines Verzweifelnden sich für einen ehemaligen Geheimen Oberregierungsrat nicht ziemte. Er erhob sich steif, mit unbewegter Miene, wechselte Rock und Schuhe und ging auf den Zehen in seiner Tochter Werkstatt hinüber, wo er trotz der Wärterin die Nacht verwachte.

Siebentes Kapitel.

Es kommt zuweilen vor, daß reife Männer auf einmal lebhaftes Gefallen aneinander finden, ohne dafür einen genügenden Grund angeben zu können. Sie führen wohl dies und jenes Motiv an, aber was sie sich nicht eingestehen, worüber sie sich meist selbst gar nicht klar werden, ist, daß, was sie zu einander zieht, eine seltsame, meist nichts weniger als erfreuliche Neigung für ein und dasselbe weibliche Wesen ist, das den Gedanken des einen wie des andern Ziele weist und seine Wünsche richtet.

So war Wendewalt überzeugt, daß er sich für den ihm wildfremden Sozialisten Immanuel Winkler nur deshalb in Eifer setzte, weil er einmal in dessen Rede vor Gericht eine nicht gewöhnliche Begabung vermerkt hatte und dann durch ein persönliches Zwiegespräch in dieser guten Meinung bestärkt worden war; er redete sich überdies ein, daß es klug und verdienstlich sei, solch einen jungen Mann von politischen und oratorischen Fähigkeiten der gemeinschädlichen Partei ab- und, wenn möglich, der eigenen zuzuwenden. Diese seine Absicht erschien ihm um so einleuchtender, als der Sohn des seligen ordentlichen Professors der Nationalökonomie von Haus aus kein proletarischer Rüpel, sondern ein wohlerzogener Mensch mit den Manieren der guten Gesellschaft war. An Talenten war im heutigen parlamentarischen Treiben gerade kein Ueberfluß zu verzeichnen. Weder des Landrats Partei noch auch die andern konnten mit allzuvielen Staat machen. Der fromme Wunsch, sich aus einem jung aufstrebenden Genie einen Parteigenossen nach seinem Vorbild, gewissermaßen einen Mitstreiter aus seiner Schule groß zu ziehen,

erschien ihm ebenso verdienstlich fürs allgemeine Wohl, als erquicklich für sein eigenes inneres Ausleben. Welchen Schatz von Erfahrungen, welche Menge persönlicher Beobachtungen, die er seit zwanzig Jahren im politischen, administrativen und parlamentarischen Treiben gesammelt hatte, konnte er solch einem gelehrigen Jünger aufschließen. Welch eine Freude würde es ihm bereiten, wenn der von ihm Erkorene und Ausgerüstete seine ersten Lorbeeren erstritte.

So begründete der gute Landrat vor sich selber die Teilnahme, die er mehr und mehr, seit Seegräbers Besuch, für den in zweiter Gährung begriffenen Sozialpolitiker empfand; aber es fiel ihm nicht ein, daß seine Gedanken nur deshalb gern zu diesem zurückkehrten, weil sie dabei den Umweg über Nanda von Wesselbrunn zu machen hatten. War er doch an jenem wunderlichen Abend, da er für das schöne Wesen Feuer gefangen hatte, mit Winkler persönlich bekannt geworden. Hatte er doch wiederholt mit ihr und bis jetzt fast nur mit ihr über ihn ausführlich gesprochen. Und war Winkler ihm nicht durch seine Beziehungen aus der Kinderzeit in einen gewissen Zusammenhang mit Nanda gebracht? . . .

Hätte der gute Landrat ahnen können, daß jene Beziehungen aus der Kinderzeit bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wurden und in welcher Weise dies geschah, er würde wohl eher diesen glücklichen Bettler zu verderben getrachtet, als ihm hilfsbereit die Mittel und Wege zum Emporkommen gewiesen haben. Aber von der Innigkeit und Dauerhaftigkeit dieser Beziehungen ahnte niemand etwas, und der Landrat erst recht nichts, denn er war in ehrlicher Liebe zu Nanda entbrannt, und Liebe, die den einen hellsehend macht, macht den andern blind.

Immanuel dagegen, den Nanda von Wendewalts Neigung und Verehrung immer unterrichtet hatte, empfand eine Ueberraschung von zweierlei Geschmack, als er am andern Tage, nachdem er seine Geliebte wiedergesehen hatte, den Brief eines bekannten Verlegers erhielt, welchen jenes Mitglied des Reichstags auf ihn und sein Werk aufmerksam gemacht hatte. Der Landrat mußte sogar sehr warm zu seinen Gunsten gesprochen haben, denn der wackere Buchhändler bewarb sich in Ausdrücken nicht gewöhnlicher Hoch-

achtung um die Uebermittelung des Manuskripts, das er gern verlegen würde, wenn seine Beurteilung mit der des Herrn Landrats gleichen Schritt hielte, woran er bei der großen Wertschätzung des vielverdienten Parteimannes übrigens gar nicht zweifelte.

Immanuel war nicht verwöhnt. Es war ihm, als risse diese Vermittelung die bis heute so fest verschlossenen Thore des Ruhmes und des Erfolges sperrangelweit vor ihm auf, daß er nur so geradehin einzutreten und Besitz zu ergreifen brauchte; und wie mit Glücksgefühl und Dankbarkeit füllte sich sein ganzes Wesen aus. . . .

Aber halt! Von wem kam ihm diese Förderung? Von dem unverschämten Eindringling in sein Liebesglück, von einem frechen Junker, der sein Weib zu küssen gewagt hatte und gar nicht gesonnen schien, von eigenwilliger Bewerbung endlich abzustehen. . . .

Freilich, erreicht hatte jener mit seiner Zudringlichkeit nichts oder so viel wie nichts. Er, Immanuel, war doch der Glückliche im Besitz, und wie glücklich war er just in diesen Tagen nach der herrlichen Wiedervereinigung mit seiner Liebsten. Er konnte den andern auslachen, wenn auch des heiligen Geheimnisses halber nur für sich. Und da der andere nicht wußte, wem er half, warum sollte er die Hilfe des Einzigen ausschlagen, der ihm unverhofft und uneigennützig Hilfe bot und wahrlich Hilfe in der Not?

Denn, so kärglich er gelebt, so sorglich er die elenden Groschen seiner Barschaft zusammengehalten hatte, sie waren doch im Verschwinden, und, da er tagaus tagein ausschließlich mit der Niederschrift seines Buches beschäftigt gewesen war, hätte er, selbst wenn ihm Gelegenheit dazu geboten worden wäre, nichts andres schreiben können, um Geld zu verdienen. So war ihm nichts übrig geblieben, als sich durch eine Zeitungsannonce um Unterrichtsstunden zu bewerben, die er nach Abschluß seines Werkes in Gottes Namen bis auf weiteres erteilen wollte, um nicht platterdings zu verhungern.

Da war der Brief des Verlegers gekommen. Von Honorar sprach dieser zwar noch nicht. Und ob bei einem Werke so ernsten und nicht immer leicht lesbaren Inhalts

gleich eine saftige Vergütung zu erhoffen wäre, blieb selbst dem Autor fraglich.

Aber Winkler wollte gern noch eine Weile warten und sich des Lebens Notdurft im Taglohn verdienen, wenn sein Buch erschien, bei solchem Verleger erschien und bald erschien. Davon hatte der Mann geschrieben, daß er mit Druck und Ausgabe nicht zögern würde, da nach allem, was der Landrat ihm verraten hatte, der aktuelle Wert dieser Schrift ihr baldiges Erscheinen bedingte.

Und solch ein Angebot sollt' er unbeantwortet lassen oder gar ablehnend beantworten? Würde denn jemals eine Gelegenheit wie diese wiederkehren? Derlei plötzliche Zuneigung des Glücks will erfaßt und festgehalten werden; mit ihrer ersten Neigung verschmäht, kehrt Fortuna zu solch einem Thoren nie wieder zurück. . . . Rasch zugegriffen!

Schon die Feder auf dem Briefbogen, um für das Angebot zu danken und seinen Besuch im Verlagsgeschäft anzukündigen, stockte er noch einmal. Wenn Nanda die Veranlassung gegeben hätte, wenn *sie* den Landrat gebeten hätte, für ihn zu wirken? . . . Dann niemals!

Aber das war nach ihren Abmachungen ausgeschlossen. Und seiner Nanda war er immer und überall sicher. Uebrigens war morgen jener dritte Tag, an welchem sie seinen Besuch erwartete; da konnt' er ja fragen, ob sie ahnte, wie diese Vermittelung ergangen wäre und ob sie überhaupt etwas dazu beigetragen hätte.

Was sich mit ihr vor zwei Tagen ereignet in einem Augenblick, da er noch den Druck ihrer Hand in der seinen gefühlt hatte, davon wußte Winkler nichts. Alle Zeit seiner Arbeit widmend, las er so wenig als möglich andres, als was eben zu dieser Arbeit gehörte, und in der Zeitung überflog er jetzt nur die politischen Telegramme und die Reichstagsverhandlungen. Alles übrige und besonders die kleinen Notizen aus dem Leben und Treiben der Hauptstadt erhielten keinen Blick. Was kümmerten ihn die Leute!

So kam's, daß er auch die Notiz übersah, die allgemeine Teilnahme hervorrief, die Notiz, die durch alle Blätter lief, daß die rühmlich bekannte Fächermalerin Fräulein von Wesselbrunn durch eine kleine Unvorsichtigkeit beim Schließen einer

Waggonthüre im fahrenden Wannseebahnzuge verunglückt sei und dabei drei Finger der linken Hand eingebüßt habe. Und auch die am andern Tage folgende Berichtigung, daß es nicht drei, sondern glücklicherweise nur ein Finger, aber nicht der linken, sondern der rechten Hand gewesen, und das Befinden der hochbegabten Kranken ein recht bedenkliches sei, entging ihm ebenso wie die des Morgenblattes am dritten Tage, daß die allgemein bedauerte Patientin die Operation am rechten Mittelfinger gut überstanden habe und sich nunmehr auf dem Wege der Besserung befinde. Es sei begründete Hoffnung vorhanden, ihre Geschicklichkeit ihrer Kunst erhalten zu sehen.

Also arglos war er noch am Morgen des dritten Tages in die Stadt gegangen und hatte aller guten Dinge voll mit dem Verleger über sein Manuskript verhandelt. Er konnte bald merken, daß Wendewalt hier günstig vorbereitet hatte. Der Vorbehalt, daß das Geschriebene vor der Entscheidung von einem Fachmann beurteilt werden sollte, lag ja in der Natur der Dinge. Der redliche Wille des Buchhändlers stand außer Zweifel. Fiel die Beurteilung günstig aus, so lautete der Vorschlag halbpart nach Abzug der Herstellungskosten und Abrechnung nach jedem 1. Juli vom nächsten Jahr ab. Das war nicht unbillig, bei einem Erstlingswerk schon gar nicht. Aber dabei war vor anderthalb Jahren auch im günstigsten Falle kein Geld zu gewinnen. Der Kaufmann mochte nicht übersehen, wie sich bei dieser Aussicht die Miene seines neuen Klienten verlängerte. Die Zwiesprach stockte. Da hielt er für geraten, hinzuzufügen, daß er auch früher abrechnen würde, wenn die Auflage früher vergriffen werden würde, und daß es dem Verfasser vielleicht genehm wäre, unter allen Umständen gleich nach der Drucklegung ein vorläufiges Honorar von hundert, oder sagen wir zweihundert Mark abzuheben, das unter die „Herstellungskosten" verrechnet werden möge.

Der arme Teufel, der darauf gefaßt gewesen war, einem Kontrakte zuzustimmen, der ihm lediglich das Erscheinen seines Werkes im Buchhandel ohne jegliche Vergütung zusicherte, war von diesen Aussichten sehr erbaut, nahm von seiner Handschrift fröhlichen Abschied und begab sich aus

dem Buchladen geradewegs auf die Königliche Bibliothek, um die Zeit bis zur Stunde seines Stelldicheins nutzbringend zu verwerten.

Schlag Viere zog er, nicht ohne Neugier, wie er auf dieser Schwelle empfangen werden würde, die Klingel an Wesselbrunns Wohnung. Aber das Dienstmädchen ward kaum des Besuchers ansichtig, als es, ehe dieser noch das Lügenwort fand, ihm höflich zuvorkam mit der angelegentlich vorgebrachten Frage: „Der Herr Assistenzarzt, nicht wahr?"

Winkler hatte nur vornehm zu nicken.

„Es geht heute schon viel besser," beeilte sich die Magd hinzuzufügen. „Der Herr Professor würden heute gewiß zufriedener sein als gestern."

Was war das für eine Komödie? Wer war der Professor? Und wem ging's besser? dachte Winkler, den Mantel an den Schragen hängend, doch hütete er sich, seine Ueberraschung merken zu lassen, und trat würdevoll durch die Thüre, die das Mädchen vor ihm öffnete.

„Du hattest recht, als du sagtest, man soll den Teufel nicht an die Wand malen," sprach Nanda lächelnd, von ihrem Sofa ihm die linke Hand bietend. Und nun erst ward dem Staunenden kund, was ihr widerfahren war und wie sie's getragen hatte.

Dem also bitter Ueberraschten ward es nicht leicht, sich mit der Versicherung zu befreunden, daß keine Gefahr mehr obwalte, daß die Schmerzen nur mehr gering und die völlige Genesung sicher sei; die blassen Züge der Geliebten, die er so ganz anders wiederzufinden geglaubt hatte, die verbundene Hand, die nichts und niemand berühren durfte, ließen keine Beruhigung in ihm aufkommen. Er überhäufte sich mit Vorwürfen, und Nanda hatte viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ihn keine Schuld träfe, die ihr nicht um so schwerer zufiele.

Die Hand verstümmelt! Ueber den Schönheitsfehler lachte sie, zwang sich zum Lachen. Sie würde wohl auch so noch gefallen, wo sie gefallen wollte, und sie wollte nur ihm gefallen. Aber eine andre Sorge ward sie nicht recht los, obschon sie selbst mit Galgenhumor darüber scherzte. Wie wird's mit dem Malen gehen? Einstweilen war ja noch

alle Bewegung verboten. ... Aber dann? Wird sie den Pinsel mit zwei Fingern führen können, wie andre mit dreien?

Immanuel glaubte das mit voller Zuversicht bejahen zu sollen.

Die Freundin lächelte dazu stumm vor sich hin. Ein merkliches Bangen war über ihr.

Winkler meinte, in Bälde würde doch auch der arme Mittelfinger wieder mitthun.

„Hoffen wir's zu Gott," antwortete Nanda mit einem Seufzer, „. . . denn sonst. . . . Ich mag nicht daran denken . . . heute nicht . . . es könnte einen verrückt machen. Reden wir von etwas anderm."

Sie kamen aber weiter nicht mehr dazu, von viel anderm zu reden, so gerne sie's gethan hätten, denn das Uehrchen an der Wand schlug Fünf, und für den Assistenzarzt eines vielbeschäftigten Chirurgen war ein Krankenbesuch von einer vollen Stunde reichlich lang.

Immanuels Gegengründe richteten nichts aus, und sein Bedauern wuchs noch, als er hörte, daß der Herr Assistenzarzt es bei diesem einen Besuch bewenden lassen und geduldig abwarten müßte, bis die Patientin wieder ausgehen und ihm anderswo ein Stelldichein geben könnte.

Warum denn das?

Weil Nandas Vater seit dem Unfall seiner Tochter wie ausgewechselt war und alle seine Gewohnheiten verändert hatte. Während er sonst die Nachmittage immer auf dem Büreau der Bank verbrachte, der er seit einiger Zeit Dienste eines Syndikus zu leisten vorgab, und seine Wohnung vor sieben Uhr abends nie betrat, war man jetzt niemals sicher, daß er nicht plötzlich in der Thüre stand und mit verzweifelter Miene nach seiner Tochter Befinden sich erkundigte. Sie sprach mit unverhohlener Besorgnis von dem veränderten Wesen des alten Mannes. Es war ihr manchmal, als machte er sich Vorwürfe, sie nicht genauer überwacht zu haben; er versicherte, sie nicht wieder allein über die Straße, geschweige gar über Land gehen zu lassen; dann schalt er übers Radfahren, obgleich ihr auf dem Rade niemals etwas geschehen war. Auch des Nachts kam er manchmal in ihr

Zimmer und fragte, wenn sie wach war, ob er ihr nicht helfen könnte. Sie hörte ihn dann noch stundenlang in der Wohnung umgehen, wie ein Gespenst, das keine Ruhe findet und von einem Fluch oder einer Sorge umgetrieben wird. Das machte Nanda bang. Sie behauptete, ein Unglück käme selten allein, und es müßte etwas Besonderes geschehen sein, das den Vater um Schlaf und Rast brächte, oder er sähe ein Unheil voraus, das abzuwenden nicht in seiner Macht läge. Die Besorgnis um ihr Befinden allein könnte ihn unmöglich also aufregen, jetzt gewiß nicht mehr, da der Arzt (der wirkliche, nicht bloß sein lieber „Assistent") mit ihrem Befinden wohl zufrieden war. . . . Er stand manchmal wie ein wandelndes Rätsel vor ihr, zumal er nur gleichgiltige Worte über die blassen schmalen Lippen brachte und offenbar von dem nicht zu sprechen wagte, was ihm schier das Herz abdrückte.

So war sie mehr um des Vaters als um ihre eigene Gesundheit besorgt. Sie wollt' es zuerst nicht gestehen, aber er kam ihr manchmal wie geistesabwesend — Gott verzeih's — wie gestört vor.

Im normalen Zustande verhielt sich ein Mensch nicht so, wie er sich jetzt manchmal gab. Um Himmels willen, nur das nicht. . . . Wir hatten schon einmal einen in der Familie. . . .

Sie deckte mit der gesunden Hand beide Augen, wie um ein aufdringliches häßliches Bild zu verscheuchen. Da klingelte es an der Hausthüre. Beide schraken ein wenig zusammen. Keiner sprach ein Wort. Sie sahen sich nur gespannt abwartend an. Nanda lächelte ein wenig, wie immer, wenn sie Immanuel gerade ins Gesicht sah. . . .

Sie horchte auf den Schritt, den sie kannte. Aber es kam nur die Magd mit einem Briefe, den der Postbote gebracht hatte.

Nanda jedoch dankte dem Herrn Assistenzarzt, noch ehe die Magd das Zimmer wieder verlassen konnte, für seine außerordentliche Geduld und Güte und befahl der Dienerin, dem Herrn Doktor das Geleite zu geben.

So konnte er sein Bleiben unmöglich verlängern, und das war gut, denn er war noch keine zehn Schritt weit auf

der Straße gegangen, als er dem Geheimrat begegnete, der ihn überrascht anschaute, als hätt' er ein Gesicht aus vergangenen Zeiten vor sich, das ihm bekannt wäre und von dem er doch nicht recht wüßte, wem es gehörte. Hätt' er ihn oben bei Nanda gefunden, er hätt's wohl gewußt und dem angeblichen Assistenten auf den Kopf zugesagt, daß er der nichtsnutzige Winkler sei, über dessen Treiben sein braver Vater sich im Grab umkehrte und der gar nichts bei seiner Tochter zu suchen hätte.

Nein, Vater, kannst ruhig schlafen und sollst mit deinem Immanuel bald zufrieden sein, sagte Winkler innig in sich hinein, ohne sich nach Nandas Altem umzukehren, der noch eine Weile stehen blieb, ihm nachzugucken, und sich fragte: Wo hab' ich denn das freche Gesicht schon einmal gesehen?

Als aber der verdächtige Mensch um die Ecke bog, vergaß er seiner, und die Sorge trieb ihn um so rascher, nach seinem Kinde sich zu erkundigen, um das er sich sonst nicht in Wochen so viel gekümmert hatte, wie jetzt an einem Tage.

Er saß eine Weile neben Nanda, manchmal ein Zeichen der Ungeduld nicht unterdrückend. Dann, wie wenn es jetzt endlich, ohne aufzufallen, geschehen dürfte, ging er vor die beiden Staffeleien und wiederholte die Bemerkungen, die er tagtäglich wenigstens einmal zu äußern pflegte: „Der eine Fächer ist ja fast fertig ... ja, gewiß ... du wirst wenig mehr daran zu thun haben, um ihn zu vollenden und zu verkaufen. ... Am andern freilich ... ei ja, am andern fehlt noch viel. Alles nur skizziert ... schade. ... Wie fühlst du dich, Kind?"

„Müde, Vater, und auch du scheinst recht müde, du solltest ruhen."

„Wenn man's könnte, wie man wollte, wär's eine schöne Sache ums Ruhen," sagte der sorgenvolle Mann, streifte die Haare seines Kindes leichthin mit geschlossenen Lippen und riegelte sich in sein Zimmer ein, um nach ein paar Stunden den kurzen Besuch so ziemlich in der nämlichen Weise zu wiederholen und zu beenden.

Nanda heftete die Augen auf die Thüre, die sich hinter dem Alten geschlossen hatte, als könnte sie von ihr Antwort auf die Fragen ablesen, die das Gebaren des Vaters

in ihr erregte. Aber die Lampe im Zimmer zeigte nirgends auf Schrift, und sie ward nicht klüger aus dieser Unruhe. Eines freilich war klar: sie war sehr zur Unzeit verunglückt. Väterchen hatte wieder einmal große Ansprüche an die Erträgnisse ihrer „weiblichen Handarbeit" zu stellen — und sie war außer stande, zu verdienen. Unseliger Zwischenfall!

Und doch, wenn sie an die Wonne des Wiedersehens, an die Wiedereroberung ihres ganzen Immanuels dachte, da schienen ihr Sieg und Seligkeit jenes wilden Regenabends nicht zu teuer erkauft mit ihren Schmerzen und Sorgen.

Aber die Sorgen waren groß und treibend. Darum that sie beflissen alles, was der Arzt verlangte, rührte an kein Pinselchen, solang er's nicht erlaubte; sobald er's aber — freilich nach Wochen erst — wieder gestattete, säumte sie keinen Augenblick, zu versuchen, wie's denn ginge mit der merkwürdig ungeschickt gewordenen Hand.

Zu seltsam, wie doch ein Glied am andern hängt, ein Glied die Thätigkeit der übrigen bedingt. Was fehlte denn viel an der sonst so gefügigen Rechten? Ein winzig Knöchelchen, von dessen Dasein sie nie vordem acht genommen hatte, nicht viel mehr, als ihr Fingernagel deckte — und doch war's jetzt, als hätte man ihr die Hand ausgewechselt und ihr ein ungeschicktes ungelehriges Klötzchen angehängt, das gar nicht zu ihr gehörte und mit dem sich nichts Rechtes anfangen ließ. . . .

Das waren Stunden, das waren Tage zum Verzweifeln. . . . Sie aber wußte, daß beim Verzweifeln nichts herauskäme, wappnete sich mit siebenfacher Geduld und versuchte, versuchte. . . .

Sie machte die deutliche Wahrnehmung, daß sie mit derartigen „Versuchen" der guten alten Arbeit nichts nützte und, statt zu vollenden, was nur noch unfertig war, das bereits Genügende verdarb.

Also halt und schule dich anders!

Sie begann gewissermaßen noch einmal von vorn. Sie machte sich nach und nach ein eigenes Verfahren zurecht. Ihr wollte scheinen, es geläng' ihr, und der Stummel ge-

horchte nach und nach, wie vordem der unverkürzte Finger. Sie fühlte sich stolz in der Ueberlegenheit auch über dies Mißgeschick und wagte sich endlich wieder an die unterbrochenen Arbeiten.

Darüber waren aber zwei Monate vergangen, und es war Winter geworden, ein nasser lauer charakterloser Winter, der keinen Schnee hervorbrachte und kein Wasser gefrieren ließ. Oefter als sonst um Jahreswende schien die Sonne so hell, als wollt' es schon Frühling werden, um bald danach durch dauerhaften Regen und Schmutz die leichtgläubigen Menschen zu verhöhnen.

Mit tropfnassem Mantel, aber fröhlichen fast übermütigen Gesichts hatte Nanda sich eines Nachmittags in das elegante Magazin begeben, das sonst die Vollendung ihrer jüngsten Fächer mit Ungeduld erwartete und ohne Umstände honorierte.

Sie mußte staunen über den wider alle Gewohnheit frostigen Empfang. Man that ihr gegenüber erst verlegen, dann wurde man ziemlich brutal und sagte glatt heraus, durch die lange Unterbrechung in ihrem Hervorbringen habe man notgedrungen die Käufer auf andre Eigentümlichkeiten verweisen müssen. So wären gemalte Fächer außer Mode gekommen und man würde Mühe haben, wollte man jetzt den Kunden das Gegenteil von dem einreden, was man ein Vierteljahr lang ihnen mit aller Beflissenheit versicherte. Ueberdies, wenn man's in dankbarer Erinnerung an langjähriges Arbeiten fürs Geschäft auch wollte — und dabei entfaltete der Chef der Firma das neueste Kunstwerkchen Nandas noch einmal und hielt es prüfend vor seinen Kennerblick —, zu solcher Ueberredung fehlte schlechterdings die wichtigste Grundlage. Das hier sei keine Leistung, die sich den früheren anreihen könne. Das sei wie von andrer und viel minderer Hand gemalt. Kein Schimmer der alten Virtuosität. Kein Humor, keine Feinheit in Komposition und Ausführung — oder vielmehr keine Gewalt über die Ausdrucksmittel mehr, um die gedachte Komposition in gefälligen Formen auszuführen und den Humor wirksam zu entbinden. . . . Nein, nein, wir würden Dinger, wie diese beiden, niemand als echte Nandafächer aufschwatzen können. Das

sind minderwertige Leistungen, denen das wundersame Cachet Ihrer einst eigentümlichen Kunstleistung gebricht. Es ist ein Unglück, wir wissen das, allein Sie können mit aller Mühsal nicht mehr, was Sie früher gekonnt haben, da Sie wie spielend Ihre malerischen Scherze auf die matte Seide warfen. Geschäft aber bleibt Geschäft. So sehr wir den Unfall, der das gnädige Fräulein betroffen hat, bedauern, auch im Interesse unsres Geschäfts bedauern, wir können doch nicht dafür aufkommen und uns aus purer Hochachtung eine Fächersammlung anlegen, die sich nicht verkaufen ließe . . . oder doch nur zu so niedrigen Preisen, die nicht viel mehr als Prozente der früheren darstellten. Das wagte der Mann dem Fräulein gar nicht vorzuschlagen. . . .

Das heißt, er sah alsbald an der erstaunlichen Geduld, mit der die sonst so stolze kurzangebundene Dame heut ihre Sachen hartnäckig anbot, in welch peinlicher Verlegenheit sich die Künstlerin nach so langer unfreiwilliger Muße befand, und so ließ der schlaue Kaufmann sich bewegen, den einen der beiden Fächer um ein Spottgeld zu behalten, auch das nur mit verdrießlicher Miene, gleichsam aus Mitleid mit dem invaliden Wesen.

Nanda kam wie betäubt aus dem Laden auf die Straße. Solch ein Abfallen hatte sie nicht für möglich gehalten. Sie glaubte noch jetzt nicht recht an das, was sie soeben erlebt hatte. Das war ja entsetzlich und eröffnete eine Aussicht in die Zukunft, die gar nicht recht zu fassen war. Was sollte sie denn anfangen, wenn sie nicht mehr malen konnte, nicht mehr mit dem Pinsel in der Hand für sich und den Vater zu sorgen vermochte? Es war nicht auszudenken.

Ganz verstört traf sie auf Immanuel und berichtete den überraschenden Mißerfolg. Er zuckte die Achseln und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche. „Willst du wissen, woher der Wind weht, so lies das. Ich dachte dir den Verdruß zu ersparen; nun du aber die Folgen verspürt hast, ist es besser, auch deren Ursache zu kennen.“

„Was ist das?“ fragte Nanda, in dem entfalteten Stück Papier mit den Augen suchend.

Winkler wies mit dem Finger aufs Feuilleton. „Man

könnte es die Rache eines Verschmähten nennen; hier heißt es einfach „Kleinkunstbericht‘“.

Nanda las mit zornigen Augen eine Abschlachtung, die ihr einstiger Gönner, jener feiste Kritiker, der sich ihr so oft aufdringlich genähert hatte, um den ihm gebührenden Dank mit Zinsen der Liebe zu empfangen, nunmehr an ihr vollzog, die sich seine lästigen Besuche verbeten hatte. Das floß über von menschlichem Bedauern und schäumte von Bewunderung ihrer — früheren Leistungen. Aber jetzt sei's aus mit der Künstlerin Nanda von Wesselbrunn. Der Unfall auf der Eisenbahn habe ihr ganzes Können erdrückt, ihre Phantasie geknickt, ihre Technik zerstört. Es sei erstaunlich, daß ein Talent so tief unter seinen einstigen Wert sinken könne. Was sie jetzt zu produzieren versuche — sie konnte sich nicht erinnern, daß er etwas davon gesehen habe —, fordere nur das Bedauern alter Freunde heraus. Sie habe sich ausgegeben vor der Zeit. Der leidige Eisenbahnunfall habe zwar ihrer Schönheit nicht geschadet, allein die Künstlerin getötet.

Nanda hatte nun nicht die geringste Lust, auch nur die Künstlerin in ihr zu begraben. Sie stellte ihren Fächer auf ihre Staffelei zurück und untersuchte ihn mit kritischen Augen. Sie sah wohl Fehler, doch nur dieselben, welche sie auch an den früheren gesehen, nur sie, und die sonst kein Mensch gerügt hatte. Und sie sah auch die alten Vorzüge und lächelte freundlich ihrem Werkchen zu, kreuzte die Arme über der Brust und sprach: „Ich kann's nicht besser und hab's nie besser gekonnt.“

Dann versank sie in trotziges Verzweifeln, dem unschuldig Verurteilten vergleichbar, der machtlos, trostlos, mit voller Menschenverachtung die Dummheit seiner Richter über sich ergehen läßt.

Und der Rückschlag ihrer jüngsten Erlebnisse verschlimmerte sich noch in den nächsten Tagen. Hatte sie bisher ein gewisses Hochgefühl getragen, für ehrliche Arbeit gut bezahlt zu werden und doch ungleich mehr zu geben, als die Empfangenden dafür entrichteten, so schlich unter dem Drucke des Mißerfolges heimlich das Mißtrauen gegen ihr eigenes Können über sie und lähmte ihre sonst so fröhliche Kraft und vergällte ihr Dichten und Trachten.

Wie ganz anders war es derweilen mit ihrem Liebsten bestellt.

Sein Buch war fertig. Welche Freude hatte ihm das allmähliche Vollenden bereitet, das letzte Schaffen, dann das mühselige Korrigieren der Druckbogen, das Feilen und Ergänzen. Er konnte sich nicht genugthun an Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks, denn ihm galt es, zu einem großen Publikum und auch den Ungelehrten einleuchtend und wirksam zu schreiben. Wäre der Verleger nicht gewesen, der Verfasser hätte das Erscheinen seines Werkes wohl noch lange verzögert. Und doch sah er diesem Erscheinen mit herzklopfender Ungeduld entgegen.

In den ersten Februartagen lag's aus. Wo er an einem Buchhändlerladen vorüberging, sah er das anständig ausgestattete Werk mit seinem Namen und mit der Leibbinde „Sensationelle Novität“ oder dergleichen im Schaufenster liegen. Ihm war, als wär' er jetzt erst geboren worden. Und das Glücksgefühl des Lebendigen erfüllte ihn ganz und gar.

Schon vor dem Erscheinen hatten große Tagesblätter spaltenlange Auszüge aus dem Buche gebracht und ihn also mitten in den erregten Streit des Tages hineingezogen. Mit Lob und Verheißungen nicht geringer Art begrüßten ihn die einen, während die andern über Verrat und Verleumdung schrieen und mit allem Wutgebrüll die Richtigkeit der Thatsachen, auf welchen sich seine Beweisführungen aufbauten, doch nicht wegleugnen konnten. Uebel beraten vom ersten Zorn, gingen diese in ihren Ausfällen so heftig und so häufig gegen ihn vor, daß sie durch das Aufsehen, das sie machten, dem verhaßten Buch ungleich mehr Leser warben, als dies die Lobpreisungen ihrer Feinde vermochten.

So war der Erfolg seiner Arbeit unleugbar und groß, und wo der glückliche Verfasser ein Zeitungsblatt aufschlug, gleichviel welcher Richtung, fand er seinen Namen und ein Citat aus seiner Schrift und sonnte sich in den wunderschönen Strahlen einer aufgehenden Popularität. Eines Tages führte in offener Reichstagssitzung ein konservativer Redner lange Sätze seines Buches ins Gefecht, die Gegner hart mit dessen Erörterungen in die Enge treibend. Und

mit welch seelischer Genugthuung las er an einer weißgetünchten Mauer in der Nähe seiner Wohnung die mit Kohle geschriebene Drohung: „Immanuel Winkler, abtrünniger Schuft und bezahlter Polizeispitzel, auch dir sollen alle Knochen im Leibe zerschlagen werden. Und das bald!“

Welche Quittung über großen Erfolg! Er hätte die Inschrift samt der Mauer am liebsten nach Hause getragen und vor seinem Bett aufgestellt.

Ein heftiger Federkrieg entspann sich. Was weiter nun folgen würde, wartete er getrost und geduldig ab. Daß allerhand auch für sein ferneres Leben folgen würde, wußte, fühlte er. „Komm nur an!“ und er dehnte die Brust und sog sie tief ein, die erquickende Luft des Erfolges.

Ein pekuniärer Erfolg war freilich noch lange nicht dabei. Die Auflage war groß und das Exemplar nicht billig. Bis sie alle verkauft und die kontraktlichen Bedingungen vor der Honorarzahlung erfüllt waren, konnt' es noch lange dauern. Aber das störte ihn jetzt im Genusse seines Autorglücks nicht im mindesten. Er war gewohnt, kärglich zu leben, ein Stoiker, der jeden Ueberfluß ohne Murren entbehren gelernt hatte.

Er gab ein paar Stunden jeden Tag und lebte von dem Spottgeld von der Hand in den Mund. Was ihm an Nahrung gebrach, ersetzte die Zuversicht auf nahenden Wohlstand und der Genuß des jungen Ruhms.

Deutschland hatte seit diesem Februar einen angesehenen Schriftsteller mehr. Und das war seines Vaters einziger Sohn und niemand durfte mehr sagen, daß der geliebte alte Herr sich seinetwegen im Grab umzukehren brauchte.

Auch dies Gefühl that wohl.

Also der eine ganz in Siegesbewußtsein eingehüllt, kaum die Erde mit tanzenden Sohlen berührend, die andre tief daniedergedrückt von der Ungunst der Menschen und vom Mißtrauen gegen sich selbst, bildeten die beiden Liebenden ein seltsam widersprechendes Paar. Der eine gab der Stimmung des andern nach oder hatte wenigstens den besten Willen dazu, und doch war's immer etwa so, als spielten sie beide zwar dieselbe ausdrucksvolle Melodie, nur der eine

in Dur und der andre in Moll, und so gab's keinen Einklang.

Nur in zwei Stücken stimmten sie vollkommen überein. Sie hatten beide kein Geld und um so mehr Menschenverachtung, die der einen ihr Mißgeschick, dem andern sein Erfolg vermehrte.

Man soll aber die Menschen lieben und nicht verachten, denn man achtet in ihnen sich selbst und schneidet sich mit ihrer Geringschätzung ins eigene Fleisch.

Sie aber strichen nun oft, Arm in Arm aneinandergedrückt, durch die Straßen der nördlichen Stadtteile hin, er den Hut tief in die Stirn geschoben, sie das Gesicht mit einem schwarzen Schleier vermummt, sie voll Unmut, er voll Uebermut, und heckten Pläne, spannen Phantasieen aus, wie sie's anfangen, wie sie's durchführen wollten, weiterzuleben wie bisher, die Mitmenschen zu täuschen nach wie vor und um keinen Preis voneinander zu lassen.

Verbitterung griff in Nandas Herzen um sich. Sie sah nur Feinde. Auch in denen, die sich ihr freundlich näherten, nur Feinde. Was für Wohlwollen hatte nicht der feiste Tropf von Kunstkritiker ihr vorgeheuchelt. Pfui, es war ein Mann wie der andre. Sie begehrten das Weib aufdringlich und schlugen danach, wenn's ihnen nicht zu Willen war. Sie haßte die Männer — bis auf den einen, den sie vergötterte. Und die Weiber? Was waren ihr die Weiber, die eine eifernd und neidisch wie die andre, gefallsüchtig auch die Häßlichste, und eigensüchtig auch die Beste. Mürrisch ward sie und mußte sich Zwang anthun, um ihnen gegenüber nur die gebotene Höflichkeit aufzuwenden.

Die Salons im Hause Seckenstedt waren längst wieder geöffnet, und man las jetzt sogar in den Zeitungen, was für Glanz und Berühmtheit sich dort allwöchentlich versammelte. Die schlanke ehrgeizige Frau, die bei abnehmender Schönheit wohl wußte, welchen Reiz junge blühende Mädchen mit stolz klingenden Namen ihrer Geselligkeit hinzufügten, hatte nicht versäumt, Nanda sowohl brieflich wie in Person zu laden. Sie hatte sich auch während der Leidenszeit teilnahmsvoll, ja freundschaftlich bewährt und war jede Woche mehrmals, meist von Lydia begleitet, ge-

kommen, erst um die Kranke zu trösten und später, um die Mißmutige zu unterhalten.

Nanda wußt' ihr keinen Dank dafür. Es war ihr zu klar gemacht worden, daß so mancher Herr der Schöpfung jenen Salon nur besuchte, um mit ihr dort zusammenzukommen, als daß sie Frau Almas Teilnahme nicht nach den wahren Beweggründen taxiert hätte. Sie war für viele die große Anziehungskraft dieser Gesellschaften, sie wußte das und war nicht bei Laune, sich dazu herzugeben, nachdem ihr all diese Menschen so gleichgiltig, ja zuwider geworden waren. Ihr Unfall und seine Folgen lieferten ihr die bequemste Ausrede.

Die kluge in ihren Absichten unbeirrt vorgehende Witwe sah hinter diesen Ausreden wohl die Wahrheit, daß ihr Liebling einfach nicht wollte — weiß Gott warum — und sie dachte eifrig darüber nach, wie sie das notwendige Requisit ihrer Geselligkeit auf Umwegen wieder einfangen und für ihren Erfolg einspannen könnte.

Sie gab der Malerin ganz recht, daß sie nach dem erlittenen Ungemach nicht von Hinz und Kunz begafft und ausgehorcht werden wollte. Aber war sie nicht jetzt der Zerstreuung erst recht bedürftig? Darum dispensierte sie sie voller Freundschaft von den geräuschvollen ersten Abenden; doch mit ihr ab und zu einmal in die Oper, ins Schauspielhaus, ins Joachimquartett zu gehen oder eine kleine Partie zu viert oder fünft nach einem nahen Ausflugsort oder zu einem vorzüglichen Abendessen zu machen, das brauchte die Verdrossene doch nicht auszuschlagen. Nanda sah's auch nicht ein, ging einigemal in diesem Winter en petit comité mit und unterhielt sich ganz leidlich, da die schlanke schwarze Dame mit dem durchdringenden Blick der Menschenkennerin nicht die langweiligsten Leute dazu ausgewählt hatte. Nanda bedurfte des Verkehrs mehr, als sie sich in ihrer Verstimmung gestand. Etwas Abwechslung that ihr wohl, und überdies kosteten sie diese Zerstreuungen nichts, als höchstens das Geld für die Nachtdroschke. Und dies Moment kam jetzt nur allzusehr in Betracht.

Das häusliche Elend ließ sich von Tag zu Tag bedrohlicher, von Tag zu Tag peinlicher an. Was irgend entbehrlich

war, hatte sie bereits in düsteren Abendstunden zu Pfandleihern getragen. Sie wunderte sich selbst, daß sie noch immer da und dort in Schubladen und Schachteln irgend ein Schmuckstückchen oder ein Wertsächelchen fand, worauf man ein paar Mark vorschoß. Aber sie sah mit einer Gewißheit, die ihr in die Augen biß, den Tag nahe vor sich, an dem alle und das letzte Winkelchen durchstöbert und nichts, rein nichts mehr zu finden sein würde, um es in Bargeld umzutauschen.

Nichts war ihr peinlicher, als mit dem Vater von Geld und Not und dringendem Bedürfnis zu sprechen. Und zudem war der Vater in seinem ganzen Wesen und Gebaren seltsamer als je.

Er war nie ein Schwelger gewesen, jetzt aber aß er so wenig, daß Nanda bange ward um seine Ernährung. Oder beliebte er außer dem Hause zu speisen? Womit? Sie wußte nur zu gut, daß seine Taschen auch leer waren. Dabei magerte er aber nicht ab, sondern erschien fetter und gedunsener als sonst, er, der immer hager und mager gewesen war. Und dabei leuchtete es manchmal aus seinen lichten Augen wie Siegeswonne, wie bewußte Ueberlegenheit über alle Welt. Er trällerte sogar ab und zu ein paar Takte leise vor sich hin. Seine Tochter achtete mit Verwunderung darauf und fragte sich, was hat er für Grund, absonderlich fröhlich zu sein? Er war in seinen besten Zeiten nicht zufriedener mit sich und seinem Geschick erschienen. Am späten Abend, wenn er noch ein und andres Viertelstündchen, ohne viel zu schwatzen, in ihrer Werkstatt neben ihr verweilte, rieb er sich, manchmal in Gedanken verloren, die Achseln hochziehend, vergnügt die Hände und nickte stumm vor sich hin, als bezeigte er sich selbst ein Lob, wie: Das war gelungen, oder: Das hast du gut gemacht. Dann ging er ab, etwas unsicher auf den Beinen, etwas schwankend. . . . Nanda sah ihm verblüfft nach. Trank er heimlich? Sie konnte es nicht glauben. Das wäre so ganz gegen seine vorsichtige Art und Gewohnheit. Was aber war's dann und was bewegte den alten Mann so wunderlich und ließ ihn wie sanft berauscht erscheinen?

Eines Abends — es half nichts andres, denn sie war

ohne alle Mittel — nahm sie sich doch ein Herz und gestand, daß sie kein Geld mehr habe, um das Notwendigste zu beschaffen, und sie fragte, ob er nicht helfen könne.

Da lächelte er geheimnisvoll, küßte sie, mit den Lippen kaum das Haar auf ihrem Scheitel berührend, drückte ihr wie ein glücksbewußter Mensch innig die Hand und hauchte: „Nur noch ganz kurze, kurze Zeit Geduld ... et tu verras ... tu verras ..."

Damit tänzelte er unsicher auf den langen Beinen hinaus und machte vorsichtig leise die Thür hinter sich zu.

Als Immanuel davon hörte, meinte er, daß es nicht unbegreiflich wäre, wenn der Alte auf die Art, wie seine Tochter vermutete, seine Stimmung zu verbessern suchte; dann griff er fröhlich in die Tasche und bat sie, die paar blauen Scheine, die er gestern als vorläufiges Honorar habe einstreichen dürfen, für sich zu verwenden. Er brauchte sie nicht.

Nanda schrak zurück. Sie von ihm Geld nehmen? Niemals!

Und warum nicht? War's nicht eigentlich seine Pflicht, für sie zu sorgen? Und war's nicht sein Kummer, daß er's nicht konnte?

Sie wollte davon nichts wissen.

Er aber bat, sie möchte ihm doch einmal die Freude gewähren, ihr in der Not beispringen zu dürfen. Wenn sich das Blatt wieder einmal wandte und sie wieder durch Malerei Geld verdiente, könnte sie ihm ja das Sümmchen, das sie derweilen als Darlehen betrachten sollte, zurückerstatten.

Durch sein Drängen und mehr noch durch das Bewußtsein, nirgend andersher Hilfe zu erhalten, besiegt, gab sie beschämt und zögernd nach; aber sie hatte Thränen in den Augen und küßte die Hand, die die beiden Hundertmarkscheine in die ihrige drückte, eh' er's verhindern konnte.

Dann wanderten sie weiter in der nassen dunklen Abendluft und zerbrachen sich die Köpfe, was werden sollte und wie sie der drohenden Not vorbeugen möchten.

Die Frage ging ihm sehr nahe; seit Tagen brachte er sie nicht mehr aus seinem Denken und er hatte keinen

andern Ausweg anzugeben, als den einen, den er nur schwer über die Lippen brachte, den einen, der ihm wie sein eigenes Todesurteil klang, und den er als ehrlicher Mensch, nachdem er seine Lage wie die ihrige hin und her genau erwogen hatte, doch nicht zurückhalten durfte: sie müßten sich eben in ihr elendes Geschick fügen und entsagen und Nanda einen braven Mann heiraten, Spindler oder Wendewalt oder mit wem sie's eben am ehesten aushalten würde.

Sie wußte wohl, wie viel ihm solch ein Vorschlag kostete, und sie grollte ihm nicht; aber sie lachte ihn aus ob seines Kleinmuts und wollte von solchem Ausweg nichts wissen. War er nicht im besten Zuge, über den unleugbaren Erfolg seines Buches zu Glück, zu Ansehen, zu reichlichem Einkommen zu gelangen, auch wenn sie nicht wieder mit eigener Arbeit sich aufhelfen könnte? Aber auch das werde geschehen. Dem Opfermut des Geliebten gegenüber gewann sie auf einmal wieder Zuversicht in ihr eigenes Geschick und beschloß die wunderliche Zwiesprache mit der gewohnten Versicherung: „Ich gebe dich nicht her, und du darfst mich nicht verlassen!"

Die Zuversicht ins eigene Können hielt nicht lange vor, wenn sie daheim mißmutig vor ihrer Palette auf die Staffelei blickte, und die blauen Scheine verflüchtigten sich bei den kleinen Schulden, die sie für die Wirtschaft bei Kaufmann, Bäcker und andern Unentbehrlichen hatte machen müssen, Mark für Mark unheimlich rasch; ihr fester Vorsatz aber, lieber das Leben als ihre Liebe preiszugeben, wankte nicht und minderte sich nicht.

Sie malte wieder, ohne Aussicht auf Gewinn, aber aus guter Gewohnheit und um sich vor Verzweiflung zu schützen.

Immanuel Winkler bekam wohl einen und andern Auftrag von Redaktionen, die mit seinen Beiträgen Aufsehen zu machen glaubten. Aber den einen erwiesen sich die gelieferten Arbeiten, so sachgemäß und gründlich sie gefertigt waren, doch nicht auffallend genug, so daß sie bald von den Versuchen wieder zurücktraten; die andern zahlten so schlecht, daß er vorzog, den notdürftigen Unterhalt mit Stundengeben zu verdienen, und jene Zumutungen ablehnte. Die angesehensten Blätter lobten ihn und citierten seine Sätze, wo es in ihren

Kram paßte; aber sie beriefen ihn nicht zur Mitarbeit. Die Genossen hatten ihn doch zu schlecht gemacht und seinen Charakter so emsig verleumdet, daß, wenn man auch billigerweise ein gut Teil des Schmutzes, den sie nach ihm warfen, auf Rechnung der Parteiwut abzog, noch immer so viel an ihm hängen blieb, daß man nicht wußte, ob man es nicht mit einem „unsicheren Kantonisten" zu thun bekäme. Der Vorwurf des Renegaten schreckte auch den einen und andern ab, und so sah Winkler ein, daß er noch Geduld haben und die Wirkung seines Buches noch weiter und nachhaltiger um sich greifen lassen müßte, bis von dieser Saat nicht nur schmückende Zweige, sondern auch nahrhafte Früchte zu ernten wären.

Aber er war von dem Stoff, aus welchem man dauerhafte Männer macht; er hatte unerschöpfliche Geduld und den nötigen Humor, sich die Ausdauer auch im zähen Mißgeschick zu würzen.

Er hatte jetzt Gelegenheit, von diesen Tugenden ausgiebigen Gebrauch zu machen, und that's auch.

Also, halb in Galgenlaune, halb in Zuversicht getaucht, eines kalten Wintertages Unter den Linden hinschlendernd, stieß er an der Wilhelmstraßenecke auf den Landrat Wendewalt.

Die Freude, die der Mann bei seinem Wiedersehen äußerte, war nicht erkünstelt, und Immanuel fühlte das, so peinlich ihm die Begegnung mit einer Individualität war, der er nur mit merkwürdig gemischten Gefühlen ins Gesicht sehen konnte.

Er schätzte Wendewalt als Menschen, wie als Politiker, als klaren Kopf, wie als biederen Charakter; er fühlte dazu, daß der verwandte Zug ihrer Herzensneigungen aus verwandter Eigenart ihres Wesens stammen mochte; er gestand sich sogar, daß er dem Anreger zu Dank verpflichtet war — und er haßte ihn doch als Nebenbuhler, wie er ihn auch, den fruchtlos Werbenden, gewissermaßen von oben herunter bemitleidete und sich trotzdem nicht von dem Mißtrauen freimachen konnte, daß bei steigender Not nichts andres übrig bleiben werde, als diesem Besten unter den Mitbewerbern sein armes Lieb in die Arme zu werfen.

Doch hier an der Straßenecke war kein Entrinnen, und

Wendewalt, der in der Bekehrung des jüngeren Mannes ein Werk seiner eigenen Ueberredungskunst und einen Triumph seiner Grundsätze erblickte, ließ sich nicht mir nichts dir nichts mit kaltem Gruß umgehen.

Der Reichstagsabgeordnete beglückwünschte laut und herzlich den Schriftsteller zu seiner Wandlung, die er „glückliche und folgerichtige Entwickelung eines gerade gewachsenen Ingeniums" nannte, und rechnete es sich zur Ehre an, zu dieser Paulifikation den ersten Anstoß gegeben zu haben.

Die Anerkennung von Angesicht zu Angesicht, auf offener Straße und von einem so angesehenen Manne rückhaltlos ausgesprochen, war doch noch ein schöneres Lob, als ein papierner Zeitungsartikel, der seine Wertschätzung nach dem Parteigewicht abwog. Immanuel war nicht weniger eitel als jeder andre normale Mensch, und was er da hörte, ging ihm schmeichelnd ein.

Da er trotzdem als Nebenbuhler dem andern gegenüber wortkarg und frostig blieb, rief dieser in seiner Arglosigkeit: „Sie hängen wohl den Kopf, weil Ihnen von der andern Seite der Aerger über Ihr mutiges Vorgehen gar zu gröblich bewiesen wird. Pah! Derlei gehört zum politischen Leben. Spülen Sie's hinunter. Wissen Sie was? Kommen Sie mit mir ins Bristol frühstücken. Wir haben uns noch allerhand zu sagen. Ich Ihnen wohl auch noch Erfreuliches. Und ein gutes Glas Wein, das zu unserm Geplauder paßt, wird sich schon finden. Drauf!"

Da war kein Widerstreben möglich, ohne geradezu gehässig zu werden. Und Immanuel dachte, während er gleichen Schritt mit diesem Gönner hielt: Warum soll man vom Feinde nicht Vorteil ziehen? Wer emporkommen will und wen Gott lieb hat, dem muß alles zum Guten ausschlagen, Freund und Feind. . . . Und in der nächsten Minute, rasch, wie Gedanken sich jagen, verwarf er den Titel, den er schmollend jenem Aufrechten anhing. Wendewalt war ihm doch kein Feind. . . . Unsinn! Ein hilfreicher Förderer war er ihm gewesen. Hatte er ihm nicht zuerst, da er von verdummenden Dogmen noch ganz verblendet war, die Augen geöffnet und eine andre Gedankenwelt gezeigt, in der er nun sich heimisch fühlte? War er ihm nicht auch

für die Unterstützung Seegräbers zu Dank verpflichtet? So schien's ihm bald, als würde ihm selber ein Herzenswunsch erfüllt, sich mit dem braven und kundigen Mann wieder einmal gründlich auszusprechen, und der Wein sollte ihm munden, darin er mit ihm anstieß. Jawohl, der Gönner sollte leben und gedeihen!

Das Behagen der Umgebung, der zierlich gedeckte Tisch, das auserlesene Getränk und die guten Worte seines Wirtes lösten Winkler bald die Zunge. Er gestand, daß er bei den Parteien, denen er mit seiner Schrift unerwartete Waffen geliefert, gar viel des papierenen Lobes, aber an thatsächlicher Förderung bis jetzt recht wenig gewonnen habe, daß es ihm nicht glänzend gehe und daß er vorderhand den Haß der Feinde deutlicher verspüre, als die Wirksamkeit der neuen Freunde.

Wendewalt lachte und meinte, daß Gottes Mühlen eben langsam mahlten. Er trank auf guten Mut. Und da ein andrer Abgeordneter, ein vornehmer Mann aus der Provinz Schlesien, an ihrem Tische Platz nahm, zog er diesen mit ins begonnene Gespräch. Auch der hatte Winklers Buch gelesen, beglückwünschte ihn zum gelungenen Werk und erst recht zu dem Freimut, mit dem er, wohl wissend, in welches Wespennest er stach, der Wahrheit die Ehre gegeben hatte.

„Wahrlich ein Mann, ein ganzer Mann!“ rief er und schüttelte ihm derb die Hand. Immanuel fühlte, wie er feuerrot im Gesichte ward. Nein, er hatte nicht umsonst gearbeitet.

Auf einmal rief der vornehme Herr, im Essen innehaltend, nachdem er die wenig entgegenkommende Haltung der Befreundeten vernommen hatte: „Donnerwetter, warum stellen Sie sich nicht gleich auf eigene Füße? Sie haben die Waden dazu! Warum geben Sie nicht selbst ein Blatt heraus, eine kleine vornehme streitbare Wochenschrift oder so was dergleichen? Sie haben's ja in sich, und haben uns noch lange nicht alles gesagt, was Sie zu sagen haben. Im Anfang wird's Beißen kosten, und ob. Aber wenn Sie eine Weile durchhalten, werden Sie recht bekommen und ein Faktor der öffentlichen Meinung werden, mit dem man wird

rechnen müssen. . . . Reizt Sie das nicht? . . . Was meinen Sie dazu, Landrat?“

Aus dem harmlosen Frühstück ward eine geschäftliche Sitzung, aus der zufälligen Begegnung ein ausschlaggebender Moment in Winklers Leben.

Von heute auf morgen war die Sache allerdings nicht zu verwirklichen. Sie mußte wohl bedacht und vorbereitet werden. Man bedurfte eines unternehmenden und geschickten Verlegers. Man bedurfte vor allem eines sicheren Betriebskapitals.

„Aber Geld muß unter uns für einen solchen Zweck, für einen solchen Mann doch zu beschaffen sein,“ meinte der Graf. Auf ihn könnte man rechnen. Er gäbe sein Teil dazu. Fänden sich die andern, deren man noch bedürfte, er wäre sofort bereit.

Damit schüttelte er den beiden Tischgenossen die Hände und ging. Auch Winkler meinte, daß er Wendewalts Zeit schon zu lang in Anspruch genommen und für den heutigen Tag viel dabei gewonnen habe. Der Landrat bat ihn aber noch eine Viertelstunde zuzugeben und winkte ihm in eine Fensternische zu treten, wo sie sicher waren, weder von Gästen noch von Kellnern belauscht zu werden.

„Es ist nicht genug, Ihnen reinen Wein einzuschenken,“ fuhr er lächelnd fort, „ich muß leider auch etwas Wasser in Ihren Wein gießen.“

„Wieso? Meint es der Graf nicht ehrlich?“

„Gewiß. Und eines Tages mag sich der schöne Plan auch verwirklichen. Aber präparieren Sie sich nicht durch Ungeduld Enttäuschungen. Geld ist niemals auf der Straße zu finden. Und wer es geben soll, hat selten eins bei sich. Wenn ich auch nicht so viel zuzusetzen habe, wie unser Graf, so steh' ich doch an Eifer für unsre gute Sache hinter keinem zurück. Und wenn ich Ihnen sage, ich werde für Ihre Absicht so fördersam eintreten, als ich kann, so sind Sie wohl überzeugt, daß ich mir etwas davon verspreche. Aber wenn wir trotzdem die erste Nummer unsrer Wochenschrift erst in einem halben Jahr ausgeben können, so dürfen wir immerhin von Glück reden. Also Geduld.“

„Ich habe Geduld,“ antwortete Winkler, und beide

drückten sich die Hände, wie Waffenbrüder, die sich auf einander verlassen können.

Winkler wollte mit dem Verleger seines Buches über seine Absicht sprechen. Wendewalt aber meinte, der sei dafür nicht der rechte Mann. Es müßte einer sein, der unternehmungslustig und in derlei Dingen gewandter wäre. Er hatte bereits auf einen andern sein Auge geworfen und erbot sich auch diese Anknüpfung anzubahnen.

Winkler sah dem hilfreichen Edelmenschen mit unwillkürlichem Erstaunen ins freundlich ernste Gesicht und sagte dazu: „Sie sind so klug und so gut ... so gut.“

„Klug und gut, ist das nicht ein und dasselbe?“ entgegnete jener. „Kann man gescheiter handeln als Gutes thun? Glauben Sie nicht, daß unsre wahre Moral — nicht die konventionelle, von der spreche ich nicht — daß die höheren Sittengesetze, auf denen unser heutiges Leben sich bewegt oder bewegen sollte, nichts andres sind als durch Erfahrung erprobte und durch Ehrfurcht gewissermaßen heilig gesprochene Klugheitgesetze? Glauben Sie nicht, daß im Falle man der heutigen Generation die giltige Moral wegdekretierte oder wegeskamotierte und damit die Menschheit auf ein neues ethisches Versuchsfeld brächte, sie in tausend und weniger Jahren ganz auf dieselben Fundamentalsätze gediehen wäre, auf welchen wir fußen?“

Der Redende ahnte nicht, was bei solchen Worten in dem jüngeren Manne vorging, und dieser sagte: „Ich kann Ihnen nicht so weit folgen, aber ich fühle mich beschämt von all dem förderſamen Wohlwollen, das Sie einem fremden Menschen erweisen, dem Sie zu nichts verpflichtet sind, der es Ihnen vielleicht niemals danken wird.“

„Wirf deine Wohlthat ins Meer! Ich denke mir, auch dieser Grundsatz wird durch Erfahrung erprobt sein,“ sagte Wendewalt und lachte.

„Nicht ins Meer!“ rief Immanuel, „ich hoffe zu Gott, Sie haben sie in fruchtbares Land gesenkt und ich werde Ihnen eines Tages sagen dürfen: Sieh her, das ist dein Werk! Nicht die Fische haben deine Wohlthat als Köder verzehrt, sondern die Saat ist aufgegangen.“

„Das walte Gott!“ sprach der Landrat.

So gingen sie frohgemut auseinander, obschon Immanuel sich nicht verhehlte, daß eine Besserung seiner Einnahmen und Ausgaben auch mit diesem herzerwärmenden Projekt so bald keineswegs zu erreichen sein werde. Aber er fühlte sich doch wie ein Mann mit einem guten Wechsel in der Tasche, freilich einem Wechsel auf lange Sicht.

Gern hätte er der Geliebten noch heute von dem neuen Plane Kunde gebracht. Es war doch immerhin ein Zuwachs von Hoffnung, den sie nicht erwartet hatten. Allein ein Zettelchen, das er in seiner Wohnung fand, belehrte ihn, daß er sie heute nicht sehen könnte. Sie hatte eine Einladung der unermüdlichen Frau Geheimrat Seckenstedt angenommen, die für diesen Abend verschiedenes zu unternehmen Willens schien.

Als Nanda nach der Tauenzienstraße kam, fand sie Lydia Mac Minn bereits im Salon am Flügel sitzen und sich mit ihrer Fingerfertigkeit die Wartezeit vertreiben. Frau Alma war noch mit ihrer Toilette beschäftigt.

„Sie will sich heute besonders schön machen," erläuterte Lydia, mit der linken Hand eine schwierige Passage wiederholend, während sie die rechte der Eingetretenen zur Begrüßung bot.

„Warum denn heute mehr als sonst?" fragte diese.

Lydia kicherte hell auf, was sie sehr wunderlich und reizend zu machen verstand, und griff dazu mit karikierenden Accenten die ersten vier Takte des Hochzeitsmarsches aus dem Sommernachtstraum. Da brach sie ab und erläuterte mündlich: „Weil sie wieder einmal glaubt, der richtige Mann wär' im Anzuge, der Auserlesene, mit welchem sie ihre Tage so spät wie möglich beschließen möchte."

„Und dabei sollten wir ihr helfen? Wie denn das?"

„Nun etwa, wie die Ministranten dem Priester, wenn er doch ganz allein seinem Gott opfert. ‚Er kniete rechts . . er kniete links.' Und bei den feierlichsten Momenten wird zur Erde geblickt und geklingelt aber sehr diskret. . . . Sie kann doch nicht allein mit ihm ins Lessingtheater oder in den Zirkus und dann zu Poppenberg oder Dressel gehen. Machen Sie sich nur auf eine flotte Woche gefaßt, Nanda. Diesmal hat unsre hohe Gönnerin ernste Absichten."

„Aber wir können ihr doch diese schönen Absichten nur verderben?“

„Wollen wir auch, werden wir auch, liebstes Herz. Es wird diesmal gehen, wie die vorigen Male: der hohe Herr wird sich in eine von uns beiden, dieser vielleicht in alle beide verlieben, uns à outrance den Hof machen, Alma wird dem lächerlichen Schauspiel gegenüber ihren höheren Standpunkt wiedergewinnen und den Unwürdigen, der um kein falsches Haar mehr wert sich erwiesen haben wird, wie das übrige Volk der Männer, zwar als Mensch degradiert, aber als Kuriosität unanfechtbar, unter die Zierden ihres Salons einreihen. Dafür eignet sich dieser unvergleichlich. Wir sind ihr ja auch nichts andres.“

„Sie thun ihr unrecht, Lydia ...“

Diese kicherte wieder und griff sich die Anfangstakte der Cherubinarie: voi che sapete, sie leiser und leiser fortsetzend, während die Wesselbrunn fortfuhr: „Alma ist nichts weniger als dumm und muß sich doch sagen, daß einer, der Augen im Kopfe hat, Vergleiche anstellen wird. Ich darf das bei aller Bescheidenheit bemerken.“

„Hm! Jede ist sich selbst die Schönste. Sie sagt sich: Heiraten wird diese beiden Mädchen keiner von denjenigen, welche mir zu diesem Zweck tauglich erscheinen. Lydia ist arm und Nanda noch ärmer — sind wir doch? oder nicht? — Nun also sagt sie sich: die artigen Dinger heiratet höchstens einmal ein armer Teufel, wie sie selber sind. Mein Erwählter hat andre Absichten. Aber die armen Mädel werden ihm sehr gefallen. Und gefallen sollen sie ihm, denn je mehr sie ihn anheimeln, desto behaglicher wird er's bei mir finden, desto öfter wird er kommen, und desto länger verweilen, das übrige gibt sich dann schon. Schrumm!“ ... Und sie fuhr mit dem Nagel des Mittelfingers jäh über drei Oktaven hinauf, daß es im Salon wiederhallte.

„Wüßt' ich, daß sie uns wirklich in diesem Sinne einlud, ich ginge sofort heim, ohne sie gesehen zu haben,“ sagte Nanda unwillig.

„Seien Sie doch nicht kindisch,“ entgegnete die andre. „Wir werden uns köstlich unterhalten, gut essen, an der

Komödie in und nach dem Theater unser Gaudium haben, die Alte auslachen und vielleicht ..."

Sie stockte, stand vom Klavier auf und horchte, ob sich nebenan nichts regte. Darüber sicher, lehnte sie Wang' an Wange der Gefährtin, ihr den rechten Arm unter deren linken schiebend, und sagte leise: „Ich möcht' ihr diesmal einen Streich spielen."

„Diesmal? Warum?"

„Weil mir der Mann in gewisser Weise gefällt."

„Na, na, Lydia! Sie machen einen ja beinahe neugierig. Wer ist denn der merkwürdige Mensch?"

„Ein alter Mann, aber ein Mann. Don Pedro di Wasweißich y Schnedderedeng, ich kann mir all den Namenpomp nicht merken, Ministerresident der chilenischen Republik, oder es kann auch die peruanische oder sonst eine sein. ... Ich weiß es nicht. Ist mir auch sehr egal. Worauf's ankommt, ist, daß er ein ganzer Kerl ist, ein ritterlicher strammer eleganter galanter allerliebster Hidalgo, trotz seiner sechzig Jahre und seines grauen Kopfes und grauen Schnauzbarts. Mädel, ich sag' Ihnen, wenn mir der so vor zehn Jahren noch um weitere zehn Jahre jünger erschienen wäre, rein weg, mausetot verliebt wär' ich gewesen. Und noch heute macht er nicht nur einen vornehmen, sondern auch einen liebenswürdigen Eindruck. Man glaubt ihm, daß er schon zwei oder drei getötet hat, so mit einer wie selbstverständlich aussehenden exakten und nicht minder eleganten Handbewegung. Man glaubt, daß er unzählige Weiber geliebt und zahllose Männer betrogen hat. General, Diplomat, Witwer, Lebemann, Sportsmann, Staatsmann, was weiß ich noch. Jetzt ist er hier mit einem wichtigen Auftrage seiner Republik, dazu man einen besonders fähigen thatkräftigen Vertreter braucht. Ich glaube, er soll für die Umwandlung der argentinischen Streitkräfte ... oder sind's die mexikanischen? ... sämtliche Neubewaffnung und dazu preußische Offiziere als Instrukteure besorgen. In dieser Mission wird er viele Monate hier verweilen und hat aus seinem Goldlande ein unerschöpfliches Portemonnaie mitgebracht."

„Sie sind ja ganz begeistert von diesem Don Pedro y etcetera," scherzte Nanda.

Und Lydia versetzte rasch: „Wenn ich was leisten soll, muß ich mich echauffieren. ‚So bin ich nun 'mal, liebe Mutter'."

„Leisten? Leisten? Was wollen Sie mit dem Spatzenschreck denn leisten?"

„Spatzenschreck? Hat sich was. Und was ich will? Tollmachen will ich ihn, unsrer Alma zum Trotz und Aerger!"

„Und was wird denn Ihr Leutnant dazu sagen?"

„Eben meinem Leutnant zuliebe ..."

„Ihm zuliebe wollen Sie den andern verliebt machen?"

„Stimmt. Er soll mich so himmlisch einzig unentbehrlich finden, daß er mich nach seinem Eldorado zu verpflanzen nicht umhin kann und ..."

„Sie heiraten?" fiel die Zuhörerin entsetzt ein.

„Nicht doch," antwortete jene, „mein Heino soll mich heiraten, und Seine Excellenz soll meinen Heino als Oberinstruktor seiner heimatlichen Armee mit nach drüben befördern. Dann bleiben wir alle beisammen und ..."

„Haben einander so lieb!" ergänzte Nanda kopfschüttelnd. Ich glaube nicht, daß Leutnant von Lilienbusch, wie ich ihn kenne, zu einem solchen Programm Ja und Amen sagen wird. Lydia, Lydia, Ihr gottloser Schnabel geht mit Ihnen durch. Sie denken doch an solche Scheußlichkeiten, die sie da auskramen, nicht im Ernst."

„Ich denke wohl. Und ich denke für mich und ihn. Und ich sage Ihnen, wenn wir Frauen nicht für die Männer dächten und zuweilen nicht ohne ihren hohen Konsens für sie handelten, es stünde manchmal schlimm mit unserm Glück. Hab' ich die Welt gemacht? Hab' ich die Leutnantsgagen in der Königlich preußischen Armee normiert? Nein; aber ich muß mich in die Welt finden, in die Welt, wie sie ist, nicht, wie ich sie mir gern aus meiner Einbildung erschüfe, und ich will einen Leutnant heiraten, der mich mit seiner Gage nicht heiraten kann. Also muß geholfen werden. Und mein prophetisches Gemüt sagt mir: Der alte Hidalgo, das ist ein hilfreicher Mann, und er ist liebenswürdig und appetitlich, so daß man ihm schmeicheln kann ohne Ekel und ihn gernhaben ohne Gewissensbisse."

„Lydia!" rief Nanda und faltete die Hände, wie wenn sie ein Ungeheuer vor sich sähe.

„Haben Sie sich nicht so, teure Freundin. Ich stehe so fest in meinen Schuhen, als irgend eine, und bin unfähig, meinem Heino die Treue zu brechen. Aber zu unserm Glück will ich beitragen. Was hat denn so ein Flirt mit einem greisen Knaben für Gefahr? Lächerlich! Im Anfang schäumt so ein Alter freilich auf für ihrer viere und gebärdet sich verliebt wie toll. Aber 's ist wie mit 'ner Champagnerflasche. Braust sie auch auf in der ersten Minute, ist doch so viel wie nichts im Glase, und wenn erst nachgegossen wird, ist's ein sanft prickelnder gesellschaftsmäßiger Wein väterlicher Gefühle, davon man eine Menge vertragen kann, ohne trunken zu werden — wenigstens ich."

Das Fräulein von Wesselbrunn gab darauf keine Antwort. Sie starrte vor sich auf den Boden, dann schüttelte sie ein Schauder, und sie redete, ohne die andre anzusehen: „Lieber allem entsagen, lieber sterben!"

„O, noch lange nicht!" lachte Miß Mac Minn.

Es war Nanda, als knöpfte sie einer eilig zu bis an den Hals, um sie so viel wie möglich vor dem Anhauch dieser Person zu schützen, die ihre unerhörten Absichten mit einer glatten Engelsmiene, mit einem süßen Mäulchen, das nur Kinderlieder zu singen gemacht schien, wie selbstverständliche Proben aus dem Einmaleins aufsagte. Alle Laune, alle Lust, gesellig zu plaudern, ja nur einen Menschen jetzt zu sehen, war ihr vergangen. Wäre sie doch daheim geblieben. Ekelhaft erschien ihr alles rund um sie herum, und unwillkürlich war sie bereits von der Engländerin beiseite gerückt, als Alma Seckenstedt eintrat, magerer und länger denn je, in bewußter Vornehmheit strahlend und angethan mit allem Chic, den kostspielige Menschenhände zaubern können. Es war wirklich etwas Königliches in dieser Erscheinung, und doch gemahnte sie mit dem eigentümlichen Ausdruck um den Mund und die Augen mehr an eine Königin, die entsagend vom Throne herunter, als an eine, die entschlossen zu ihm hinaufsteigen will. Sie sah aus, als gäbe sie die ersehnte von ihr selbst herbeigeführte Schlacht vor deren Beginn schon wieder verloren, als

wüßte sie bereits im Anschauen dieser beiden von der Natur so verschwenderisch ausgerüsteten armen Mädchen voraus, daß sie sich die gefährlichsten Widersacher ins eigene Heer eingestellt habe und sie mit all' ihrem Apparat nicht für ihr Herz, sondern nur für ihre Eitelkeit, will sagen, für ihren teuren Salon wirken werde. Aber sie übte die Entsagung mit einer gewissen Virtuosität. Wenn sie's genau betrachtete, war ihr nichts wichtiger als die neu aufgetauchte Größe für ihre Geselligkeit zu gewinnen, wo dieser Don Pedro, von dem seit drei Wochen ganz Berlin und die Vossische Zeitung sprachen, doch unmöglich fehlen durfte.

Sie hatte kaum mit den Mädchen die übliche Begrüßungszeremonie beendet, als vor dem berühmten Manne beide Flügel der Salonthür sich aufthaten.

Nanda, durch die vorhergegangene Zwiesprach auf den Ankömmling aufmerksamer gemacht, als es ohne diese der Fall gewesen wäre, beobachtete die neue Erscheinung mit überraschten Augen. Sie hatte einen alten Gecken erwartet, und wider Willen wiederholte sie nun im stillen Lydias eigene Worte: Ein alter Mann, aber ein ganzer Mann.

Don Pedro war nicht nur der Enkel der Conquistadoren, er sah auch aus wie ein Eroberer, wenn schon ein Eroberer im Frack, in einem tadellosen Frack mit voller weißer Doppelnelke im Knopfloch. Uebrigens sah er nur wie ein guter Fünfziger aus. Er hielt sich stramm und bewegte sich so energisch, daß er auch im Zivilkleide den gedienten Soldaten nicht verkennen ließ und auch den Weltmann nicht, der auf den Höhen der Gesellschaft zu verkehren gewohnt ist. Das Haar kurzgeschoren, kein Fett am Leibe, die Brust heraus, die Taille schlank, die Haltung gerade, kraftvoll, eine selbstverständliche und doch außerordentliche Erscheinung von mannshohem Stolz und doch einem jeden gegenüber von ausgesuchter, fast übertriebener Höflichkeit, vollends vor den Frauen galant bis zur Demut. Er hatte alle Meere durchfahren, aller Herren Länder gesehen, er sprach deutsch mit fehlerloser Geläufigkeit und mit einem merkwürdigen Munde, dessen schmale Lippen unter einem knappgeschnittenen feinlinigen noch ganz schwarzen Schnurr-

bart vollkommen sichtbar waren, muskulöse Lippen, die zu einem witzigen Lächeln ebenso bereit erschienen, wie zu einem unabänderlichen Befehl. Dieser eigentümlich wohlgepflegte Schnurrbart, nicht breiter als eine starke Braue, gab dem Gesicht etwas besonders Fremdartiges und Charakteristisches. Er war gar nicht nach der heutigen Mode, nein, ganz aus der vergangenen Zeit, zwischen Renaissance und Rokoko, da auf den ziselierten Harnisch die Allongeperücke fiel. War doch der ganze Kopf wie aus einem Ahnenbilde geschnitten. Und auch die Augen glichen denen auf alten Bildern, deren Blick einen festzuhalten scheint, bis man das Zimmer verlassen hat.

Auch dem Fräulein von Wesselbrunn war also. Es mochte reden, wer wollte, sie oder er, die Hausfrau oder Miß Mac Minn oder einer der beiden Herren, die mit dem Gesandten gekommen waren, immer fühlte sie sich wie eingehüllt in den klaren aufmerksamen staunenden Blick Don Pedros.

Die beiden jüngeren Diplomaten machten allerdings keine vorlauten Ansprüche neben dem Würdenträger zu gelten. Der eine war ein gefälliger gescheiter Attaché aus seinem eigenen Lande, ihm gleichsam als Sekretär und Adjutant beigegeben, der andre ein weltkundiger jüngerer Beamte unsres Auswärtigen Amtes, der ihm wie ein Führer und Erklärer aller berlinischen Verhältnisse diente. Beide erfüllten ihre Pflicht neben dem wißbegierigen rührsamen Herrn mit Heiterkeit und Ausdauer. Beide waren unterrichtete und unterhaltende Leute, die gern sprachen, wußten aber wohl, daß ihnen hier nur begleitende Stimmen gegeben waren und die leitende Stimme Don Pedro gehörte.

Er sprach vorzüglich, er unterhielt die ganze Gesellschaft, ohne Aufdringlichkeit und ohne die Augen viel von Nanda zu wenden.

Im Anfang war ihr das eher unbequem als schmeichelhaft erschienen. Dann jedoch gestand sie sich im stillen, daß sie nicht ohne willentliche Schuld an dieser Wirkung war.

Lydia hatte es sichtlich darauf angelegt, den großen Herrn zu bezaubern. Sie sprudelte vor übermütiger Laune,

und die gefällige Seckenstedt sorgte für allerhand Anlaß, daß sich die begabte Miß von ihren glänzenden Seiten zeigen konnte.

Dieser Absichtlichkeit gegenüber war die natürliche Eitelkeit des Weibes in Nanda erwacht; es war ihr, als hätte die Engländerin ihr den Fehdehandschuh hingeworfen; sie wollte der Ruhmredigen beweisen, daß sie siegen konnte, wenn sie mochte, und siegen ohne Aufwand von Kunststückchen oder außerordentlichem Bemühen.

Sie brauchte sich nur zu geben, wie sie war, sich nur gehen zu lassen, wie die Natur sie geschaffen hatte, unbefangen reden und unbefangen blicken und sich sanft und sachte bewegen im unbewußten Rhythmus ihrer Gestalt, und Lydia war mit all' ihren Absichtlichkeiten und Talenten auf die Bewunderung und den Beifall der beiden Begleiter verwiesen.

War's, daß Don Pedro von Lydias Gattung auf seinen Fahrten um die weite Welt schon genug kennen und schätzen gelernt hatte, war's die Neugier, in Nanda das zu finden, was man im Auslande das echte blonde deutsche Mädchen nannte, war's einfach der oft erprobte Zauber einer schönen Natur, was den Spanier wie den Märker zu ihren Füßen zog — sie hatte die Genugthuung, daß der Zauber, der von ihr ausging, auch bei diesem Eroberer nicht versagte, und sie war Weib genug, sich dieses Sieges zu freuen.

Frau Alma sah, daß es bei Nanda stand, die schlanke Excellenz an ihren Salon zu fesseln. Sie dachte daher durchaus nicht daran, deren Wirkung auf den alten Degen zu stören, wohl aber daran, diese Wirkung erst recht gedeihen zu lassen, zu welchem Zweck sie sich ihres Schützlings Teilnahme für den nächsten Sonnabend sicherte, für den der General die Gesellschaft in den Zirkus und zu einem nachfolgenden kleinen Souper einladen zu dürfen bat. Nanda hatte, in der Stimmung, wie sie war, unbedenklich ja gesagt — schon um Lydia zu ärgern.

Dies geschah nach der guten Mahlzeit in einer Loge der Königlichen Oper, während des Zwischenaktes, da Miß Mac Minn neben der Geheimrätin, das Fräulein von Wesselbrunn hinter dieser etwas erhöht und der General hinter

der Engländerin, aber doch gewissermaßen schon zu Nandas Füßen saß.

Auch er hatte jetzt ihren Fächer in der Hand und studierte Simonettas Bild und die Putten drum herum mit steigender Bewunderung, als er von Frau von Seckenstedt erfuhr, wer den Fächer bemalt hatte.

Nanda lachte nicht ohne Bitterkeit: „Ja, ja," sagte sie, „früher gefiel derart Zeug auch hier; aber als ich eben im besten Zuge war, gewissermaßen Modemalerin zu werden, da schnappte die Thüre zu, und was vordem begehrter Artikel war, sank zum Ladenhüter herunter. Nur wer wie ich nichts nach der Mode fragt, darf sich gestatten, mit solchem Trödel in der Oper zu sitzen."

Der alte Menschenkenner übersah mit einemmal nach diesen Worten, die Lage Nandas, ihr Verhältnis zu Alma Seckenstedt und die halb dienstbare Rolle, die jene dieser gegenüber mit guter Laune spielte. Er zog im stillen Schlüsse daraus, und diese schienen ihm nicht zu mißfallen. Laut sprach er dabei nur: „Was einmal Mode war, kann wieder Mode werden. Es ist sogar die Regel, daß vergangene Moden wiederkehren."

Nanda sah ihn an, sie wußte nicht, was das auf sie für Bezug haben sollte. Doch begegnete sie einem ruhigen ausdrucksvollen Blick, der nichts andres zu sagen schien als: Verlaß dich nur auf mich und du wirst allezeit geborgen sein.

Dann begann der letzte Akt der Oper. Nanda war wieder ganz Ohr und vergaß, wer um sie herum saß mitsamt der großäugigen Excellenz. Nach Schluß packte Frau Alma ihre Küken, wie sie die Mädchen nannte, unter ihre Flügel und fuhr vor den ehrerbietig grüßenden Herren davon.

Nanda hatte, da sie heimkam, den Kopf voll Melodieen. An andres dachte sie nicht. Kurz vor dem Einschlafen fiel ihr der alte Held wohl noch einmal ein, sie lachte über sein zierliches Bemühen und lachte noch viel mehr über Miß Mac Minn, die mit ihrem ganzen Programm und all dem ausgeklügelten Kriegsplan so kurzer Hand war abgeführt worden. Possen, Possen! und sie hörte die eigene Stimme

laut in ihrem Stübchen schallen. Dann warf sie alles ab von ihrem Bewußtsein, wie sie die Kleider vom Leibe geworfen hatte, und mit einem Kuß, an Immanuel in die Luft gehaucht, schlief sie ein wie ein Kind, mit dem Nachtgebet auf den Lippen.

Am andern Tage kein Gedanke, der an die Leute von gestern erinnerte.

Zwei Tage später klopfte ein Commis jenes Geschäftes, das sonst ihre Arbeiten regelmäßig abgenommen und dann auf einmal abgelehnt hatte, gar höflich an die Thür ihrer Werkstatt und erkundigte sich, ob sie nichts Neues gemalt hätte. Mit einigem Drehen und Wenden gestand er, daß überraschenderweise Nachfrage nach Nandafächern entstanden wäre, und sein Prinzipal es gern wieder mit einem und anderm versuchen möchte. Der letzte wäre bei dieser Gelegenheit verkauft worden, und nicht schlecht, wie der Sendbote, zur Aneiferung der Künstlerin, etwas unvorsichtig hinzufügte.

Die Malerin hatte jenen zweiten Fächer, dessen Annahme man vor Monaten verweigert hatte, teils aus Unmut, teils aus Ungeschick, nicht gerade verbessert und ihn im Zorn darüber verworfen. Nun hieß es, ihn wieder hervorkramen. Von dem alten mit dem Bildnis der Simonetta trennte sie sich schwer, sie hatte sich seit Jahr und Tag gewöhnt, ihn als ihr eigen zu betrachten. Aber ein dritter war noch nicht vorhanden, und der eifrige Commis meinte, früheren Aeußerungen zum Trotz, das wären gerade zwei ihrer besten Arbeiten, und da bereits mehrere Damen der großen Gesellschaft Nandafächer verlangt hätten, käme alles darauf an, wenigstens ein Paar sofort zu befriedigen und damit die Sache wieder in Schwung zu bringen.

Das Fräulein starrte den katzbuckelnden Kaufmannslehrling mit offenem Mund an. Hinter seinem blassen blöden sah sie im Geist ein andres Gesicht auftauchen, mit überlegen lächelnden Lippen unter einem schmalen schwarzen Strich von dichten Haaren, und ob sie sich schon gegen solche Hilfe wehren zu müssen meinte, strömte die Dankbarkeit ihr unwillkürlich zum Herzen wie eine wärmende Blutwelle.

Sie hatte, ganz unverhofft, zwei Fächer verkauft und — wie sie meinte — gut verkauft und Aussicht, wieder andre zu verkaufen. . . . O, das war Hilfe in der Not. Unwillkürlich faltete sie nach dem Abgang des fremden Menschen beide Hände und blickte nach alter Gewohnheit nach oben.

Aber was von oben auf sie herabzusehen schien, war nicht, wie Kinder und Backfischlein sich den Schöpfer der Welt im wallenden weißen Haar und Barte vorzustellen pflegen, sondern wieder der Fremdling mit dem seltsamen Schnurrbart zwischen wohlwollend lächelnden Lippen und anbetenden Augen.

Es ist ein eigentümlich Gefühl um Dankbarkeit. Und so dachte sie dankbar mit eingestandenem Vergnügen an einen Mann, an den zu denken sie sich unter andern Umständen gewiß nicht gestattet hätte.

Nun war das Gefühl stärker als sie, und sie fand kein Uebel dabei. Konnte der Herr denn wissen, wie sehr er Vorsehung gespielt hatte? Sie sah nichts Schlimmes, nur eine Huldigung zarter Art vor ihr, als Künstlerin, und nebenbei einen kleinen Beweis seines Einflusses, der ihm in ihren Augen nicht zum Schaden gereichte.

O Gott, wenn es wieder gelänge, sich durch eigene Kraft zu erhalten, wie dankbar wollte sie ihm sein . . . wenn auch gewiß nicht in der Weise, wie Miß Lydia die Menschen betrachtete.

So sah sie dem Wiedersehen am andern Abend nicht ohne Lust entgegen.

Sie folgte einem Wink ihrer Freundin Alma und kam eine Viertelstunde vor der angesetzten Zeit zu dieser.

Die Geheimrätin nahm sie bei der Hand und mit ihr im Zimmer auf und ab wandelnd sagte sie: „Geben Sie unsrer Lydia heut einige Längen vor. Wollen Sie? Es ist doch ungefährlich. Der Mann betrachtet Sie ja bereits wie seine Muse, wenn nicht gar wie sein Schicksal, Teufelsmädel, das Sie sind. Aber Miß Mac Minn will ihre Kunststücke machen, also gewähren Sie ihr Zeit und Raum dazu. Sie springt mir sonst aus infolge gekränkter Eitelkeit und Eifersucht, und das wäre schade, denn für viele, besonders für

die uniformierte Jugend in meinem Salon, ist sie die great attraction nach wie vor, und die will ich nicht missen. Also klug und gut sein, Wesselbrünnchen, nicht wahr?"

„Ganz zu Befehl der gnädigen Frau," antwortete Nanda mit einem tiefen Knix und herzlichem Lachen.

Die andre lächelte nur ein wenig mit, denn dieser Ausgang ihrer eigenen Pläne konnte so wie so doch nur geteilte Freude bei ihr hervorrufen. Weiter sagte sie: „Die tolle Miß ist nämlich bitterböse auf Sie und gebärdet sich nicht anders, als ob sie in den alten Knaben Knall und Fall verliebt wäre. Man fänd' es lächerlich, wenn's kein Schwindel wäre. Was bildet sich der Mensch nicht alles ein aus purer Eitelkeit. Aber Sie kennen sie ja. Man ist bei ihr nie sicher, ob sie einem keinen Streich spielt, und ich liebe das nicht, ich liebe, daß alles in genauen Grenzen zierlich und wohlerzogen und in den besten Formen von statten gehe. Und Sie, meine liebe Freundin, Sie werden, wie immer, meinen Intentionen Hilfe leisten."

„Mit Freuden, gnädige Frau, aber es steht doch nicht bei mir allein, und es wäre doch auch nicht nach den Regeln der guten Gesellschaft, wenn ich Sr. Excellenz, die sich mir gegenüber mit vollendeter Höflichkeit benimmt, abstoßend begegnete.

„Würde ich je zu dergleichen raten? Das sei ferne. Aber versuchen Sie's in der ersten Stunde, in den ersten anderthalb Stunden, zur Abwechselung einmal, einem der Herren Statisten, die unsern General begleiten, den frisierten Kopf zu verdrehen — welchem, sei Ihnen überlassen — den alten Conquistador geben Sie ebensolange dem Feuer englischer Liebenswürdigkeit preis. Es wird Ihnen nichts schaden und uns beiden Verdruß ersparen."

Nanda nickte gar gehorsam, im stillen aber war sie empört, daß die gute Geheimrätin ihr vorschreiben wollte, mit wem und wie viel mit jedem sie sich zu unterhalten habe. Weibes Trotz stieg in ihr auf, der Salonfrau sowie der verdrehten Engländerin zu beweisen, daß sie niemand unter die Augen schön zu thun brauchte, um zu gefallen, und auch der Scheibe den Rücken kehrend ins Schwarze träfe.

Dem Programm entsprechend zog sie sofort nach der

Begrüßung der Herren den Attaché in ein dauerhaftes Gespräch, damit sie sich nach dem Schicksal einer Pensionsfreundin erkundigte, die angeblich aus seinem Lande stammen und vor Jahren dorthin zurückgekehrt sein sollte. Der Gefragte kannte die Dame zwar nicht — was deren Erfinderin nicht überraschte — wohl aber ihre Familie. Er ergriff die freundlich dargebotene Gelegenheit, sein Licht über ihr leuchten zu lassen und einen Schatz von Anekdoten auszukramen, die sich alle unter den Verwandten jener erfundenen Mitschülerin begeben hatten. Schließlich bemerkte der Herr sogar, daß Se. Excellenz zu jener Sippe in nahem Grade verwandt sei, und geriet auf diesem Umwege zu einem ausführlichen Bericht der Thaten und Schicksale seines verehrten Chefs, wobei sein Erzählertalent an Fräulein von Wesselbrunn eine aufmerksame Zuhörerin fand.

Diese vernahm bei der Gelegenheit unter anderm auch, daß der General ein erfolgreicher Politiker und das Haupt einer großen Partei sei, und daß sich seine am Staatsruder hantierenden Gegner seines wachsenden Einflusses nicht anders hätten erwehren können, als daß sie ihn außer Landes schickten, allerdings mit einer so wichtigen Mission, daß diese ihn, wenn er sie glücklich — woran nicht zu zweifeln — durchführte, erst recht zum einflußreichsten Mann in der Republik machen müßte, wenn er nicht schon früher — was auch im Bereich der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit läge — zum Präsidenten, zum Oberhaupte des Staates, gewählt werden würde.

Der Erzähler und die besten Patrioten seiner Heimat versprächen sich von der Regierung dieses außerordentlichen Mannes den großen Aufschwung aller öffentlichen Angelegenheiten. Gereizt durch einen scheinbaren Widerspruch seiner Zuhörerin, die nur um mehr zu hören den Einwurf gemacht hatte, Don Pedro erschiene ihr mehr als ein Lebemann, denn ein Staatsmann und Politiker, entwarf der Attaché ein Bild der riesigen Arbeitskraft und großartigen Thätigkeit seines Herrn und Meisters, das der Zweiflerin eine andre Wertschätzung beibrachte, als sie bisher bei aller guten Meinung von ihm hegte.

Don Pedro hatte die künstliche Gruppierung der heu-

tigen Unterhaltung sofort durchschaut und sich als höflicher Herr ohne Widerstreben darein gefügt. Nanda wunderte sich nur, daß nicht sofort Lydia, sondern vielmehr die würdige Frau Geheimrat selber ihn ganz und gar in Beschlag nahm. Er duldete mit vollendeter Galanterie, um sich nachher schadlos zu halten. Daß sein Adjutant in all dieser Zeit mit Nanda nur von ihm sprach, übersah er mit einem Blick. Auch daß in ihren leeren Händen sich heute kein Fächer mehr befand, war dem zufrieden Lächelnden nicht entgangen.

Weder während der Vorstellung im Zirkus noch beim nachfolgenden Souper fand sich Gelegenheit zu einem auch noch so kurzen unbelauschten Wortwechsel. Das Gespräch war dort wie da ein allgemeines unter dem halbdutzend Teilnehmern und Don Pedro der Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit.

Nanda verdroß es, daß ihr's nicht einmal möglich geworden war, sich, wenn auch nur mit wenig Worten bei ihm für die wirksame Empfehlung ihrer Fächer zu bedanken. Wahrlich ein verlorener Abend. Dem einflußreichen Manne wird die Lust vergehen, sich noch weiter für eine so unhöfliche Person zu verwenden. Das war nun, wie es eben war. Verstimmt und stumm trennte sie sich von den Herren. Vielleicht, daß ihr Händedruck beim Abschied von der Excellenz etwas lebhafter war, als es sonst ihre Gewohnheit. Im Wagen widersprach sie der Seckenstedt nicht, die diesen Abend für einen sehr gelungenen erklärte. Schon am Brandenburger Thor vertauschte sie die Equipage der Geheimrätin mit einer Droschke, die sie heimbringen sollte.

Als aber diese vor ihrem Hause in der Eichendorffstraße hielt, öffnete dienstbeflissen ein Mann den Schlag, und sie erkannte nach dem ersten Erschrecken den General.

Er bat sie, die Freiheit, die er sich nähme, zu entschuldigen und in der menschenleeren Straße noch hundert Schritt mit ihm hin und zurückzulegen. Nach dem langen Sitzen in überfüllten Räumen, erst im staubigen Zirkus, dann im engen Sälchen der Garküche werde die frische Luft ihr nur gut thun. Er könne ganz gewiß nicht schlafen, wenn er nicht erst mit ihr ein wenig geplaudert

habe. Denn eine Enttäuschung, wie die heut erlebte, lege sich bedrückend aufs Gemüt. Die Geheimrätin sei eine herrliche Frau, aber vier oder fünf Stunden mit ihr im Tete-a-Tete den Tantalus spielen, für einen mit Arbeit überhäuften Sterblichen keine Erholung.

Nanda fügte sich nach einigem schicklichen Widerstreben seiner dringend wiederholten Bitte und legte so obenhin ein paar Finger ihrer linken Hand in seinen rechten Arm, während sie die Straße hinauf und hinab gingen. Sie versäumte nun nicht, ihm für die Hilfeleistung zu danken, die ihr ebenso unerwartet als erfreulich gekommen war.

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte er.

„Zufrieden ist kein genügendes Wort. Aber wie konnten Sie das nur zu Wege bringen?"

„Warten Sie nur. Das soll noch ganz anders kommen und wird mir nicht schwer fallen. Ich bedaure nur, daß die Hochsaison schon vorüber und in diesem Winter nicht mehr viel zu machen ist. Aber im nächsten sollen Sie wieder Mode werden, und mehr denn je, verlassen Sie sich darauf."

„Werden Sie denn im nächsten Winter in Berlin sein?"

„Ich hoff' es," erwiderte Don Pedro rasch und laut.

Und nachdenklich und leise versetzte Nanda: „Dürfen Sie das auch hoffen? Man sagte mir doch erst heut abend, daß Sie in Ihrer Heimat zu großen Dingen berufen seien und von Millionen mit Ungeduld ersehnt und erwartet werden."

„Mag sein," antwortete der General und blieb auf dem Pflaster stehen, „aber ich bin alt, und nach einem stürmischen gefährlichen und thatenreichen Leben glaubt man endlich auch etwas Anspruch an ruhiges Wohlsein zu haben. Ich habe nach menschlicher Voraussicht nicht mehr viel Zeit zu verlieren und möchte diese zu behaglichem Genuß eines letzten und großen Glücks verbrauchen dürfen. Glauben Sie mir das, mein Fräulein?"

„Nicht so recht," sagte sie lächelnd und zwang ihn, wieder weiterzugehen. „Denn erstens kann ich mir Sie nicht in thatenloser Ruhe wunschlos genießend vorstellen. Sie schulden Ihre Kraft Ihrem Lande und sind nicht der Mann, sich solcher Pflicht zu entschlagen. . . ."

„Da werden Sie wahrscheinlich recht behalten ... und zweitens?“

„Zweitens hat es etwas Komisches, Don Pedro von seinem Alter reden zu hören. Wir sind ja beide nicht mehr jung. Aber wir sind noch lange nicht alt. ... Und Sie schon gar nicht.“

„Sie und ich in einem Atem! ... Ach, wenn Sie wüßten, wie verdammt alt ich mir gerade seit den letzten sechs Tagen vorkomme!“

„Soll ich Ihnen mit dem Gemeinplatz aufrücken: Ein Weib ist so alt, wie es aussieht, und ein Mann so alt, wie er sich fühlt? Und doch enthält der Spruch die Wahrheit. Und Sie fühlen sich noch jung.“

„Ich fürchte sogar seit eben diesen sechs Tagen, ich fühle nur zu jung.“

Das Fräulein von Wesselbrunn gab keine Antwort. Doch, als es wenige Schritte danach wieder vor dem Hausthor angelangt war, sprach es lachend: „Ich denke, es ist Zeit schlafen zu gehen. Also gute Nacht!“ Und sie reichte ihm die Hand hin.

Der General nahm sie nicht und sagte: „So nicht. Verabschieden Sie mich nicht mit Hohn und Spott.“

„Ich dachte nicht daran.“

„Also gehen Sie nicht so von mir. Gehen Sie überhaupt noch nicht. Es wäre zu früh. Wir haben uns nicht so ausgesprochen, wie es sein muß, wie ich mich aussprechen will Ihnen gegenüber. Oder darf ich Sie besuchen?“

Nanda sah stockend zur Erde und sagte dann: „Thun Sie's lieber nicht, Excellenz. Ich würde ja gern ungezwungen mit Ihnen verkehren, aber Sie haben einen schneidigen Ruf. Ihre Besuche könnten leicht mißdeutet werden und Leute verstimmen, an deren Wertschätzung mir viel gelegen ist.“

„Ich will mich nicht erkundigen, wer diese schätzbereiten und schätzenswerten Leute sind. ... Aber ich bitte nun erst recht, mir noch ein Viertelstündchen zu schenken und den unterbrochenen Wandel noch einmal aufzunehmen. Bitte!“

Sie nahm den dargebotenen Arm aufs neue, und sie gingen wieder die Straße hinab, so peinlich ihr die Fort-

setzung des Gesprächs erschien. Wie er aber schwieg, begann doch sie, schon um früher ein Ende herbeizuführen, und fragte: „Was wollen Sie mir sagen?"

Und er antwortete sofort, heftiger und wärmer, als es sonst seine Gewohnheit, wie es aber wohl in der Art seines Landes und seines Blutes war: „Ich will Ihnen sagen, daß mir in meinem Leben niemand begegnet ist, der mich so unwiderstehlich angezogen hätte, der mir in wenigen Stunden so über alles lieb geworden wäre, wie Sie. . . . Zucken Sie nicht zurück; ich habe keineswegs vor, mich hier unterm Licht der nächsten Gaslaterne lächerlich zu machen — ich weiß, wer ich bin, ich weiß auch, wie alt ich bin. Aber Sie selbst geruhten vorhin, mir ein gut Teil der Jahre, die ich leicht trage, abzuerkennen. Sie wissen aus meinen Worten, daß ich noch Ansprüche ans Glück mache. Wollen Sie mir dazu helfen? Wollen Sie die Freundin des alten Haudegens werden und den Rest dieses stolzen abenteuerlichen Lebens mit einem Abendrot stiller intimer Freundschaft vergolden? Ich fühl' es, daß ich einer solchen wert bin und sie reichlich vergelten kann."

„Don Pedro, die Freundschaft eines Mannes, wie Sie sind, ist zweifelsohne ein wertvolles Gut. Aber der Antrag, den Sie mir machen, heißt unter uns, die wir keine Kinder mehr sind, doch etwas andres. Ich kann mich ja täuschen und bitte Sie dann vielmals um Entschuldigung, aber so, wie mir nach Ihren Worten zu Mut ist, muß ich Sie einfach bitten, mich sofort zu verlassen, und, so leid mir's thut, auf Nimmerwiedersehen."

„Nein, nein!" rief Don Pedro, die Faust vor dem Munde ballend. „Man kann sich einbilden eine fremde Sprache noch so gut zu verstehen; in Augenblicken, wo man das Beste und das Zarteste ausdrücken will, versagt sie doch. Sie verstehen mich nicht ganz. Hören Sie mich noch einmal an und lassen Sie mich in meiner sprachlichen Unbeholfenheit auch einiges unzart sagen, was gesagt werden muß und ich nicht geschickter zu sagen vermag. . . . Nun denn, ich möchte Ihr Freund sein, Ihr uneigennütziger Freund. . . . Sie quälen sich. Sie bemalen kleine Fächer für wenig Geld und müssen noch Dank sagen, wenn Sie der Abnehmer aus

irgend einer Modelaune nicht im Stich läßt. Sie haben Talent, viel Talent. Verwerten Sie es zu größeren Aufgaben. ‚Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken.' Streben auch Sie nach Höherem. Versuchen Sie's, richtige Bilder zu malen. Sie werden damit großen Erfolg erzielen. Und bis Sie diesen erzielen werden, lassen Sie mich für Sie sorgen. Lassen Sie mich etwas für Sie thun. Lassen Sie mich viel für Sie thun. Es wird mich glücklich machen. Ich verlange keinen andern Lohn dafür, als das Bewußtsein, einem schönen Talente zur verdienten Anerkennung geholfen zu haben, und die Freude, nach des Tages Mühen den Abend harmlos mit Ihnen zu verplaudern. Ich fühle mich bei aller Anerkennung und Auszeichnung, womit man mich hier zu Land überhäuft, wie in einer Wüste. Ich bedarf einer reinen vornehmen Seele, mit der ich offenen Herzens rückhaltslos verkehren kann, und ich mag, seit ich Sie kenne, mit niemand anderm intim verkehren als mit Ihnen. Ich bin wohlhabend, ich bin nach hiesigen Begriffen sogar reich. Es wäre mir wie ein Geschenk des Himmels, wenn dieser Reichtum Ihnen, ich will nicht sagen, Glück, aber Freiheit des Geistes, Sorglosigkeit des Daseins verschaffte. Und ich wiederhole noch einmal: Ich will mir mit alle dem nichts erkaufen. Ich verlange nichts. ..."

Sie waren wieder vor dem Hause Wesselbrunns angelangt. Nanda blieb mit dem Schlüssel in der Hand stehen und unterbrach ihn lauernd: „Sie verlangen nichts? ... Aber Sie nehmen doch alles, was Sie kriegen können, oder nicht?"

Der General zuckte die Achseln. „Ich nehme, jeder nimmt, was er kriegen kann. Aber ..."

Das Fräulein von Wesselbrunn lachte dem Redenden ins Gesicht. „Nein, Excellenz, kein Aber mehr! Brechen wir hier ab. Das müßte eine merkwürdige Heilige sein, die sich auf solch einen Antrag hin mit Don Pedro auf denselben Betschemel niederkniete. Ich für meinen Teil glaube nicht, daß die beiden viel miteinander beten würden."

Der General hob wie bittend beide Hände höher. „Gnädiges Fräulein ..."

Sie ließ ihn nicht weitersprechen. Den Kopf schüttelnd sagte sie: „Gute Nacht, Don Pedro, ich bin Ihnen nicht

böse. Ich sage sogar: Auf Wiedersehen! das heißt für später einmal! Aber nie, nie, nie wieder etwas von solchen Anträgen wie dieser! Nicht wahr? Nie wieder!"

Der Enkel der Conquistadoren biß sich in die schmale Lippe. Sein Gesicht hatte einen strengen und doch lächelnden Ausdruck. Er sah aus, als stünd' er im feindlichen Feuer still, weil's für den Gang der Schlacht notwendig, wenn auch keineswegs erfreulich war. Aber keine Fiber zuckte im Antlitz, das diesen Ausdruck wie eine eiserne Maske festhielt.

Nanda hatte die Thür aufgeschlossen und reichte ihm über den Schwellenstein die zwei letzten Finger der rechten Hand zum Abschied. Er küßte, kaum mit den Lippen ihn berührend, nur den dritten und verneigte sich dann tief, wie bei Hofe.

„Gute Nacht, General."

„Gute Nacht, mein gnädiges Fräulein."

Und der Schlüssel im Thürschloß drehte sich rasch klappend zwischen den beiden.

Achtes Kapitel.

Der Winter, mit dem das Jahr Neunundneunzig begann, war einer der seltsamsten und jedenfalls einer der mildesten, dessen sich die ältesten Berliner erinnerten. Hatte schon der Januar mehr Sonnenschein und blauen Himmel aufgewiesen als mancher verregnete Frühlings- und Sommermonat, so schien der Februar mit dem einzigen tüchtigen Schneefall am zweiten Tage das Winterwetter abgeschlossen zu haben, denn schon eine Woche später stieg die Temperatur auf neun und dann auf zehn Grad Reaumur. Don Pedro durfte mit einer gewissen Berechtigung seine Verwunderung über die weit verbreitete Verleumdung des norddeutschen Klimas ausdrücken. Viel wärmer wär's in seiner sonnigen Heimat im Winter auch nicht.

Man hatte es mit einer Ausnahme, mit einer besonderen Erscheinung in der Natur zu thun. Aber man freute sich daran.

Vor Gasthäusern und Konditoreien setzten sich die Menschen ins Freie und guckten die kahlen Bäume an, ob sie nicht auch bald ausschlügen. An einigen wollte man schon Knospen entdecken. Die Zweiräder waren überhaupt nur wenige Tage seit Weihnachten außer Gebrauch gesetzt worden. Und jetzt sah man sogar die zweireihigen „Kremser“ zu Landpartieen vor dem Brandenburger Thor anfahren, und unternehmende Wanderer wagten sich mit Hilfe der Bahn weit hinaus an die Ufer der Oberspree oder unter die immergrünen Föhren des Grunewalds.

Achtzehn Kilometer südlich von Berlin, hinter der Stadt, welche dem Kreise seinen Namen gegeben hat und bei den

Feinschmeckern der weiten Welt durch eine kleine schon von Goethe im Briefwechsel mit Zelter preislich erwähnte Rübe berühmt geworden ist, hinter Teltow liegt ein Schloßgut derer von Hake, mit seinem Park und Wald wohl der anmutigste Fleck auf Meilen in der Runde, Klein-Machnow geheißen.

Zur Wonnezeit der Flieder- oder Lindenblüte stellt sich der Ort aufs reizendste dar; aber auch an milden trockenen Wintertagen kann man an dem zwischen Wassern stattlich gelegenen Herrensitz, an der rissigen Schloßruine und am wettergebräunten Kirchlein im Kranze mächtiger Bäume seine Freude haben.

Keine Gegend in der Nähe der Reichshauptstadt ist denn auch von Malern so heimgesucht wie diese. In der milderen Jahreszeit siedeln sich ganze Schulen von Landschaftern mit ihren lehrhaften Häuptern in der Nähe an. Im Winter freilich ist's still und einsam da, wenigstens an Werktagen, wo keine Tanzmusik unternehmende Mägde mit ihren derben Knaben hinauslockt.

In diesem lauen Winter jedoch zog wohl der eine und die andre mit Skizzenbuch und Farbenkasten waghalsig schon vor der Zeit hinaus, und auch Nanda hatte, durch eine Photographie des Oertchens gereizt, sich in den Kopf gesetzt, die Gegend auf ein Bild hin zu studieren.

War's, daß das Wort des Generals, sie möchte vom Fächer zum Gemälde im Rahmen fortschreiten, unbewußt in ihr nachwirkte, war's, um neben dem künstlerischen Zwecke noch den rein menschlichen zu verfolgen, in dem abgelegenen Waldasyl einige Vormittage in Immanuels Gesellschaft ungestört zu verplaudern, die Abrede mit dem Geliebten war rasch getroffen und bald ausgeführt worden.

Sie hatten sich zwei Wochen nicht gesehen. Erst war Nanda durch Alma Seckenstedts gesellschaftliche Unternehmungen in Anspruch genommen worden; dann hatte Winkler auf Anraten seines Gönners Wendewalt sich für etliche Tage nach Leipzig begeben, um mit einem Verleger zu unterhandeln, der beiden Politikern als der richtige Mann für die neuzugründende Wochenschrift erschien.

Allein so zuversichtlich Immanuel ausgefahren, so niedergeschlagen war er zurückgekehrt.

Es war doch eine wunderliche Welt, die des Geschäftes mit all ihrem eingestandenen und verhohlenen Eigennutz, die billig Einkaufen und teuer Verkaufen als das oberste Gesetz aller menschlichen Bewegung betrachtet und für die Vermittelung eines Produkts an den Abnehmer mehr, weit mehr zu beanspruchen erlaubt, als der Mann des schöpferischen Gedankens und der ausführenden Kraft erhält, und solchen Widersinn für das Natürlichste in Handel und Wandel erachtet. Dabei kein Mut, eine Mark zu wagen, wo für höhere Interessen sich erprobte Kräfte in den Kampf begeben wollen, und dicht daneben eine an Trunkenheit mahnende Waghalsigkeit, wenn man der Mode, und wär's der albernsten Mode, zu dienen sicher zu sein glaubt.

Man hatte ihm mit der größten Bereitwilligkeit, ja mit zur Schau getragenem Wohlgefallen zugehört, seine Pläne geistvoll, seine Arbeitskraft als die zuverlässigste Stütze der Partei, die Teilnahme von Leuten, wie Wendewalt, der schlesische Magnat und andre waren, als kostbare Sicherheit erklärt, und als er am andern und am dritten Tage wiederkam, war von all den schönen Hoffnungen, die man vor ihm blendend hatte aufprasseln lassen, nicht mehr zu finden als wie leere Hülsen auf einem Feuerwerksplatz.

Der letzte Empfang bei dem Leipziger Buchhändler war von ungeduldiger Unfreundlichkeit schwer zu unterscheiden gewesen. Da hatte er denn an Wendewalt geschrieben, daß auf diesem Felde der Weizen der Partei nicht blühen werde, und war nach Berlin zurückgefahren, derweil der alte Demagogentrotz recht fühlbar in ihm wieder einmal aufbrodelte.

Wendewalt hatte ihn lachend empfangen. Hatte er nicht gesagt, daß es Geduld kosten werde, und Immanuel sich nicht gerühmt, daß er Geduld habe, und viel Geduld? War Geduld nicht die andre Hälfte des Talents?

Schon gut; aber es gibt kein Talent, das nicht Hungers stirbt, wenn man ihm nicht zu essen gibt, und Geduld übt sich nie schwerer als mit leerem Magen.

Ganz so weit war nun Winkler noch nicht, aber allerdings nicht mehr weit davon und seine Laune dementsprechend herb und sarkastisch, wie seine Hochachtung vor mühlos genießenden Menschen gering.

Diese Stimmung färbte denn auch auf die Unterhaltung der beiden Liebenden ab, so froh sie waren, sich endlich wieder einmal in Gottes freier Natur stundenlang aneinander freuen zu dürfen, und so viel ein jeder auch dem andern des Wichtigen und Ueberraschenden mitzuteilen hatte.

Es war ein goldiger blauer Tag. Die Sonne schien warm wie im Frühling und zeichnete in scharfen Schattenrissen, die sich sachte hin und her bewegten, die Nadelholzzweige auf den glänzenden Sandweg. Nandas Malgerät lag weit drüben auf der niedrigen Kirchhofsmauer unangefochten, während die beiden, von keinem Menschen belästigt, in der warmen Februarluft die mächtige jetzt entlaubte Allee hinter der Kirche an den Häuschen der Schloßbediensteten vorüber auf und nieder wandelten.

Jeder war überzeugt, dem andern die wichtigeren Neuigkeiten zu bringen. Aber nachdem Winkler all seinen Aerger, seine Enttäuschung, seine Menschenverachtung ausgekramt hatte, gab er vor Nandas Enthüllungen doch klein bei.

Zuerst war der Zorn über ihn gekommen, daß er die Fäuste ballte, wie einer, der es nicht erwarten kann, solch bodenlose Frechheit handgreiflich zu züchtigen. Aber mitten im aufwallenden Grimm war er plötzlich stehen geblieben und hatte laut aufgelacht, so laut und gellend, daß es der armen Nanda durch die Ohren ins Herz schnitt. Wie wund mußte die Brust sich fühlen, die also lachend sich Luft machte.

„O über die Welt, die schmutzige närrische verkehrte Welt!" rief Immanuel aus. „Was nimmt man sie nicht, wie sie sich gibt, und behandelt sie nicht mit ganzer Verachtung, wie sie's verdient, und betrügt nicht gemütsruhig diejenigen, welche nach gar nichts andrem dürsten und beten, als betrogen zu werden!"

„Immanuel!" flüsterte Nanda, die Hände wie vor Entsetzen faltend.

„Sieh mich nicht mit so erstaunten Augen an, Schatz," antwortete Winkler. „Sind wir nicht in einer fürchterlichen Lage, du und ich? Weißt du einen Ausweg, eine wirkliche Hilfe? Hab' ich nicht für Tausende gearbeitet hüben wie drüben? Wer gibt mir dafür ein Stücklein Brot? Ein tölpischer Kerl, der nichts gelernt hat als zwei Ziegelsteine

gerade aufeinander passen und Mörtel dazwischen schmieren, tobt und rebellert, wenn er mehr als acht Stunden im Tag arbeiten soll und dafür nicht so bezahlt wird, daß er mit Weib und Kind davon leben kann! Ich habe Bibliotheken durchgearbeitet und ohne Sonntag und ohne Feierabend mich in geistiger Frohn abgerackert jahrelang, um denen, die mich ausnützen, die Gedanken und die Worte zu liefern, die Waffen, mit denen sie für ihre Ueberzeugung und ihre Existenz kämpfen . . . wer gab, wer gibt mir dafür mein täglich Brot? . . . Hat es nicht den Anschein, als ob mich diese Partei ebenso wie die frühere nur dazu brauchte, ihr die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen, und wenn ich ihr nachher die verbrannten Pfoten zeige, mich achselzuckend darauf anzuweisen, sie mir selber zu lecken, sie würden dann schon heilen; Dank wäre sie mir dafür keinen schuldig. Und du, armes Ding, was ist dein Los? Die Arbeit deiner emsigen kunstreichen Finger ist aus der Mode, von heut auf morgen gestrichen, wie ein schlechtes Papier aus dem Kurszettel der Börse; nun kannst du — ja, was kannst du denn? Als Wärterin vielleicht in Taglohn gehen oder, was standesgemäßer ist, als Krankenpflegerin, als ‚Schwester' dein Frühstück, Mittag- und Abendbrot mit Gefahr deiner Gesundheit und deines Lebens verdienen, wohlverstanden deines allein, denn für deinen alten Vater bliebe dabei im einen wie im andern Falle nichts übrig, und doch muß für den alten leichtsinnigen Mann gesorgt werden. Wie willst du das? Keine Aussicht! Vor allen Fenstern die Laden zugenagelt und für Hoffnung kein Eingang! Da plötzlich wird die Thür eingestoßen, und vom Glorienschein des Retters umflossen steht ein alter Herr mit einem wunderlichen spanischen Bärtchen auf der Schwelle, wie eine Attrappe aus einer Spielschachtel gesprungen, und er sagt: ‚Laß mich dich einen um den andern Abend bei einer häuslichen Tasse Thee eine oder zwei Stunden anplaudern, rühre mir dabei den Zucker um und belüge mich, ich sei dir doch nicht gerade der Gleichgiltigste unter den Zeitgenossen, so will ich dich dafür reich machen und über alle Sorgen hinausheben. Tableau! Senex vult decipi, mundus vult decipi, ergo decipiantur. Da ist ein Greis, der kniefällig bittet: mach mir was weis! Da-

hinter die ganze Welt, die betrogen werden will, wie dieser Greis. Warum sollen sie ihren Willen nicht haben, der Greis und die Welt und die Parteien und die Politik und der ganze Kram von Menschheit? Decipiantur! In alten Zeiten gab's ein Buch De tribus impostoribus, davor allen Frommen die Haare zu Berge standen. Aber hatte die Schandschrift nicht in einem Punkte recht? Die großen Betrüger, die selbstsicheren Komödianten, die ihre Maske niemals, auch im Tode nicht lüften, das sind die Männer, die im Gigantenschritt durch alle Jahrhunderte wandeln, während die ehrlichen gutmütigen offenherzigen rasch ausgenützt und unters Pack geschmissen werden. Die andern ausnützen, das macht groß, berühmt und mächtig. Wer wird reich durch sich allein, wer wird reich, wenn er nicht versteht, andre für sich arbeiten zu lassen? Schere doch jeder den andern, der ihm gutwillig sein Fell darbietet; es wird ihm nicht jede Woche eins geboten werden. Und am Ende ist noch ein Verdienst dabei, die alten Tage des Heldengreises, der sich sonst in der Berliner Gesellschaft zu Tode langweilt, mit einer Abendstunde häuslichen Glücks, mit etlichen freundlichen Redensarten und dem Streicheln seiner eingefallenen Wangen seinem Vaterland und der Weltgeschichte zu konservieren. Darum schere das Schaf, das sich zutraulich an dich drängt; es hat ein goldenes Vließ und will geschoren sein. Um ein goldenes Vließ segelten die Heroen alle Küsten der bekannten Erde entlang und mordeten Menschen und äscherten Städte ein. Dir kommt's von selber zugelaufen und will nichts von dir als gute Worte. Es ist ein ehrlicher Handel. Warum solltest du davor zurückschrecken?"

Am Parkrand auf einem Hügel über dem Wege stand eine Holzbank. Winkler warf sich darauf und preßte die Stirn auf seinen Arm über dem Geländer. Nanda setzte sich neben ihn und, die Hand auf seiner Schulter, sprach sie sanft: „Mit dir geht die Rednergabe durch, Immanuel. Könntest du im Ernste den Gedanken fassen, daß ich meine Abende in traulichem tête-à-tête mit einem andern Manne verbrächte als mit dir?"

Immanuel, der sich aus seiner Verstimmung noch immer nicht herausfand, warf die Achseln hoch und sagte: „Man muß so manches lernen, wenn man nicht gelernt hat, als

Kapitalist auf die Welt zu kommen. Lieber, denn als Frau Spindler oder Frau Wendewalt, immer noch so. Und was bleibt dir andres übrig?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich dich behalten will und keinen andern."

Immanuel lächelte spöttisch vor sich hin. „Ich stand vor einiger Zeit ‚Unter den Linden', wo die Herrlichen der Erde zu Hofe fuhren, und ich ging vors königliche Schloß, um mir einen und andern dieser bevorzugten Sterblichen in der Nähe zu betrachten, wenn er aus der Kutsche stieg. Ich hatte damals noch keinen Gedanken, daß mich einer von ihnen als mein präsumptiver Nachfolger in deinem Herzen interessieren würde. . . ."

„Immanuel!" unterbrach die Geliebte seine bitteren Reden, und eine Thräne zitterte in ihrer Stimme.

Er überhörte sie und fuhr trotzend fort: „In der Menge waren Wichtigthuer, die jede dieser Größen mit Namen nannten, so auch den deines aufdringlichen Gönners von heute. Ich beguckte mir den Mann wie eine Rarität im zoologischen Garten. Er sah im Glanze seiner exotischen Uniform und seiner transatlantischen Orden aus wie eine Wachsfigur im Panoptikum und bewegte sich, wie wenn man ein Uhrwerk in eine solche Puppe gesteckt hätte. Krick-krack. Aber vornehm, aber erhaben über uns elenden Pöbel, na, schon wie hoch! Ich seh' ihn noch vor mir. Der war vielleicht einmal einer, jetzt ist er ungefährlich."

„Unschädlich vielleicht," antwortete Nanda, die Brauen zusammenziehend, „ungefährlich ist er gewiß nicht."

Die Antwort ärgerte Winkler, und er vergalt sie boshafter, als ihm lieb war, indem er sagte: „Man muß sehr empfänglich sein, um das zu finden."

„Vielleicht bin ich das. Du mußt es am besten wissen," sprach Nanda und stand rasch von der Bank auf.

Das brachte den Mißmutigen zur Besinnung. Er faßte mit beiden Händen nach ihr und ließ die Gekränkte nicht gehen. Sie wehrte sich nur halb. Aber schmerzlich klang es, wie sie ihm sagte: „Mach mich nicht verrückt mit solchen unverantwortlichen Redensarten. Was brauchen wir uns die Seele zu versauern; besorgt das nicht die Welt ohnehin?"

Er bat um Verzeihung und schalt sich selbst und schmeichelte ihr in Wort und Ton.

Sie sprach: „Wir sind wie Kinder, die mit einem geladenen Revolver spielen. Aber wir sind keine Kinder und sollten derlei gefährliche Spiele bleiben lassen."

Er gab ihr vollkommen recht, und dem leidigen Zwist der Verliebten folgte die übliche Versöhnung, die mit aller Herzlichkeit gefeiert wurde, so daß sie in ihrem Ungemach glückselig am späten Nachmittag auseinander gingen.

Aber in der trostlosen Lage, in der sich die eine wie der andre befand, kehrte auch die Verstimmung wieder, und dann spielten sie in ihrem Menschenhaß und Trotz wieder mit entsetzlichen Gedanken, die sie nie hätten berühren sollen, und machten sich mit Vorstellungen vertraut, deren Verwirklichung sie selbst nicht für möglich hielten, an die sie sich aber in ihrem Unmut, ohne es zu merken, gewöhnten.

Jung, leidenschaftlich und unbedacht, wie sie waren, fanden sie ein sauersüßes Vergnügen daran, den Teufel an die Wand zu malen, ohne dabei zu bedenken, daß man damit die Schrecken seines Anblicks abschwächt und der Gewohnheit, mit ihm umzugehen, vorarbeitet.

Neuntes Kapitel.

Das Wetter war schlecht. Es schneite zwar nicht wieder, aber es regnete um so mehr, und Nanda kam nicht zu weiteren Studien in freier Luft, um sich als Landschaftsmalerin zu vervollkommnen. Sie fing überhaupt zu zweifeln an, ob sie für diesen Zweig der Malerei geeignet wäre. Das kleine Genre, in dem sie ihre Fächer zu Besonderheiten ausgestattet hatte, war ihr lieb geworden wie eine eigene angeerbte mit allen guten Gedanken, unausgesprochenen Wünschen und naivem Uebermut jahrelang bestellte Domäne. Sie bekam Heimweh nach dieser Art von Arbeit. Auch hatte sie ja dank der Verwendung des amerikanischen Diplomaten wieder Aussicht, mit schönen Fächern Geld zu verdienen. Das war edel und gut von Don Pedro gewesen, seinen Einfluß in der Gesellschaft so rasch für sie geltend zu machen. Kein andrer ihrer Bekannten hatte ihr je so erwünschte Hilfe gebracht. Sie durfte ihm darum manch andres verzeihen. Und wie leicht verzeiht ein schönes Weib auch etwas vorlaut dargebrachte Verehrung.

So machte sich Nanda wieder in ihrem behaglichen Winkelchen die Staffelei zurecht und sann sich in all' ihrer Trübsal etwas Lustiges und Gefälliges aus, womit sie den nächsten Fächer zieren wollte. Es ist in jeder Kunstleistung so viel Trost, und dieser Trost ging auch auf ihr geplagtes Herz von ihrer Arbeit aus.

Leider waren die Tage nicht nur kurz, sondern auch trübe, so daß ihre Thätigkeit nicht allzu hurtig vorwärts gedieh. Auch quälte sie Frau Seckenstedt reichlich mit gesellschaftlichen Zumutungen, und wenn sie schon nicht jede

Einladung annahm, alle konnte sie doch nicht ablehnen. Sie war der artigen Frau, die sie immer auszeichnend behandelt hatte, für manche Aufmerksamkeit zu Dank verpflichtet; überdies wollte sie den Zusammenhang mit der guten und glänzenden Gesellschaft nicht verlieren, und endlich war es ihr nicht unangenehm, zuweilen ein Halbstündchen mit dem überaus klugen und artigen alten Herrn zu verplaudern, der ihr so große Gefälligkeit erwiesen und dessen Zuneigung sich seit jenem nächtlichen Gespräch in der Eichendorffstraße zu ähnlichen Anträgen nie wieder verstiegen hatte.

Don Pedro behandelte sie nach wie vor mit Auszeichnung, aber mit einer höflichen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die keine Nonne hätte kränken können. Und doch schmeichelte es ihr, zu merken, daß der bedeutendste Mensch dieses Kreises, vor dem alle sich bückten und Räder schlugen, nur ihretwegen in ihm erschien.

Alma Seckenstedt, die dafür ein Auge hatte und den Gesandten ihrem Salon um jeden Preis erhalten wollte, gab sich nun besondere Mühe, das Fräulein von Wesselbrunn an sich zu fesseln. Zu kleinen parties wäre dieses nun freilich nicht wieder einzufangen gewesen. Es hatte jedesmal, wenn solche vorgeschlagen wurden, eine merkwürdig plausible Ausrede; aber am jour fixe durfte Nanda doch nicht jedesmal fehlen, ohne es mit der guten Geheimrätin zu verderben.

Es war auch Immanuels Meinung, daß sie mit der Gesellschaft nicht jede Fühlung aufgeben sollte. Und so ging sie denn fast jede Woche einmal nach der Tauenzienstraße, auch wenn ihr wenig oder gar nichts daran gelegen war. Das Beste blieb, daß nach vollendeter Dienstleistung ihr Liebster sie unterwegs erwartete und heimgeleitete.

So war's auch heute gewesen. Nach der langen Weile um so ersehnteres Labsal. Don Pedro war merklich schweigsam, man hätte sagen können, traurig erschienen. Er schob's auf Verdruß in seinen Amtsgeschäften, aber er sah sie dabei so seltsam an. Sie hätte sich vor ihm fürchten mögen. Und doch war jedes Wort eitel Verehrung und Güte. Aber die Verstimmung grub Schatten in sein sonst so frisches Gesicht und ließ ihn älter erscheinen, als er gewöhnlich aussah und

auszusehen wünschte. Allein was in ihm vorging, ließ ihn heute auf sein sonst so sorgsam gepflegtes Aeußeres weniger acht haben. Eine Ahnung, daß seine tapfere Seele nicht so fast durch amtliche Widerwärtigkeiten verdüstert sei als vielmehr durch ihr streng ablehnendes Verhalten gegen sein verschwiegenes, aber nicht minder heftiges Wünschen, dämmerte wohl in ihr auf. Der Wackere that ihr leid, aber die Stimme des Geliebten übertönte bald jede andre und ließ, was noch vor einer Viertelstunde um sie vorgegangen war, weit, weit zurücktreten. Was kümmerte sie die ganze Welt, war er bei ihr und sie bei ihm!

Immanuel war heut im schnöden Regenwetter bei besserer Laune als neulich im schönsten Sonnenschein im lieblichen Klein-Machnow. Er hatte mittlerweile eine Unterredung mit dem Landrat Wendewalt gehabt und dieser ihm bedeutet, daß man nur über allerhand Mißerfolge hinweg zum gewünschten Ziele gelange und der störrische Mensch in Leipzig nicht der einzige Verlagsbuchhändler Deutschlands sei. Wenn die Magnaten der Partei sich nur zögernd zu Geldopfern entschlössen, so wäre das auch noch kein Wunder, denn Geldgeben thäte weh auf der rechten wie auf der linken Seite; die Hauptsache bliebe, daß endlich doch Opfer gebracht würden, und das müßte eben abgewartet werden.

Bei Immanuels sanguinischer Veranlagung genügten solche Worte des zuverlässigen Mannes, um für eine Zeit lang alle bösen Geister von seiner Seelenstimmung fernzuhalten. Und so waren die beiden Liebenden wieder einmal mit leeren Taschen doch voller Zuversicht und schmiedeten reizende Pläne, wie sie sich das gemeinsame Leben herrlich und in Freuden ausbauen wollten, wenn, ja wenn das Glück endlich einmal käme.

Es hatte Mitternacht geschlagen, als die beiden Arm in Arm unter einem nassen Regenschirm in der Eichendorffstraße anlangten und auf dem jenseitigen Bürgersteig hin gingen, um zu schauen, ob in Papas Schlafzimmer, das nach der Gasse lag, noch Licht wäre.

Wie staunten beide, als sie sämtliche Fenster der Wohnung hell erleuchtet sahen, nicht anders, als wäre große Gesellschaft bei Wesselbrunn.

„Was hat das zu bedeuten?"

Immanuel spöttelte: „Am Ende halten Se. Excellenz in feierlicher Mitternachtsstunde bereits beim Vater um deine Hand an."

Nanda ging auf den Scherz nicht ein und stand stumm, als könnte sie auf einmal nicht weiter. Etwas wie schlimme Ahnung, wie peinigende Furcht löschte plötzlich alle Flammen auf dem Herd ihrer übermütigen Phantasie aus. Sie sagte rasch, daß der Vater in letzter Zeit nicht eben anders gewesen wäre, als seit Monaten, meist in sich verschlossen und wortkarg, dann des öfteren wieder von einer jäh ausbrechenden für sie ganz unmotivierten Heiterkeit, immer aber freundlich und liebevoll zu ihr.

Sollte jemand zu Besuch gekommen sein? Wer denn? Es kam ja seit Jahren niemand mehr — außer etwa ihre Kunden und Verehrer in ihre Werkstatt. Warum aber dann das viele Licht?

So fragte sie sich auf der Straße, während sie die Antwort auf diese Fragen doch sofort einige Treppen höher erhalten konnte. Aber es war, als fürchtete sie die Antwort und wollte noch die letzte glückliche Minute auskosten. Sie faßte fest Immanuels Hand, als wünschte sie, daß er sie zurückhielte. Der aber war ahnungslos und hielt sie nicht. Im Gegenteil riet er, nur rasch hinaufzugehen und nachzusehen. Er wollte für alle Fälle noch eine Viertelstunde hier unten Posten stehen, ob sie etwa seiner bedürfte, so unwahrscheinlich ihm das auch vorkam, denn es war doch immerhin das Glaublichste, daß der Geheimrat einen unverhofften Gast bewirtete.

Nanda nickte dazu nur mit dem Kopf und that auch die fest geschlossenen Lippen zum Scheidegruß nicht mehr auf. Ein kurzer Händedruck war alles, was sie dem Geliebten noch gönnte. Der gebieterische Drang, so rasch wie möglich zu dem alten Manne hinauf zu gelangen, hatte nach längerem Zögern jetzt ganz und gar von ihrem Denken Besitz ergriffen. Sie flog die Treppe hinauf und erschloß geräuschlos die Wohnung. Noch die Klinke in der Hand, horchte sie. Es war alles still.

Sie warf den nassen Mantel ab, streifte die Gummi-

galoschen von den Tanzschuhen und trat in Gesellschafts-toilette, wie sie war, beim Vater ein.

Dessen Kleidung paßte vollkommen zur ihrigen.

Er saß in schwarzem Frack und weißer Krawatte, die Kette mit den kleinen Orden im Knopfloch, den großen Stern, der ihm beim Abschied aus dem Dienste verliehen worden war, auf der linken Brust, die linke Hand in der Hosentasche, den rechten Ellenbogen auf dem Speisetisch, eine Sektflasche vor sich, eine Cigarre zwischen den Fingern, und rauchte stumm in Gedanken verloren vor sich hin — er, der nur selten rauchte und gewöhnlich nur Wasser trank.

Als er das Eintreten der Tochter bemerkte, legte er rasch das Kraut beiseite, stand höflich auf und kam ihr grüßend entgegen. Er schien sehr erregt, aber doch voll Haltung, seine Augen leuchteten sie an. Wieder stieg der Argwohn in der Tochter auf, der alte Herr tröste sich mit stillem Zechen. Aber ein Blick auf den Tisch widersprach dem Verdacht. Die Flasche war gar nicht entkorkt, das Glas war leer und ungebraucht.

„Ich habe mir nicht versagen können, dich heute zu erwarten und feierlich, wie's die Sache will. Mein Herz ist voll. Ich muß es aussprechen und Wiederhall finden. Liebes gutes Kind, umarme mich. Freue dich mit mir. Unser Glück ist gemacht."

„Wirklich?" fragte Nanda erstaunt. Ihr Herz schlug schneller, aber es ward ihr nicht leicht, an die Botschaft zu glauben. Sie wußte selbst nicht warum. Doch sie gehorchte dem Alten, der sie an den Tisch zog und, nachdem er ihr einen Stuhl zurecht gerückt hatte, in derselben Haltung, wie sie ihn gefunden hatte, wieder Platz nahm.

„Gestatte," sagte er, wie wenn er ihr ein Glas einschenken wollte. Sie aber wehrte dankend ab, und er setzte die Flasche wieder in den Kübel zurück, ohne zu gewahren, daß sie zum Eingießen nicht geöffnet war.

„Erlaubst du?" fragte er höflich, die Cigarre wieder anfassend.

„Aber Papa!"

Und er rauchte eine Zeit lang schweigend weiter.

„Du wolltest mir eine Mitteilung machen, Vater," hub Nanda schüchtern an.

„Eine Mitteilung! Das klingt so geschäftsmäßig, so kühl, so unbeteiligt. Sei doch nicht so ablehnend gegen deinen Vater. Freue dich und gib mir auch ein Zeichen deiner Freude, damit ich sehe, du habest noch ein Herz für mich. Scheint dich doch bald jeder Fremde mehr zu interessieren als ich. Wahrscheinlich, weil ich ein armer Teufel war. Aber das ist nun aus, hurra, das ist vorbei, und du sollst dich mit mir freuen. Ich will es. Ich kann's verlangen. Das ist Kindespflicht, das ist natürlich, und das Gegenteil wäre unverantwortlich und abscheulich."

Er hatte sich in wachsender Erregung vom sanften Vorwurf bis zum Ton heftiger Anklage gesteigert, und helle Thränen liefen ihm über das zuckende Gesicht, das vor Nandas liebkosenden Händen heftig auswich.

„Aber, Papa, von ablehnender Kälte kann doch keine Rede sein. Du hast mir ja noch gar nichts gesagt, worüber ich mich freuen soll. Kein Mensch auf der Welt kann bereitwilliger sein, Freude zu empfangen, und für Freude dankbarer sein als ich, vor allem für Freude, die dich, mein guter Vater, so sehr erregt. Das muß ja etwas Großes sein. Aber vor allem sprich doch aus, was dich bewegt. Ich ahne ja nichts."

„Das ist's eben, was mich kränkt," fuhr er leidenschaftlich fort. „Ihr Frauen habt so wunderbar feines Gefühl; wir Männer sind geborene Stümper gegen euch im Vorausfühlen, im wortlosen Begreifen, im Ahnen, wie du richtig sagst. Du ahnst nichts und doch hast du das richtige Wort getroffen: es ist etwas Großes, ja, etwas ganz Großes, und ich danke es nur mir allein."

Er hatte bei den letzten Worten den Kopf hoch aus den Schultern gehoben, den Hals gestreckt und die Züge seines Gesichts geglättet. Auch der wilde bellende Ton väterlicher Entrüstung und empfindlicher Kränkung hatte sich bis zum Flüstern gemildert. Er sah jetzt sanft und schön aus, und über seiner ganzen Erscheinung war hoheitsvolle Würde ruhig ausgebreitet.

„Sprich, sprich!" sagte Nanda, die beiden Hände wie andächtig gefaltet. Ihr Gesicht drückte mit Willen die größte

Aufmerksamkeit aus, innerlich hämmerte aber das arme Herz vor Angst und Ungeduld.

„Du weißt,“ hub der Geheimrat an, den Rauch der Cigarre langsam seitwärts aus den Lippen blasend und dann mit der Hand auch den äußersten Wölkchenfaden vor ihr wegjagend, „du weißt, was mir zum eklatanten Erfolg meiner jahrelangen Berechnungen immer gefehlt hat, peinlich gefehlt hat: die ersten Tausende, die man in der Hand haben muß, unbedingt zur freien Verfügung haben muß, wenn man mit einem Gedanken, sei's mit dem glücklichsten Gedanken, reüssieren soll. Nun haben sich in letzter Zeit, so vor einem Vierteljahr etwa, gewisse Geschäftskonjunkturen so eigentümlich gestaltet, daß wir ... Willst du, daß ich dir die Lage der Dinge mit allen Besonderheiten ganz genau darlege? Es dürfte für eine alltägliche Dame zwar etwas schwierig zu verstehen sein, für dich aber keineswegs. Ich brauche bloß etliche Papiere zu holen. ...“

Er machte Miene, sich zu erheben. Aber seine Tochter hielt ihn sanft zurück und sagte mit Ton und Blick so einschmeichelnd, als sie vermochte: „Es wird mich aufs höchste interessieren, Papa, aber gib das Ausführliche nachher und vor allem in großen Strichen die Hauptsache. Das wird für mein Fassungsvermögen das klügste sein.“

„Ja, ja,“ sagte der Alte freundlich und streichelte die schmale Hand, die sich auf seinen Arm gelegt hatte. „Wo war ich stehen geblieben?“

„Du sagtest, die Geschäftslage war, vor einem Vierteljahr etwa, so eigentümlich gestaltet, daß dir ...“

„Ja, daß mir eines Abends wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf schoß, sie zu nützen, auszunützen und um keinen Preis der Welt abermals unbenützt vorübergehen zu lassen, wie schon so oft. Das war nur durch ein Opfer möglich. Ein fürchterliches Opfer. Aber wer klar erkennt und stark will, der schaudert nicht lange vor dem Fürchterlichen. Ich hab' es dargebracht, das Opfer, ich hab' es gebracht, dir, mir, unserm Schicksal. Es mußte sein, sage nichts dawider. Ich wußte, daß es gelingen werde. Ich wußt' es sicher, mit dem Einmaleins in der Hand wußt' ich's. Es ist gelungen!“

Er lachte höhnisch und frohlockend und stand auf, die innere Unruhe, die in ihm kochte und in diesem Bekenntnisse überkochte, ließ ihn nicht mehr still sitzen. Er machte ein paar lange Schritte, dann stellte er sich hinter seinen Stuhl und nahm die Lehne unter beide Hände, wie Redner zuweilen pflegen. Aber er sagte noch nichts, sondern wiegte nur ein wenig den Oberkörper vor und zurück, seine vor ihm sitzende Tochter lächelnd betrachtend, als freute er sich ihrer Spannung.

Nanda lief's eiskalt über den Rücken, aber sie durfte ihre Besorgnis nicht zeigen. Nur leise fragte sie: „Und welches Opfer brachtest du denn, guter Papa?"

„Ein Opfer, vor dem sich mein ganzes Wesen, meine Vergangenheit, mein Rechtsbewußtsein lange sträubten. Ich mißbrauchte — scheinbar! nur scheinbar! nur vorübergehend! — ein Vertrauen, ich erlaubte mir einen Uebergriff in amtlichen Betrieb. Ich durfte mir das erlauben, denn ich war meiner Sache gewiß, so gewiß wie, daß zweimal zwei vier sind. Ich mußte ihn mir erlauben, diesen Uebergriff, denn anders ging's nicht zu machen. Es war, als reckte mir einer im Schlafe die Hilfe mit vollen Händen hin, und ich nahm sie, ja ich nahm sie und ... das Gewitter, die Gefahr, die namenlose Todesangst gingen vorüber. Ich konnte, was ich genommen hatte, wiedergeben, ehe der hilfreiche Träumer erwachte. Als er die Augen aufthat, war alles wieder wie zuvor bei ihm ... ich aber war ... ein reicher Mann geworden."

Der Geheimrat hatte bei dieser Rede den leichten Ton des geschäftlichen Berichterstatters bis zur leidenschaftlichen Heftigkeit eines sich vor der Anklage sträubenden Verbrechers gesteigert, um ihn zum Schluß aus heftigem Schreien zu triumphierender Ruhe des selbstbewußten Siegers abzuglätten. Hörbar durch den offenen Mund atmend stand er da.

„Was hast du denn gethan?" fragte die Tochter ganz leise.

Er antwortete: „Aus der Kasse meiner Baubank ein Darlehen genommen. Von einem Alltagsmenschen würde es heißen: die Kasse meiner Baubank angegriffen, bestohlen ... von einem Uebermenschen, wie ich einer bin, von einem

weitdenkenden alle Zufälle berechnenden des Ausgangs sicheren Herrenmenschen kann es nur heißen: er hat seine schier übernatürliche Voraussicht ebenso kühn wie glücklich ausgebeutet. Es könnte das erstere überdies nur heißen, wenn es irgend jemand wüßte. Aber auch das gehört zum Vollendeten: es weiß es niemand als ich und du, und das ist ja in diesem Falle so gut, als wüßt' es niemand außer mir. . . . Oder könntest du mich verraten, ans Messer liefern? Du? Du? Mein Kind seinen Vater? Einen Vater, wie ich dir immer einer gewesen bin? Der auch jetzt das Unglaubliche, ja Barbarische nur aus dem Grunde gethan hat, um dir alle Müh und Plage zu vergelten, um dich glücklich zu machen, dich, du Undankbare? Und du kannst es über die Lippen bringen, du wagst es zu denken und fällst nicht händeringend auf die Kniee, meine Verzeihung zu erflehen? Die Verzeihung des armen verratenen Mannes?"

Er schrie wie ein Wütender und weinte wie ein Kind. Nanda brach der Angstschweiß aus den Poren. Sie hob nun wirklich die Hände wie eine Flehende, aber sie sagte nur: „Warum soll ich denn deine Verzeihung erflehen? Ich habe nichts gesagt, kein Wort ist über meine Lippen gegangen."

„Aber du denkst es!" rief er, den Zeigefinger drohend ihr entgegenstreckend. „Ich kenne dich, ich lese in deinem Herzen, als wenn es von durchsichtigem Glase wäre; ich weiß, daß du denkst: Mein Vater hat anvertraute Gelder unterschlagen, mein Vater ist ein Verbrecher!"

Nanda konnte nicht nein sagen, sie schluchzte nur laut auf und barg ihr Angesicht in die Hände, eines neuen Zornausbruchs gewärtig.

Aber der Geheimrat schien ihr Schweigen gar nicht zu beachten. Er fuhr auf einmal wieder ganz hoheitsvoll weiter: „Du kannst nichts dafür. Auch du siehst nur mit den Augen gewöhnlicher Sterblicher. Jawohl wär's von jedem andern ein Verbrechen, ein gemeines Verbrechen; von mir ist's ein Geniestreich, der Gutes, unendlich viel Gutes bringt und doch dabei niemand schädigt, niemand!"

„Ich begreife dich nicht, Papa!" sagte Nanda, fast ohne es zu wollen.

„Ja so, ich habe mich noch nicht deutlich gemacht, noch nichts erklärt," sagte Wesselbrunn, setzte sich breitbeinig vor sie hin und fuhr also fort: „Und doch ist die Geschichte verflucht einfach, über allen Glauben einfach. Ich nahm das Geld aus der Kasse meiner Bank, die für den Rechtsbeistand der Gesellschaft, für mich, nicht verschlossen war, viel Geld, so viel Geld, als ich brauchte, um einen ergiebigen Schlag zu thun. Des Erfolges war ich gewiß; so war's nur ein Darlehen, ein Darlehen, wie ich schon bildlich ausgedrückt habe, bei einem Schlafenden, der zwar nichts gewähren, aber auch nichts verweigern konnte, aber eben doch nur ein Darlehen. Ach, vier Tage später hatte ich meinen Gewinn, meinen großen Gewinn eingestrichen und meinen Gläubiger, meinen, um im Bilde zu bleiben, noch immer schlafenden von nichts wissenden arglosen Gläubiger bezahlt. Es fehlt kein Heller in der Kasse, sie kann jeden Augenblick revidiert werden, und ich bin ein gemachter Mann."

Nandas Atem flog und hob ihren Busen, sie starrte den Greis an, der glücklich wie ein Triumphator vor ihr saß und ihr ein haarsträubendes Geständnis mit lächelnder Miene preisgab, als ob er über eine gelungene Wette bei einem Pferderennen berichtete. Es ward ihr zu Mute, wie wenn man sie gezwungen hätte, eine Stunde lang in ein Kaleidoskop zu sehen. Der Vater stiehlt, unterschlägt, gewinnt Unsummen, zieht sich den Galafrack an, um ihr das mitzuteilen, gebärdet sich wie von ihr verachtet und nennt sich selbstzufrieden einen reichen Mann. . . . Ein entsetzlicher Gedanke stieg vor ihr auf und blieb vor ihr haften. Sie konnte der Vermutung nicht mehr ausweichen. Und Todesangst fiel über sie.

Sie hätte aufschreien, nach Hilfe schreien mögen, Immanuel stand vielleicht noch unten und wartete auf einen Hilferuf. Sie hätte Hilfe jetzt so nötig gehabt, und sie durfte doch nicht zu rufen wagen. Das hätte ihn außer sich gebracht, und den Rasenden hätte der eine Mann nicht bewältigt.

So erhob sie keinerlei Widerspruch und fragte nur sanft: „Also wirklich, wir haben Geld? Wir sind reich?"

„Haha," lachte der Vater; „du zweifelst noch, du Kleingläubige? Haha, du hättest die langen Gesichter sehen sollen

chegestern auf der Börse. Der alte Wesselbrunn hat es ihnen gezeigt, wie's gemacht wird. Und denken, daß ich dies schon vor Jahren, schon immer hätte können, wenn ich über die unerläßlichen Anfangsummen hätte verfügen können ... oh, die Galle würgt einen. Dann hätten sie auch schon früher an mich geglaubt, wie sie jetzt an mich glauben mußten ... ja mußten ... und wie du auch wirst glauben müssen ... sogleich, wenn ich will, haha! Da, überzeuge dich, da, nimm und sieh!"

Er hatte in die Brust gegriffen und warf eine alte dicke lederne Brieftasche zwischen sich und sein Kind.

Nanda hatte bis zu diesem Augenblicke sich des Gedankens nicht erwehren können: es ist alles nicht wahr. Sie flehte zu Gott, daß alles nur gelogen sein möchte. Oh, wie viel tausendmal besser war der Vater nur ein Lügner und Aufschneider, doch kein Verbrecher, kein Räuber anvertrauten Gutes. Aber da lag die Brieftasche bauschig gefüllt vor ihr, und jetzt hatte sie nur mehr den einen Wunsch, den sie nicht unterdrücken konnte: „Vater, ist denn auch wirklich alles Fehlende wieder ersetzt? Ich bitte dich, sag mir's genau!"

„Wofür hältst du mich?" antwortete der Geheimrat ungeheuer würdebewußt. „Hätte ich mich sonst solchen Wagnisses unterfangen, wenn ich die Situation mit meinem Denken nicht beherrscht, aber auch vollkommen beherrscht hätte? Ausgeglichen auf Heller und Pfennig. Selbstverständlich! Ich wollte schon scherzweise die Zinsen für acht Tage hinzufügen; aber solch ein gewagter Scherz hätte den Kassierer leicht stutzig machen können und Weiterungen herbeigeführt, von denen man nicht wissen konnte ..." Er zuckte die Achseln, als wollt' er die überängstliche Tochter zum Spaß noch einmal furchtsam machen, lachte sie dann aus und sagte, die Brieftasche mit dem Handrücken ihr zuschiebend: „Nimm nur, es klebt kein Fluch daran."

Sie nahm hin und zog die Lederzunge aus der Klammer, um am Inhalte die Wahrheit zu erproben.

Der Vater legte hindernd seine Hand auf die ihrige. „Nicht jetzt, nicht vor meinen Augen! Es gehört ja dein! Wirtschaft- und Nadelgeld vorläufig. Des mehreren ein andermal. Aber ich will nicht Zeuge deiner Ueberraschung sein!"

„Wie du befiehlst," antwortete Nanda, die jetzt nur darauf bedacht war, den Alten zu Bette zu bringen. „Ich bin so müde, daß ich mich gar nicht nach Gebühr freuen kann. Verzeih, wenn ich das viele Licht mindere."

„Ich will dir helfen," sagte der Greis und löschte, obschon er auf etwas wankenden Knieen ging, den Arm aufreckend eine Gasflamme nach der andern aus, ehe Nanda eine Kerze hatte anstecken können. „So, so!" sagte er, „da wär' es ganz dunkel. Du brauchst Schlaf, schlaf' dich in dein Glück hinein. Auch ich brauche Schlaf, denn mir bleibt noch viel, unendlich viel zu thun und zu besorgen. Denk' nur allein, die Ueberlegung, solch ein großes Vermögen gewinnbringend anzulegen und zu verwalten. Ich brauche wahrlich Erholung und Schlaf, viel Schlaf. Aber ich schlafe schon seit Wochen nicht mehr. Keine Viertelminute. Und immer denken und grübeln, grübeln und rechnen! Unablässig! Tag und Nacht! Nun, es ist zu deinem Besten. Du aber mußt schlafen. Du bist ein Weib, und Weiber sind schwach und der Erholung, der Erquickung durch den Schlaf noch ganz anders bedürftig als wir Männer, die Kräfte zuzusetzen haben. Uns schadet es nichts, wenn wir eine Nacht durchkalkulieren. Dafür sind wir am folgenden Abend wieder reicher als zuvor. Ah, es ist schön, reich sein und es zu wissen!"

Er streckte sich gähnend aus. Dann beugte er sich mit den Lippen auf das Haupt seines Kindes. „Gott segne dich! Und schlaf' aus, reiches Mädchen. Das war heut eine lange Sitzung, ja, eine lange Sitzung . . . aber schön, schön! Auch der Wein war vorzüglich. Gute Nacht, Kind!"

Auf Zehen schlich er wiegenden Schrittes hinaus. Sie folgte ihm mit dem Licht, das sie nun rasch entzündete, die Brieftasche lag noch auf dem Eßtisch. Sie half dem Vater den Staat abthun, sie brachte ihm den Stiefelzieher vor den Lehnstuhl, sie stellte das Nachtlämpchen zurecht und küßte ihm die Hand. Im Abgehen aber zog sie heimlich den Schlüssel, der innen steckte, aus der Thüre, damit er sich nicht einschlösse und sich, eingeschlossen, Schaden thäte. Sie ließ die Thür angelehnt, ohne sie zuzudrücken. Er merkte es nicht. Sie hörte ihn drinnen leise singen und auf weichen

Pantoffeln ein paarmal hin und wieder gehen. Dann ward es stumm und stille, daß sie die Wanduhr zwei Zimmer weit herüberticken hörte. Nun war er doch wohl eingeschlafen oder brütete schweigend vor sich hin.

Da eilte sie in den Speisesaal zurück und öffnete die Brieftasche. Eine Menge kleiner Papiere fiel ihr über die Hände, auch größere waren darin, meist unbezahlte Rechnungen verschiedener Lieferanten und einzelne Blätter von des Vaters Hand mit Zahlen in den verschiedensten Ordnungen beschrieben. Es sah ungemein sauber und klar aus, aber sie verstand nichts davon und suchte weiter, eine Falte nach der andern öffnend. Von Geld, Papiergeld oder Geldpapier keine Spur.

Die Befürchtung, die so beängstigend in ihr aufgestiegen war, bestätigte sich vor ihren suchenden Augen und überwältigte sie. Ihre Stirn fiel auf ihre Hände und ihre Thränen strömten darüber hin. Armer Vater! Aermere Tochter!

Fröstelnd, schaudernd erhob sie sich nach einer Weile, warf ihren Flitter ab und wusch sich die Augen. Es half nicht viel, die Thränen kamen immer wieder. Ihre ganze Zukunft starrte ihr wie ein schwarzer Abgrund entgegen, eine unergründliche Tiefe voll Greuel und Qual.

Was half da alles Kopfzerbrechen! Es mußte vor allem das Notwendige gethan werden. Und sie that's.

An Schlaf war diese Nacht nicht zu denken. Sie schrieb zunächst an den Hausarzt ausführlich; was sie soeben erlebt hatte, nur von der Unterschlagung schrieb sie nichts. In allem Elend hoffte sie noch, daß dieses Aergste sich so wenig bewahrheiten möchte, als sich der von dem Kranken daran geknüpfte Erfolg bewahrheitet hatte. Doch alsbald schob sich vor diese Hoffnung die Befürchtung, daß auch nur das Aergste wahr sein könnte, daß der Vater mit unseligen Händen an fremde Gelder gegriffen und über dem Bewußtsein, daß er seinen Raub verspielt habe wie sein eigenes Vermögen, den Verstand verloren habe.

Der erste Brief war ihr, so schrecklich sein Inhalt, rasch aus der Feder aufs Papier geflossen.

An wen sollte sie den zweiten schreiben? Wer sollte ihr,

ohne aufzufallen, ohne Verdacht zu erregen, die Gewißheit bringen, wie sich ihr Vater zu jener Baubank verhielt, der er Syndikatsarbeiten geliefert hatte, deren Syndikus er sich zuweilen nannte, wie er sich zu deren Kasse hatte verhalten können. Nur einem zuverlässigen Freunde, der ein angesehener einflußreicher Mensch war, konnte sie sich vertrauen, und nur ein solcher ohne aufzufallen sich hinreichend erkundigen.

Mit dieser Ueberlegung war auch der Name des einzigen Mannes gegeben, dem sie vertrauen, auf den sie sich ganz verlassen konnte in so heikler, so gefährlicher Angelegenheit. Ehe sie den Brief begann, malte sie nachdenklich aufseufzend den Namen, die Titel und die Wohnung Wendewalts auf einen Umschlag, an dessen linker Ecke sie das großgeschriebene Wort „dringend“ dreimal unterstrich.

Der Brief war kurz. Er enthielt nur die Bitte an den bewährten Freund der Familie, sie eines großen Unglücks halber am nächsten Morgen zu besuchen. Ehe der Tag graute, weckte sie die Magd, die von nichts wußte, und hieß sie die beiden Briefe, einen nach dem andern, bestellen.

Bald, nachdem diese mürrisch und verschlafen aus dem Hause gegangen, war auch der Vater wieder laut geworden.

Nanda stand horchend vor seiner Kammerthür. Aber bald schrie er so heftig, daß man es auch im letzten Zimmer hätte hören müssen, man habe ihm seine Brieftasche gestohlen, eine Brieftasche von unendlichem Werte, nicht allein des Geldes wegen, das sie enthielt, sondern vorzüglich wegen einer Menge mühsam und sorgfältig hergestellter Berechnungen, die er in ihr geborgen habe und die, wenn verloren, gar nicht zu ersetzen seien. Er rief, er bat, er fluchte, dann hörte man ihn das Unterste zu oberst kehren, weil er seinen Zimmerschlüssel verlegt habe und diesen nicht finden könne. Er warf die Möbel durcheinander, er schmetterte mit aller Wucht seines Leibes gegen die Thüre, Nanda fürchtete, jeden Augenblick werde das Holz oder die Angel nachgeben und er herausstürzen. Sie hatte keine Furcht mehr für sich; aber was wurde aus ihm, wenn sie ihn nicht halten konnte und er auf die Straße davonstürmte, weiß Gott wohin?

Die Thür widersteht. Die Klinke einfach aufzudrücken,

fällt dem Tobenden nicht ein. Er hält sich für eingeschlossen. Nanda hört ihn wimmern. Er muß sich in seiner Heftigkeit weh gethan haben. Und sie kann ihm nicht helfen, seinen Schmerz nicht lindern. Und der Arzt erscheint noch immer nicht. Und was will er helfen, wenn er allein kommt? Und wenn er nicht allein kommt? ... Wie entsetzlich dies alles!

Der Arzt kam später, als sie erwartet hatte. Aber er kam nicht allein. Ihr Brief war deutlich genug gewesen, daß der Umsichtige sich mit den nötigen Wärtern versehen hatte.

Das Zimmer des Kranken beschritt der Arzt allein. Nanda durfte bald darauf eintreten. Sie ließ es sich nicht nehmen. Die Wärter saßen vor der Thür auf dem Gange. Wendewalt erschien, da noch der Sanitätsrat seine Beobachtungen anstellte. Von den Zweien auf dem Gange erfuhr er, was man hier befürchtete. Der Anblick der drei Menschen im Zimmer bestätigte ihm bald, daß die Befürchtung nicht grundlos gewesen war. Der Arzt hielt die Dazwischenkunft Wendewalts für sehr erwünscht. Der alte Freund konnte den Patienten, der jetzt ganz ruhig mit seiner Tochter und dem Medikus Kaffee trank, leichter als ein andrer zu einer Ausfahrt bewegen, um angeblich im Reichstag einer merkwürdigen Sitzung beizuwohnen. Einige dahingehende Worte des Arztes begriff der Landrat sofort und er machte Wesselbrunn seine Vorschläge, wohl wissend, daß die Fahrt nach einer Nervenheilanstalt zu gehen habe, um den armen Geheimrat vielleicht für den ganzen Rest seines Lebens dort zu beherbergen.

Der alte Herr hatte an dem Vorschlag Gefallen gefunden und wünschte sich sofort fertig zum Ausgehen zu machen, nur seine Brieftasche mußte er vorher noch wieder haben, sonst keinen Schritt vors Haus.

„Aber da ist ja deine Brieftasche,“ sagte Nanda, „du hast sie mir ja gestern nacht zum Aufheben gegeben.“

„Ich werde das jede Nacht thun. Sie kann nirgends besser aufgehoben sein, als bei dir, mein gutes Kind!“ antwortete er, mit allen zehn Fingern das alte Leder liebkosend, und als er es in die Brusttasche steckte, fragte er stolzen Blickes: „Nun, was sagst du?“

„Mein guter Vater!" schluchzte Nanda auf und umschlang seinen Hals mit beiden Armen.

Er sprach ihr freundlich zu, sich in ihrer Freude zu mäßigen, während der Arzt mit Wendewalt ins Nebenzimmer ging, angeblich um ein Rezept zu schreiben, in Wahrheit, um mit dem Freunde der Familie zu beraten, was geschehen sollte.

Der Fall war leider Gottes nur allzuklar. Heilung nicht eben wahrscheinlich, aber immerhin möglich. Die Ueberführung in eine tüchtige und zuverlässige Anstalt unabweislich geboten.

Die städtischen und Provinzialanstalten waren überfüllt. Die Aufnahme verlangte umständliche Erledigung eines Gesuches. Auch würde die Tochter wohl kaum darein willigen, den alten Geheimrat in einer solchen unterzubringen, die weit von ihr entfernt lag und nach der Meinung der Gesellschaft, in welcher sie verkehrte, nur für ärmere Leute gemacht schien. Es war unumgänglich geboten, den Geheimrat in diejenige beste Privatanstalt in der Nähe Berlins zu bringen, welche eben einen Platz frei hatte. Der Arzt empfahl eine, mit der er sich bereits telephonisch heute morgen in Verbindung gesetzt und die auch der Landrat hatte rühmen hören.

Das Fräulein, das die beiden Herren dann zur Beratung beizogen, erklärte aufs allerentschiedenste, den kranken Papa nur der allerbesten, nur der vom Arzte vorgeschlagenen Privatanstalt zu überlassen, ohne die Kosten zu scheuen. Sie verdiene jetzt wieder genug, um die jährliche Summe, die man ihr ungefähr nannte, aufzubringen. Und wenn auch nicht . . . sie faßte sich in die Haare und schlang hinab, was ihr in diesem fürchterlichen Augenblick auf die Zunge kam, dann endigte sie: „Hier ist nichts weiter zu überlegen. Geschehe was mag, ich werde meinen Vater nicht im Stich lassen und werde für alles aufkommen, was notwendig ist. Verlassen Sie sich darauf, Herr Doktor, und teilen Sie dies dem Direktor, dem Sie Papa übergeben werden, mit."

„Ein braves Herz," sagte der Arzt, nachdem sie wieder hinausgegangen war.

Und der Landrat antwortete mit einem Seufzer: „Das weiß Gott!"

„Sie wird noch viel Kummer haben mit dem Alten," meinte der Sanitätsrat.

Wer ihn ihr tragen helfen dürfte! dachte Wendewalt, aber er sprach es vor dem Fremden nicht aus, und dieser schickte sich an, das Notwendige geschäftsmäßig zu erledigen.

„Warum denn so stürmisch, Mädel, die Sitzung wird ja nicht so lange dauern!" lachte Wesselbrunn, da ihm die Tochter zum Abschied um den Hals fiel, als wollte sie ihn nicht fortlassen. Sie biß in eine Falte seines Rockes über der Achsel, um nicht laut aufzukreischen und den Kranken nicht argwöhnisch zu machen.

„Gewiß nicht," begütigte Wendewalt, „aber es ist Zeit, aufzubrechen, sonst komm' ich zu spät. Vielleicht begleitet uns auch der Herr Sanitätsrat."

Auf der Straße angelangt, stutzte der Geheimrat über die beiden Wärter, die er verwundert betrachtete. Wendewalt stellte ihm den einen, der mit ihnen im Wagen Platz nahm, als seinen Sekretär vor; der andre, der auf den Bock stieg, galt als des Arztes Diener. Am offenen Fenster oben stand Nanda und beugte sich hinaus, als die Kutsche ins Rollen kam. Als sie um die Ecke war, warf sie sich lang hin, sie vermochte die erzwungene Fassung nicht mehr zu halten und schrie schluchzend auf. Das Herz that ihr weh, als wollt' es brechen.

Nach anderthalb Stunden kam Wendewalt, wie er versprochen hatte, zur Verlassenen zurück und berichtete, daß der Vater, soweit man sich unter diesen traurigen Umständen also ausdrücken dürfte, gut untergebracht sei. Er beschrieb ihr das Haus, den Garten, den Leiter der Anstalt, berichtete über die Bedingungen, unter welchen er über Behandlung und Verpflegung des Kranken in ihrem Namen abgeschlossen, und erzählte, daß sich dieser ohne Widerstreben, ja ohne alle Umstände in den neuen Aufenthaltsort gefunden hatte. Der Direktor war ihm gleich mit der Frage entgegengetreten, wie er sich in einer, selbstverständlich fingierten, finanziellen Unternehmung verhalten sollte, und der Geheimrat hatte sich sofort erboten, ein ausführliches Gutachten über die ebenso schwierige als interessante Angelegenheit auszuarbeiten und jenem zur Verfügung zu stellen. So waren sie gleich zu Beginn ihrer

Bekanntschaft die besten Freunde geworden, Wesselbrunn behandelte den Nervenarzt mit einer herablassenden Vertraulichkeit und versicherte, daß auch er bei ihm für kleine Leiden, an denen er laboriere, sich Rat holen werde.

Nanda hörte dem bewährten Freunde gefaßt und in ihr grausames Schicksal ergeben zu. Dann berichtete sie, wie sie, während er ihrem Vater das Geleite gegeben, dessen Schränke und Behälter peinlich durchsucht, aber nur in einem Lädchen Geld, und das nur in einem sehr geringen Betrage, nirgends aber Papiere, die auf anderswo hinterlegte Summen hinwiesen, vorgefunden habe. Der eine Teil des gestrigen Geständnisses war demnach leider als die reine Einbildung erwiesen. Hoffentlich werde das auch bei dem andern zu erweisen sein.

Sie hatte sich in der Zwischenzeit zurechtgedacht, wie viel sie Wendewalt von den gestrigen Erklärungen des Vaters mitteilen möchte, ohne dem rechtlichen Mann die peinliche Aufgabe von vornherein zu verleiden. Ueberflüssige Sorge. Der Landrat begriff aus dem Wenigen, was sie vorbrachte, um was für Befürchtungen es sich handelte, und versprach, sich sofort bei jener Baubank und mit aller nötigen Vorsicht zu erkundigen. Da er selber einmal in geschäftlicher Beziehung zu ihr gestanden hatte, machten ihm Erkundigungen keine Schwierigkeiten, die er, ohne aufzufallen, auch auf seinen alten Freund Wesselbrunn ausdehnen konnte, der ihm gerade diese Bank ausdrücklich empfohlen hatte.

Dies gelang denn auch dem Landrat so, daß er am Nachmittag desselben Tages dem geängstigten Fräulein wenigstens den Trost bringen durfte, daß die Ehre ihres Vaters in keiner Weise angetastet und die ganze Erzählung wie vom glücklichen Börsengeschäft so auch von der wenn auch nur vorübergehenden Veruntreuung fremder Gelder eitel Erfindung seiner entgleisten Phantasie gewesen war.

Mit dem Unglück, das den allgemein geachteten und aller Achtung werten Geheimrat so unerwartet betroffen hatte, war von selbst die Gelegenheit geboten gewesen, mit den Direktoren der Baubank über den Mann zu sprechen, der ihnen auch persönlich bekannt sein mußte.

Es stellte sich nun allerdings heraus, daß er wohl vor Jahr und Tag einmal auf Bestellung der Bank ein Gut-

achten über eine juristische Frage geliefert, ihr aber niemals als Beamter angehört hatte. Er pflegte den Direktoren zuweilen einen Besuch zu machen, um sich mit diesem oder jenem über Tagesfragen zu unterhalten, was man in Mußestunden bei seiner großen Kenntnis dieser Dinge und seinem scharfsinnigen Urteil gern hinnahm. In letzter Zeit wäre er wohl etwas lästig geworden, und ein jüngerer Beamter, den er sich einmal abzukanzeln erlaubt, habe in begreiflichem Unmut vor dem Chef geäußert, der Alte sei übergeschnappt. Der Chef habe einen solchen Ausdruck über einen verdienten Mann und alten Freund des Geschäftes streng zurückgewiesen, leider aber der andre jetzt recht behalten.

Jede Möglichkeit, an die Kasse zu gelangen, war für ihn ausgeschlossen, und diese selber wie eine vor wenigen Tagen vorgenommene Revision erwiesen habe, in tadelloser Vollkommenheit.

„Gott sei Dank!“ sagte Nanda, wie zum Gebet die Hände faltend. Dann seufzte sie auf und sprach zu Wendewalt: „Und Dank auch Ihnen, ohne den ich ratlos meiner Qual preisgegeben wäre. Gott vergelt' es Ihnen!“

Nur Gott, nicht auch du? dachte der Landrat, aber er sprach es nicht aus. Es war ihm in diesem schweren Augenblick unmöglich, von eigenen und freundlichen Angelegenheiten zu reden, und er fühlte auch, daß es für nichts gewesen wäre. Aber sein altes Hoffen und Sehnen regte sich mächtig in ihm wieder. Und das geliebte Wesen war ihm nie schöner, nie anbetungswürdiger erschienen, als heute in seinem Schmerz, in der Fassung und Tapferkeit, mit der es diesen Schmerz ertrug und seinem Schicksal stand.

Nur das durfte er beim Abschied aussprechen, daß er für ihr großes Vertrauen danke und daß sie in allen Fällen auf seine freudige Bereitwilligkeit zählen und seine Hilfe wann immer in Anspruch nehmen möge.

Sie schüttelte sanft das Haupt und antwortete: „Sie haben, weiß Gott, genug für uns gethan und mehr, als ich Ihnen je vergelten kann.“

Ihm klang's wie Bescheid auf die unausgesprochene Frage. Und doch ging er auch heute nicht ohne Hoffnung von ihr.

So ward es wieder Abend und Nanda brach zusammen. Sie konnte nicht mehr überlegen, sie wollt' es auch nicht. Ihr graute davor. Sie hatte in der fürchterlichsten Nacht ihres Lebens kein Auge zugethan, auch am folgenden Tage nicht, und die Last des bereits aufgehäuften Unglücks, wie die des noch heraufziehenden, drückte sie nieder. Sie hatte nur den einen Wunsch: ruhen, schlafen und wenigstens im Schlaf auf Stunden vom Bewußtsein abschütteln, was so gräßlich ist.

Der Wunsch ward ihr erfüllt. Sie lag vom frühen Abend bis an den nächsten Mittag in einem traumlosen bleiernen Schlaf und erwachte stark und entschlossen, wie es ihre Art war.

Sie rechnete zusammen, was sie vom Erlös der letzten beiden Fächer noch übrig hatte. Es reichte gerade hin, die erste Anzahlung an das Sanatorium, das den Vater aufgenommen hatte, zu entrichten.

Die jährliche Pension für den Kranken bezifferte sich auf etwas über vierthalbtausend Mark.

Diese waren also unter allen Umständen zu beschaffen. Ihren eigenen Unterhalt schlug sie nicht hoch an, doch mußte auch der verdient werden.

Im Hause war nichts mehr zu Gelde zu machen, der Ruhegehalt des Beamten auf manches Jahr hinaus mit seinem Ehrenwort verpfändet.

Sie mußte für alles Rat schaffen. Wie?

Nach reiflicher Ueberlegung blieb eben doch nur die Malerei übrig. Sie packte an Skizzen und Bildern zusammen, was in den letzten beiden Monaten entstanden war, und verschaffte sich Zutritt zu einem gefeierten Landschaftsmaler, dessen Werke sie über alles schätzte und den sie als Richter über ihr künstlerisches Geschick unbedingt anerkannte.

Die Autorität, die erst vor kurzem in die Reichshauptstadt berufen worden war und von der Gunst der öffentlichen Meinung mit allem Reiz der Neuheit bestrahlt und vergoldet wurde, hatte des unbekannten Fräuleins Brief freundlich beantwortet.

Das war etwas. Er pflegte sonst überhaupt auf Briefe

nicht zu antworten, ob sie von Bekannten oder Unbekannten kamen, gleichviel. Er hatte keine Zeit dazu, und sein Handwerkszeug war der Pinsel, nicht die Feder.

Aber er war ein Stimmungsmensch. Das Gesuch wie der Name des Fräuleins von Wesselbrunn hatten ihm gefallen, und in guter Laune hatte er einladend erwidert.

Die gute Laune war aber lang verflogen, als die Dame des andern Tages bei der Arbeit störte und ihm keine Ausrede einfiel, sich dem lästigen Besuche zu versagen.

Er empfing sie denn auch mit jener brutalen Heiterkeit, in der sich junge Talente oder solche, die sich aufdringlich dafür erachten, am raschesten abthun lassen, setzte den Kneifer auf und nahm gnädig ein Blatt der ihm dargereichten Studien nach dem andern in die Hand.

„Also entschieden Landschafterin?“ sprach er darüber hin. „Talent! O ja, Talent unleugbar ...“ und Nanda war's, als schenkte der Mann ihr den Schlüssel zum Thor des Glücks.

Es war in der That dies und das in den Versuchen, was dem verdrießlichen Meister wider Willen etwas Anerkennung abforderte. Auch that es ihm die vornehme und in ihrem Kummer so rührende Erscheinung des Fräuleins ein wenig an. Er hatte doch ein Künstlergemüt und überdies stand die traurige Geschichte des Vaters heute morgen in der Zeitung. Er las zwar keine Zeitung, aber seine Frau hatte ihm beim Morgenkaffee davon erzählt und ihm war dabei der Name der Bittstellerin aufgefallen, an die er gestern adressiert hatte.

Ob sie die Tochter des verunglückten Mannes sei, konnt' er sie freilich nicht fragen. Das hätt' er für unzart erachtet, aber der Gedanke, daß dem vielleicht so war, half ihm seinen Unmut noch ein Weilchen zurückzuhalten. Allein war's nicht schon viel und genug, daß er der Anfängerin Talent zuerkannte? Er, der große Meister?

Und er fuhr, die Blätter zusammenlegend, fort: „Aber glauben sie ja nicht, mein gnädiges Fräulein, daß damit, daß jemand Begabung zeigt, auch schon alles gethan sei. Es nimmt freilich die Mode immer mehr überhand, daß irgend einer etwas Wunderliches auf die Leinwand klext, was kein

Mensch enträtseln kann, und sagt: mir ward's vom heiligen Geist so eingegeben, also muß es auch und gerade so richtig und gut sein. Aber von einem gebildeten Fräulein, wie Sie mir erscheinen, nehme ich an, daß es mehr Respekt vor der Kunst hat, als daß es sich einbilden könnte, man fiele als fertiger Meister mir nichts dir nichts vom Himmel herunter. Nein, meine Beste: lernen und immerzu lernen! heißt die Parole. Gute Schulung wird weder durch Inspiration noch durch Dünkel ersetzt. Also zunächst noch ein paar Jährlein Akademie oder zuverlässiges Meisteratelier besuchen, dann ein Jahr Freilichtübungen und dann kommen Sie wieder und lassen anschauen, was derweilen gezeitigt worden ist. Aber nur um Gotteswillen nicht mit halbem Können auf den Markt laufen und mit seinen ABC-Studien wirklichen Künstlern Konkurrenz machen wollen."

Der launische Mensch sah nun wohl, daß das Fräulein etwas gedrückt schien und an der Aussicht auf drei oder vier brotlose Lehrjahre keine Erhebung fand. Es that ihm leid, aber, dachte er, besser jetzt abgeschreckt, als nach Jahr und Tag verlorenen Strebens enttäuscht! Um jedoch selbst nicht unter der Entmutigung, die er andern verursachte, an seiner notwendigen Stimmung Einbuße zu erleiden, sprang er schnell auf sein Lieblingsthema über. Nichts erquickte den berühmten Mann so innig, als über seine Mitstrebenden zu schimpfen. Darum fuhr er gleich fort, während er sich schon zum Malen anschickte: „Es gibt freilich auch verschiedenerlei wirkliche Künstler! Auch solche, die sich nicht scheuen, durch allerhand Mätzchen und Kniffe Geld einzustreichen. Kommt da nicht neulich ein alter erotischer Aristokrat zum Sekretär der Genossenschaft und will, daß im Künstlerhause eine Reihe bemalter Fächer von einer Dame seiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft ausgestellt würden. Nichts Außerordentliches, aber ganz artige nette Dinger mit altmodischen Schnörkeln und Schikanen drum herum. Die Herren Kollegen krochen auch auf den Leim. Ich aber kannte die Hand. Es war die meines verehrten Herrn Kollegen und Auchakademikers dort drüben in der Lennéstraße. Den einen Fächer kannte ich schon vor zwanzig Jahren. Darauf hatte er zu einem Künstlerfest in Rom aus Jux die Simonetta des Botticelli

kopiert und sich, als Florentinerin im Cinquecentokostüm, Wind unter den Knebelbart gewedelt. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder, ich lachte, daß sich die Balken bogen, und sagte, man solle uns mit solcher Komödie zufrieden lassen. ‚Nandafächer!‘ Schwindel, um dem Publikum Geld abzulocken. Unlauterer Wettbewerb, nichts weiter. Die aristokratische Dame kennten wir, ließ ich vermelden, sie hieße mit ihrem wahren Namen: Herr Professor …“

„Entschuldigen Sie, Herr Professor,“ unterbrach jetzt Nanda, die sich vor Zorn wie vor Freude nicht länger zurückzuhalten vermochte, den Polternden. „Die ärgerlichen Dinger heißen mit vollem Recht ‚Nandafächer‘ und sind nicht von einem Akademiker vor zwanzig Jahren in Rom gemalt, sondern von einem leibhaftigen Fräulein in den letzten zwei Jahren in Berlin, und es hat die Ehre, für das Lob, das Sie ihm wider Willen spenden, in Person zu danken.“

Sie knixte tief vor dem Ueberraschten, der sie alsbald anschrie: „Ja, wie heißen Sie denn?“

„Wie meine Visitenkarte ausweist: Nanda von Wesselbrunn.“

„Aber den Brief hatten Sie nicht mit Ihrem Vornamen unterschrieben!“

„Aus Zufall oder Gewohnheit, keineswegs in der Absicht, etwas zu verheimlichen. Wozu auch!“

„Ei, wenn dem so ist,“ sagte der Professor, blaß vor Aerger und Beschämung, daß er sich sowohl im Künstlerausschuß vor seinen Kollegen wie vor der jungen Malerin in seinem eigenen Atelier solche Blöße gegeben habe, „dann betupfen Sie doch Ihre Fächer weiter mit allerhand Farben und lassen sie sich von Ihren Magen und Sippen abkaufen für teures Geld. Was brauchen Sie dann noch meinen Rat? Das heißt ja die Leute zum Narren halten. Ich habe die Ehre …“

Nanda sah, was sie angerichtet hatte und daß der Mann jetzt himmelweit davon entfernt war, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Darum schwieg sie, packte hurtig ihre Blätter zusammen und verließ den verlegenen Maler, der ihr nun als Mensch viel kleiner denn als Künstler er-

schien und auch als Künstler nicht mehr so bedeutend wie vordem. „Entschuldigen Sie nur!“ war alles, was sie sagte.

„Bitte, war mir ein Vergnügen!“ versetzte der andre und grinste dazu, als hätte er die fatale Unterhaltung mit einem ungemein geistreichen Worte beschlossen.

Nanda ging durchaus nicht unbefriedigt von ihm fort. War es auch mit der Landschaftsmalerei noch weit hin, so mußte an ihren Fächern doch ein gewisses Können zu Tage getreten sein, wenn ein Mann wie der, von welchem sie eben kam, ihre Arbeiten mit denen eines namhaften Künstlers hatte verwechseln können.

Das hob sie, das beflügelte ihre Schritte. Mit jedem wuchs ihr Hoffen, ihre Zuversicht, durch ihre Kunst, was sie für ihren kranken Vater und für sich brauchte, zu verdienen. Und auch herzliche Dankbarkeit für Don Pedro mischte sich in ihr Empfinden, der so treu und beflissen für sie thätig war, ohne sich dessen zu berühmen, und mit einer Ausstellung ihrer Fächer im Künstlerhause deren Wert zu erhöhen und ihren Ruf zu verbreiten bestrebt war.

Ach, es gab doch noch gute Menschen.

Hoffentlich war auch der einer, zu dem sie jetzt auf dem Wege war. Zu wem anders sollte sie auch nach diesem Erlebnis und in dieser Stimmung vor allen gehen, als zu jenem Geschäftsprinzipal, der ihre Arbeiten wieder in Schwung und Mode bringen konnte.

Sie ward mit vielen Bücklingen empfangen, wie ihr scheinen wollte, mit größerer Aufmerksamkeit als je vordem. Da faßte sie Mut und machte dem Kaufmann, der ihres Vaters Unglück mit so teilnehmenden Worten erwähnte, den Vorschlag, nun, da ihre Fächer wieder begehrt würden, mit ihr einen Vertrag abzuschließen auf Lieferung von zwanzig Stück binnen anderthalb oder zwei Jahren. Das würde sie in den Stand setzen, einen Teil der Summe, die der Kranke brauchte, zu verdienen und ihr die Seelenruhe gewähren, die sie zu weiterem Schaffen nötig hatte.

Der Händler schmunzelte verlegen, als er dies Angebot vernahm, er drehte den Kopf nach links und nach rechts, und dem armen Mädchen, das wie von Hoffnung getragen bei ihm eingetreten war, lief die Enttäuschung erbarmungs-

los eiskalt über den Rücken, noch eh' er angefangen hatte zu reden. Zwanzig Fächer! Wer sollte ihm zwanzig Fächer abkaufen?

Also nur auf zwölf abschließen!

Ja, wo war denn die Sicherheit, auch nur ein Dutzend abzusetzen! Jetzt am Schluß der Saison! Er konnte doch sein Geld nicht unverzinslich anlegen. Ware muß umgesetzt werden, wenn sie das Geschäft nähren soll.

Aber es war doch wieder Nachfrage nach Nandafächern ergangen.

Der Händler schmunzelte noch deutlicher als zuvor und schon etwas dreister. Mein Gott, ja, es hatte eine vornehme ... Dame vor einiger Zeit nach solchen Fächern verlangt. ... Er sprach das Wort „vornehme Dame“ so nachdrücklich und humoristisch aus und klappte dabei mit den Augendeckeln so vielsagend, daß jeder daran merken konnte, die bewußte Dame sei eigentlich ein Herr und er im Besitz eines interessanten kleinen Geheimnisses, daß eben ein Herr aus der Gesellschaft sich für die hier anwesende Künstlerin so sehr interessierte, daß es ihm nicht darauf ankam, etliche Hundertmarkscheine für verlegene Ware, nach der kein Mensch mehr begehrte, zum Fenster hinauszuwerfen. So wie so kam's ihr ja zu gute. Doch hütete er sich wohl, seinen Kunden zu verraten. Nur einen ganz kleinen Wink mit den Augen und mit Betonung eines Wortes hatte er dem Fräulein zu geben gewagt, damit es ihn nicht für so dumm hielte, daß er nicht wüßte, woher der neue Wind in alte Fächer wehte, und nicht darauf Ansprüche baute, für deren Befriedigung er nirgends Gewähr erblickte — auch bei der „vornehmen Dame“ nicht, die sich so viel Mühe gab, vergangene Moden wieder aufzufrischen.

Es war Nanda, als redete der Mensch, derweil er noch neben ihr stand, weit weg von ihr. Es war ja einerlei, wie er sein Nein begründete. Thatsache war, daß auch bei diesem nichts zu gewinnen war und ihre Lage nicht hoffnungsärmer, nicht verzweifelter gedacht werden konnte, als sie sich ihr hier zwischen einem kleinen Kontorpult und etlichen mit Raritäten vollgestopften Glasschränken in der höflichsten Form mit leisen Worten enthüllt hatte.

Was nun?

Sie war schon hundert und mehr Schritte von dem Magazin entfernt, ohne zu wissen, wie sie an dem sich tief verbeugenden Neinsager vorbeigekommen war, ohne zu wissen, wohin sie ging. Sie ging eben weiter. Wohin, war gleichgiltig. Ihrem bösen Schicksal entging sie doch nicht.

Da flammte der Zorn mit einemmal heiß in ihr auf. Sie stampfte mit dem Fuß das Pflaster und blieb schwer atmend stehen. Was war das doch für eine Welt, in der sie lebte? Schurken und Feinde ringsum; lauter Bestien, von denen keine der andern das Futter gönnte; wie der Künstler so der Händler, nur nach Geld und wieder Geld gierig und vor dem Durst nach Geld jede andre Neigung zurückdrängend. Und sie selbst, lief sie nicht durch die Stadt, um Geld zu suchen, das verfluchte unerläßliche Geld, das sie haben mußte, mußte, mußte, wenn der wahnsinnige Mann dem Leben erhalten und behandelt werden sollte, wie sie's nicht anders wünschen durfte?

Sie mochte wohl einen kleinen Schrei ausgestoßen haben, mitten auf dem Bürgersteig, denn ein abgerissener Mann mit einer Ledertasche, dessen rauhes Gesicht sie plötzlich vor dem ihrigen sah, fragte teilnahmsvoll: „Is Ihnen wat, Fräulein? Fallen Sie man nich! Vorsicht!"

Sie dankte dem Mitleidigen und merkte erst jetzt, daß ihre behandschuhte Rechte sich an einem Laternenpfahl hielt.

Der Mensch mit wilden Brauen, deren lange Haare über gutmütige Augen hingen, wartete noch immer, als ob er sie vor dem Umfallen auffangen und auf die nächste Sanitätswache bringen sollte. Sie las einen furchtbaren Gedanken in seinem aufmerksamen Gesicht. So mochte sie den Vater bei seiner letzten Erzählung angeblickt haben. Hielt der Mann da auch sie für — —

Um Gottes Christi willen nur das nicht! schrie es in ihr auf. Nur diese Erbschaft nicht vom Vater!

Und sie stürzte mit kurzem Dankesworte von dem Menschen fort und betete inbrünstig zu ihrem Schöpfer, sie schrie wortlos in der höchsten Angst zu ihm, nur dies Geschick von ihr fernzuhalten. Lieber gleich sterben!

Das Beten beschwichtigte allmählig den Sturm in ihrem Innern und hob über Schmerz und Groll das Bewußtsein der unabweisbaren Kindespflicht in ihr.

Lieber gleich sterben? wiederholte sie sich selbst tadelnd. Wie durfte sie das, mit der Aufgabe betraut, für den alten kranken Mann zu sorgen? Nein, nicht sterben, leben und gesund bleiben und auch im Geiste gesund.

Und hatte sie nicht noch eine Pflicht? Eine süße beseligende Pflicht? Durfte sie dem Geliebten den namenlosen Schmerz anthun, aus diesem Leben sich wegzustehlen? Wegzustehlen von ihm, der keinen Freund, keinen Rückhalt, kein Glück, keine Freude hatte als sie. Armer, armer Immanuel! stöhnte es aus einem Winkel ihres Herzens, aus einem prophetischen Winkel, wo die Seele mehr wußte, als sie sich jetzt zu gestehen wagte.

Es ward zu viel, wahrlich zu viel! Und doch mußte der Kopf hoch oben bleiben, wenn nicht alles verloren gehen sollte, Vater und Geliebter und sie selbst dazu.

Aber die Füße trugen sie nicht weiter. Die Thränen strömten ihr unaufhaltsam übers Gesicht, so daß die Vorübergehenden sie immer häufiger erstaunt angafften. Das war unerträglich. Sie rief die nächste Droschke heran und befahl ihr, nach der Eichendorffstraße zu fahren. In den vier Wänden des rollenden kleinen Wagens war sie doch allein und durfte weinen, wie sie mußte.

Zehntes Kapitel.

Sie saßen bei einander und hatten sich lieb. Nach all den niederdrückenden Schicksalsschlägen, die sie in den letzten Zeiten erlebten, war es den armen Seelen ein dringendes Bedürfnis, des einzigen und höchsten Gutes, das ihnen geblieben war, ihrer Liebe, sich vollauf bewußt und ihrer Liebe froh zu werden. Sie hatten so sehr nach Erquickung gedürstet, nach einer Stunde sorglosen Aufatmens, daß sie gern alles für eine Stunde vergessen und nichts denken wollten, als daß sie füreinander auf der Welt waren und einer im Besitz des andern sich, aller Widerwärtigkeiten zum Trotz, nicht unselig, nicht vom Schicksal hintergangen wähnen durfte.

Nur eine große mächtige Leidenschaft konnte diesen gequälten Herzen so viel Kraft geben. Und so fühlten die beiden, rings umdräut von Gefahren und Kümmernissen, sich doch in ihrer Liebe bevorzugt und beneidenswert vor vielen, und nur die eine Sorge hatte Zutritt in den gefeiten Kreis, wie sie dies Glück vor all den Kümmernissen und Gefahren behüten und behalten möchten.

Immanuel saß auf dem weißen Bärenfell, Nanda auf einem niedrigen Schemel neben ihm, den Ellbogen auf seinem Knie, die Hand in ihrem blonden Haar. Auf dem Oefchen brodelte das Wasser zu ein paar Tassen Thee. Die erste Dämmerung verdichtete die Schatten um sie herum, doch mochten sie der Lampe noch entbehren. So zerbrachen sich beide den Kopf, und da sie nicht viel Gescheites fanden und einen Vorschlag nach dem andern als unausführbar verwarfen, war's noch Erleichterung, dem Schicksal ins Angesicht zu höhnen und sich spottend darüber zu erheben.

Aber wer spottet lange seines Schicksals?

Nie hatte Winkler seine Lage so drückend, so beschämend empfunden, als nun, da er sich unfähig fühlte, der Geliebten eine Stütze zu sein und für sie zu leisten, was sie nicht leisten konnte.

Und denken, daß er einmal, nur leider viel zu früh, ein wohlhabender Mensch gewesen war und seine Unabhängigkeit, die schöne Fähigkeit, sich und andern zu helfen, im Leichtsinn und Uebermut der Jugend in alle Winde vergeudet hatte! Er war ja nie reich gewesen, aber hätte er behalten, was er von den Eltern ererbt hatte, wie anders stände er jetzt im Leben und vor der Geliebten da. Was half's, Vergangenem nachzusehnen? Es war nicht seine Art und hin war eben hin.

Allein wie weiter?

So oft er auch in den letzten Zeiten, leicht erregbar, wie er war, Frau Fortuna schon am Saum zu packen geglaubt hatte, die Falten waren ihm immer wieder durch die leeren Finger geglitten. Schon meinte er sich mit dem Gedanken vertraut machen zu sollen, sein ganzes Leben lang ein von der Hand in den Mund sich fortfristender Zigeuner und Zeilenschinder zu bleiben, ein halber Mensch, der keinem andern zu helfen im stande wäre.

Aber hier mußte geholfen und ausgiebig geholfen werden. Die beiden Liebenden konnten und wollten sich nicht mehr mit Illusionen, mit scherzhaften Ausflüchten trösten. Die Bedrängnis war zu ernst und zu nahe gekommen, und sie faßten sie auch ernst ins Auge, wie einen Banditen, der unter dem Mantel schon den Messergriff umklammert.

Nanda schüttelte das Haar ins Genick und sprach nicht zum erstenmal: „Ich will alles tragen und dulden und thun, das Aergste und das Schwerste, wenn ich nur dich behalte. Dich geb' ich nicht her."

Immanuel küßte sie auf die Stirn, aber er wußte nichts Tröstlicheres zu sagen als: „Gott helfe dir, daß es möglich werde."

„Es muß möglich gemacht werden. Das liegt doch nur an uns. Ich will mich einschränken, so gut es geht. Ich habe die Wohnung gekündigt und nur ein Zimmer, wo ich

malen kann, und eine Kammer zum Schlafen gemietet. Ich habe die Magd abgeschafft und begnüge mich mit einer Aufwärterin, die für ein paar Stunden des Tages kommt. Meine Bedürfnisse sind gering. Auf die Gesellschaft und all den Klimbim, der mit ihr zusammenhängt, verzicht' ich. Aber für den Vater muß gesorgt werden, und worauf ich nicht verzichten kann, ist die notwendige Nahrung. Ich will nicht hungern. Ich darf's nicht. Ich fühle das als eine Pflicht gegen mich selbst, seit ich den Vater in der entsetzlichsten Stunde mit diesen meinen eigenen Augen dem Wahnsinn verfallen sah. Woran ist mein Vater mit seinem widerstandsfähigen Körper, seinem mächtigen Geiste zu Grunde gegangen? An Nahrungssorgen und an schlechter Ernährung. Stolz, wie er war, schwieg er und darbte sich zu Schanden. Der ungestillte Hunger hat ihn ins Narrenhaus geführt. Leugn' es wer kann.

„Seitdem ist eine unbezwingliche Angst in mir. Die Angst vor dem Hunger und seinen Folgen, die Angst vor der nagenden Sorge, den Hunger abwehren zu können, der jenen Weg ins geistige Dunkel führt. Ich will den Weg nicht gehen, um Gottes willen nur den nicht. . . . Und ich will dich nicht verlieren!“ fügte sie leidenschaftlich hinzu und rankte sich mit beiden Armen um die Schultern des Mannes, der ratlos vor ihr saß in stummem verbissenem Schmerz.

Er spielte gedankenlos mit den Visitenkarten, die neben ihm zur Rechten auf dem Theetisch lagen. Jeden Tag kamen Bekannte, um nach Nandas Befinden zu fragen. Die Teilnahme, die ihr die beste Gesellschaft bewies, war groß. Sie war noch außer stande, mit gleichgiltigen, auch außer stande, mit befreundeten Leuten zusammenzusitzen, von einem jeden dieselben Beteuerungen seines Mitgefühls zu vernehmen und einem jeden dieselbe Dankbarkeitsversicherung zu erstatten. Das dünkte sie alles so hohl, so gewohnheitsmäßig, und wahre Hilfe hatte doch keiner zu bieten. Kaum einer. So hielt sie ihre Zimmer noch für jeden verschlossen.

Freilich war mancher dabei, der nicht bloß um einer gesellschaftlichen Pflicht zu genügen, ihre Klingel zog. Und mancher ließ es auch nicht bei dem einen Versuch, sie zu

trösten, bewenden. Spindlers, Wendewalts, Lydias Karte war mehr als einmal in dem Häufchen zu sehen und die der Geheimrätin Seckenstedt noch öfter.

Eine besonders große mit drei gestochenen Reihen bedruckte Visitenkarte fiel Winkler auf und blieb ihm, ohne daß er sie gleich näher betrachtete, zwischen den Fingern.

Nanda sah ihn fragend an. Und er dann das Kärtchen.

„Der graue Conquistador läßt sich's ja sehr angelegen sein," sprach Immanuel, etwas spöttisch den Mund verziehend. „Irr' ich nicht, so ist das bereits das dritte Zeugnis eines vergeblichen Besuchs, das ich in dieser Menge finde."

„Lach ihn nicht aus. Der meint es ehrlich und gut mit mir."

„Es scheint so," versetzte Winkler und las, was unter die vielen gedruckten Titel und Würden des Generals mit Bleifeder geschrieben war: „Tout à vous et pour toujours! . . . Und was für ein monumentales Ausrufungszeichen er dahinter pflanzte! Die reine Liebeserklärung."

Nanda stand auf, ohne zu antworten. Sie machte sich zwischen Ofen und Tischchen zu schaffen, brühte den Thee auf, that Zucker in die beiden Tassen und goß ein. Es gab ein behagliches Brausen und Klirren am kleinen Hausgerät.

„Willst du?" fragte sie, dem Manne die Tasse bietend. Er warf erst jetzt die Visitenkarten hin, um den Thee zu nehmen.

Er verrührte den Zucker und rührte, in seine Gedanken verloren, noch immerzu, als schon alles spurlos ineinander geflossen war. Nanda betrachtete stumm sein Thun und ihr Gesicht ward immer ernsthafter, je länger sie schwieg.

Endlich sprach sie und lauter, als es ihre Gepflogenheit war. Sie rief ihn ordentlich an, als wollte sie den Träumer bedeuten, daß, was sie jetzt zu sagen habe, nicht überhört und nicht mißverstanden werden sollte. „Immanuel!" rief sie. „Wir müssen den Dingen gerade ins Gesicht schauen. Wir dürfen über unsre Lage keine Täuschung mehr in uns aufkommen lassen. Sie ist verzweifelt und verlangt einen verzweifelten Entschluß. Ich habe nur zwischen zweien die Wahl. Entweder muß ich heiraten oder mir sonst einen

suchen, der bereitwillig für mich sorgt. Heirat' ich, so muß ich dich unweigerlich verlieren, denn einen ehrlichen Menschen, dem ich vor Gottes Altar Treue gelobte, würd' ich nicht betrügen, und wenn mir das Herz im Leibe darüber bräche. Die Wesselbrunner halten ihr Wort. Bleibt also nur die andre Wahl, die meinem Gewissen, wenn auch unter gräßlichen Opfern, die Freiheit läßt, die Deine zu bleiben."

„Nein," sagte Winkler, der sich nun auch erhob und, kreideweiß im Gesicht, die Arme über der Brust kreuzte, als wollte er Reifen um sie legen, daß sie nicht zerspränge. „Nein, Nanda, der einzige Ausweg, den du gehen kannst, ist und bleibt der, einen braven Mann, der für dich und deinen Vater sorgen mag, zu heiraten und einem unseligen Verhältnis mit einem unnützen hilflosen Burschen, wie ich bin, zu entsagen. Laß mich laufen."

„Und was wird aus dir, du Thor, mit deiner großen Liebe zu mir?" entgegnete Nanda.

Winkler hob die Achseln, so hoch er konnte, und ließ sie wieder fallen mit den Worten: „Was liegt an mir! Ich ringe mich schon durch."

„Glaubst du?" sagte Nanda und lächelte ihn an mit allem Zauber hingebender Empfindung. „Und ich? Ring' ich mich auch so durch? Nein, Liebster, es wäre mein Tod. Und lieber als Tod und dich verlieren, lieber ein bißchen Schimpf und Gewissensbisse und einen alten Narren gefoppt, der es nicht besser haben will. Es ist fürchterlich, und ich hätte vor Wochen noch jedem ins Gesicht geschlagen, der mir so etwas nur angedeutet hätte. Bei näherer Betrachtung schrumpft das Ungeheuerliche in eine Posse zusammen, die wie eine Posse behandelt und ertragen werden will, mit etwas Vorsicht und mit etwas Humor."

„Nanda, du irrst dich. Du willst dich über die Gefahr, in die du dich begibst, hinwegtäuschen. Du redest von ihr wie ein Selbstmörder von dem halsbrecherischen Sprung, den er vorhat und scherzhaft Salto mortale nennt. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, sagt die Schrift. Sie sagt wahr. Lieber will ich dich, mein Liebstes auf der Welt, niemals wiedersehen, als mit dem Gedanken zu Bett gehen, ein andrer sitzt bei dir und . . ."

„Was und? Nichts und! Und raspelt Süßholz und schwört mir was und berichtet von alten Heldenthaten überm Weltmeer bei den Antipoden und zählt die Jahre auf seinem Rücken. Voilà tout.“

„Tout à vous et pour toujours!“ wiederholte Winkler, dann schrie er auf, als spürte er erst jetzt die Wunde brennen, die ihm geschlagen wurde: „Mädel, bist du denn wahnwitzig?“

„Nein, aber ich will es nicht werden“ — sie kehrte sich mit ausgebreiteten Armen ihm zu — „ich will dich behalten, lebenslang.“

Er fing sie in seinen Armen auf und hegte sie und bedeckte Kopf und Gesicht mit wilden Küssen, wohin seine Lippen trafen. Thränen, die ersten Thränen, die sie auf seinem Gesichte gesehen hatte, liefen von seinen über ihre Wangen herab und flehentlich sprach er: „Mädel, komm zu dir, thu dir, thu mir nicht an, was unwiderruflich ist. Mädel, komm zu dir, laß von dem heillosen Einfall, in den du dich, von Sorgen und Eigensinn gehetzt, verbissen hast, ohne ihn recht zu überlegen ...“

„Ich hab's hundertmal überlegt und für unausbleiblich befunden,“ unterbrach sie ihn. „Glaubst du, es sei mir leicht geworden? Glaubst du, mir wird's nicht zum Aufschreien sein, wenn ein andrer Mensch als du mir von Neigung vorschwatzt und ich soll's geduldig anhören? Mir über die Haare streichelt und auf die Finger tätschelt, mir, die ich nie einem die Hand gedrückt habe, weil sie dein war und ich fürchtete, die letzte deiner Berührungen wegzuwischen, die sie mir geweiht hatte? Glaubst du, mein Stolz bringt kein Opfer? Ein ungeheures Opfer! Aber ich bring' es dir und unsrer Liebe, auf daß sie bestehen könne, und darum bring' ich's mit geschlossenen Augen und verbissenen Zähnen. Gebracht muß es werden.“

„Es darf nicht!“ schrie Winkler. Doch gleich darauf milderte er die Stimme und fuhr mit erhobenen Händen fort: „Ich bitte dich, ich flehe dich an: heirate Spindler, heirate Wendewalt, heirate wen du ertragen kannst, aber bleibe rein, wenn du nicht mein bleiben kannst. Bleib ehrlich! Um Gottes willen!“

„Um meine Reinheit sorge dich nicht. Und Ehre geb ich mir selber. Des sei getrost. Aber ehrlich wär' ich nicht, wenn ich mit einem Mann vor den Altar träte, dich im Herzen, dich im Sinn, und mich solchem Erzhahnrei schamlos hingäbe von dem Gedanken berauscht: Morgen kommt mein Liebster zu mir und dann betrügen wir dich, Geck, wie wir's gewohnt sind. Das wär' ehrlos, das wär' unrein."

„Und der General?" fragte Winkler, die Fäuste in den Hüften, sich dicht vor sie pflanzend.

„Verlangt nur Freundschaft."

Es war eine derbe Lache, die Winkler aufschlug.

Nanda rief ihn mahnend beim Namen.

Er beugte den Kopf ihr vors Gesicht: „Glaubst du an Freundschaft zwischen Mann und Weib?"

„Gewiß," antwortete sie, „der Mann könnte doch mein Vater sein."

„Der meinige auch und dein Großvater vielleicht," sagte Winkler, „aber er ist es darum doch nicht."

„Aber er wird väterlich für mich handeln und für meinen wirklichen Vater sorgen. Er wird's und von den andern keiner. So bleibt mir nur er und keine andre Wahl und, wenn du mich nicht toll und unglücklich machen willst, so laß mich das Opfer bringen und behalte mich lieb und mache mich glücklich. Ich hab's reiflich erwogen, in mancher schlaflosen Nacht, daß ich meinte, das Gehirn spränge mir aus dem Schädel; ich habe zu Gott gebetet, daß mir die Kniee wund und der Hals heiser wurde, er gab mir keine andre Erleuchtung, als sie meine eigene Ueberlegung gefunden hatte. Gott weiß, wie ich fühle, wie ich denke und daß ich nicht aus Eitelkeit, Genußsucht oder Leichtsinn das dulden werde, was ich dulden will, sondern aus Pflichttreue gegen meinen alten Vater und aus unbändiger Liebe zu dir. Füge dich meinem notgedrungenen Entschluß und bring auch du das Opfer, das du bringen mußt. Es ist das kleinere von beiden. Ein bißchen Stolz, ein bißchen Eigenliebe, ein bißchen ... grundlose Eifersucht, das ist alles, was du auf deinem Altar aufbrennen zu lassen hast. O, was seid ihr Männer für unbillige ungerechte Geschöpfe und du auch, du

bester, du süßester, du mein Alles, das mein bleiben muß! Komm, küsse mich und sei vernünftig. Ich bitte dich!"

„Nanda," sagte der Mann, und sah finster zu Boden: „laß uns sterben."

„Und was wird dann aus dem Vater?" versetzte jene rasch. „Hast du das ausgedacht? Was wird aus dem bettelarmen Kranken, für den niemand einen Groschen steuert? Hilflos, elend, verlassen, jeder Roheit, jedem Mangel preisgegeben? Nein, Schatz, sterben wäre feig und gewissenlos. Laß uns leben, leben und wirken, leben und glücklich sein, glücklich, so gut es geht, glücklich miteinander und ohne uns darum das Dasein zu vergällen und das Notwendige, was das Unumgängliche ist, schlimmer zu machen, als es ist. Es wird nicht schlimm werden, verlaß dich auf mich, und auch auf jenen und sein Wort. Es ist eines Ehrenmannes Wort."

Winkler sah wohl, daß sie sich in ihren Willen so festgeredet hatte, daß alle Vorstellungen sie nicht davon abbringen konnten. So sagte er nur möglichst ruhig: „Glaubst du, daß irgend einer, und wär's ein spanischer Heiliger, zahlt und immer wieder zahlt lediglich, damit zwei andre sich ungestört lieben können?"

„Das laß meine Sorge sein," antwortete Nanda mit dem Ausdruck einer Ueberlegenheit, die sich nicht nur auf den alten General bezog.

„Der Mann liebt dich doch und er ist kein Heiliger."

„Je mehr er mich liebt, desto leichter wird es mir werden, ihn zum Narren zu haben, ihn und alle Welt, nur nicht dich!"

„Mir scheint, auch mich!" versetzte Winkler, während er fühlte, daß alle seine Vorstellungen nichts vermochten gegen den Eigensinn einer Frau, die aus dem von ihrem Nachdenken gefurchten Geleise auf keinen andern Weg zu lenken war. Dazu fühlte er, daß er selber wohl ihrem Vorhaben allerhand Gründe gegenüberstellen konnte, aber ihrer Begründung keine, die ihr eingeleuchtet hätten. So überzeugte sie ihn zwar nicht, aber sie umspann ihn mit all ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem heftigeren Willen. Er wußte sich keinen Rat und fand keine Berechtigung mehr, ihr, was sie wollte, zu verbieten, solange er nicht Mittel

und Wege ausspürte, den alten Mann in Zehlendorf hinreichend zu versorgen, der über seinem Elend den Verstand verloren hatte.

Der alte Mann in Zehlendorf lebte derweilen in seiner Art vergnügt und zufrieden dahin. Ihm war wohl in der guten Behandlung und bei der Geduld, mit der ihn hier jeder anhörte, wenn er seine Hirngespinste verzückt und prahlerisch abwickelte. Er hatte bereits mehrere großartige Unternehmungen durchgeführt, Handelsverträge mit seemächtigen Nationen vorbereitet, Eisenbahnen in verschiedenen Weltteilen gebaut, war mehrmals Finanzminister gewesen, nicht ohne dabei Dank und Anerkennung verdient zu haben, so daß er sich jetzt vor das verführerische Anerbieten gestellt fand, Kanzler des Deutschen Reiches zu werden.

Er brauchte ja nicht erst anzudeuten, wer ihn durchaus auf diesem höchsten Posten haben wollte und was für Anstrengungen man machte, ihn dafür zu gewinnen. Aber, so lockend, so ehrenvoll dies alles war, er konnte sich noch immer nicht dazu entschließen.

Freilich, Bismarck war tot und Bülow noch zu jung, aber er selber war doch schon zu alt und auch zu krank, um sich in solch ein anspruchsvolles Ressort einzuarbeiten und solche riesenhafte Verantwortung auf seine müden Schultern zu laden. Zwar hatte Bismarck noch erst vor ein paar Tagen eingehend mit ihm über die Sache gesprochen und gerade der ihm tüchtig zugeredet. Man müsse alles in der Welt eben einmal probieren, habe der Altreichskanzler gesagt, ohne guten Grund hätte man von maßgebender Seite nicht das Auge auf seine Kraft geworfen, und, na, so gut, wie's Caprivi gemacht habe, werde Wesselbrunn es auch noch treffen.

Aber gerade dies Beispiel habe ihn ernüchtert. Er dürfe nur Vollkommenes leisten, aber er sei doch eben zu sehr einseitiger Fachmann, Finanzmann und nicht Politiker. In dieser Einseitigkeit liege ja gerade seine hohe Bedeutung, und einen verdienten Mann ziere Bescheidenheit erst recht. So beschloß er zu bleiben, wo er war. Brächt er doch auch nicht übers Herz, dem liebenswürdigen Herrn Direktor den Tort anzuthun, ihn unter all diesen bedenklichen Leuten allein zu lassen.

Von seiner Tochter sprach er viel und mit Rührung. Er sehnte sich nach ihr, aber er wollte sie nicht sehen oder vielmehr er wollte nicht, daß sie ihn in diesem krankhaften Zustande sähe. Er schämte sich vor ihr und wollte ihr nicht als ein Gegenstand des Mitleids erscheinen. Er hatte immer auf Würde gehalten. Sehr viel sogar. Und daß er in seiner Krankheit bemitleidenswert erscheinen mußte, das fühlte er, so oft er von seinem Kinde sprach. Und er schüttelte jedesmal das graue Haupt verneinend, wenn auf eine Begegnung die Rede kam.

Freilich sah ihn Nanda zuweilen doch, aus der Ferne, wo er sie nicht bemerkte, wenn er im Garten wandelte oder im Saale nebenan Billard spielte.

Sie sah die rührende Gestalt nie lange klar, denn die Thränen drängten bald immer dichtere Schleier vor die Augen. Dennoch kam sie jede Woche und erkundigte sich um alles und jedes im Befinden des kranken Mannes und sorgte für alles, was notwendig und geeignet war, seinen Zustand so erträglich wie möglich zu machen.

An diesem traurigen Anblick festigte sie ihren Willen, wenn er schwankte, und stählte ihr Herz, wenn es weich werden wollte.

Kam dann Immanuel in der Schummerstunde, abgehetzt von der Jagd nach dem Erfolg, zu ihr und kramte Hoffnungen aus, wie er diesen und jenen gesprochen und Versicherungen von ihm erhalten und wie er nunmehr gegründete Aussicht hätte, viel Geld zu verdienen, und sie möchte nur noch kurze Geduld haben, ehe sie den verzweifelten Entschluß ausführte, so lachte sie ihn freundlich aus, wie die Mutter ein schwärmendes Kind. Sie dachte an die traurige Erscheinung des alten Mannes in der „Nervenheilanstalt", an die Pflichten, die sie ihr auferlegte, und sagte sanft: „All deine Aussichten kenn' ich, du hast mir sie so oder anders schon öfter vorgetragen. Wenn man sie greifen will, bleibt einem nichts mehr davon in der Hand, als Kindern von einer schön schillernden Seifenblase. Du bist ein Genie, du bist der liebste Mensch von der Welt und bist mein ganzes Glück, aber in praktischen Dingen ein Kind und wirst dir wie ein richtiger Gelehrter die Butter

immer wieder vom Brote nehmen lassen, wenn du überhaupt zu Butter kommst. Laß mich besorgen, wofür ich sorgen muß. Vorbeigelingen darf's mir nicht mehr. Also mach mir das Herz nicht noch schwerer, als es schon ist."

Er bäumte sich da wohl auf und sprach auch heftige harte Worte. Was half sein Theoretisieren? Sie schluchzte, und dann versöhnten und dann küßten sie sich, und am Ende gingen sie seufzend auseinander, einen Abend wie den andern, ohne daß einer des andern Sinn gewendet hätte.

Bei späteren Besuchen fiel Winkler unwillkürlich dies und das auf, was er vordem nie bei der Geliebten gesehen hatte und was auf eine Besserung ihrer materiellen Umstände zu deuten schien: kleine Gebrauchsgegenstände von eleganter Form und ausgesuchtem Geschmack, ein allerliebstes Nähzeug in einem Seidenköfferchen, das einer Bonbonniere glich, englische Scheren in Juchtenfutteral, ein ganz kleines Tintenfaß von getriebenem Silber. Auch der Schlafrock, den sie trug, ein lang herabwallender und doch so kleidsamer purpurfarbener mit einem bauschigen Spitzenkragen um den Hals, gleichen Einsätzen an den Aermeln und einer langen Watteaufalte hinten herunter, das war der ausgewaschene mürbe Hänger nicht mehr, den er kannte. Die Spitzenkrause, deren Wert er als Laie nicht zu schätzen wußte, ward eines Morgens von einer kleinen seltsam ciselierten Agraffe zusammengehalten, die Nanda vordem nie besessen hatte und, wenn besessen, längst verkauft oder versetzt haben würde. Noch mehr überraschte es ihn, als er einmal merkte, daß ihre zierlichen Füße in rotseidenen Strümpfen staken. Sie hatte solche Strümpfe nie getragen, das wußte er, auch die koketten Pantöffelchen nicht, die so neckisch dazu paßten.

Derlei kleine Beobachtungen, die sich von Tag zu Tag ergänzten, verstimmten ihn mehr und mehr. Und die letzten so sehr, daß er das Haupt in seine Hände barg, gleich einem, der sich das Angesicht zerkratzen will.

Nanda sah das. Sie beugte sich zärtlich zu ihm herab und flüsterte mit einem Kuß in sein Ohr: „Sei doch nicht thöricht und quäle dich nicht ohne Not. Ich sage dir, daß du keinen Grund dazu hast, und du weißt, daß ich nicht lüge."

Er sah zu ihr auf, in ihre klaren grauen Augen, und er glaubte ihr. Nein, Nanda log nicht — ihm nicht.

Eines Tages aber sprach sie zu ihm: „Komm morgen abend lieber nicht zur Theestunde. Ich kann nach so langer Zeit meine Thüre nicht mehr vor aller Welt verschließen. Wer weiß, wer morgen da sein wird.“

Er schrie laut auf, er flehte, drohte, raste. Sie zuckte die Achseln und sprach leise: „Thu' ich's doch nur um deinetwillen, thu' ich's doch nur, um dich nicht zu verlieren.“

Er sagte viel, sie hörte nichts. Sie dachte klüger zu sein wie alle andern Leute. Das hatte sie vom Vater. Am Ende lachte sie ihn aus. „So komm morgen,“ sprach sie, „aber später. So gegen Zehn. Ich werde mich vielleicht morgen mehr als je nach dir sehnen.“

Allen Fragen wich sie aus und schickte ihn endlich fort mit der Mahnung: „Hier hast du den zweiten Hausschlüssel — den vom Vater — er braucht ihn ja nimmermehr. Leb wohl und sei vernünftig und halte dein wildes Herz fest.“

Er hielt's wohl fest, aber es war ein schweres Stück Arbeit. Und um sich das leichter zu machen, rief er die Hoffnung zu Hilfe und ließ sich von dieser einflüstern, es könnte ja wirklich alles zum Guten führen und er sähe, verliebt und eifersüchtig, wie er wäre, zu schwarz, und sie, die holde Zauberin, die so ängstlich über ihrer Liebe wachte, sie werde das Wagstück durchführen, ohne Schaden zu dulden, ohne den Preis zu zahlen, welchen der Teufel ihr in die Rechnung schreiben wollte.

Aber je länger der andre Tag wurde, desto heftiger kochte das Blut in ihm. Er hatte keine Ruhe mehr, nicht hier, nicht dort. Es trieb ihn von Hause, wie aus jedem andern Raume, fort. So ward es Abend. Er irrte stundenlang auf den Straßen umher, um dann in irgend einer Spelunke sich in einen Winkel niederzusetzen, das Haupt in beide Hände zu nehmen und nichts um sich zu hören noch zu sehen.

Da fiel ihm wohl aufs Gewissen, daß er, von solchen Aufregungen umgetrieben, seit Monaten nichts Rechtes mehr geleistet und sein Fortschreiten auf der politischen Kampfbahn so wenig gefördert hatte wie die Schätze seines Wissens.

Was er seit sechs oder acht Wochen geschrieben und veröffentlicht hatte, war nicht der Rede wert. So machte er sich keiner Partei nützlich und nützte am wenigsten sich selbst. Was half derlei Einsicht? Er konnte nun einmal dauernd an nichts andres denken, als an die Rätsel, die ihm die Geliebte aufgab. Er mochte das beklagen, zu ändern vermocht' er's nicht.

Aber er hielt sich heut auch mit Klagen nicht auf. In ihm brodelte es von Einfällen und Absichten wie siedendes Blei. Er ertrug diesen Zustand nicht länger. Die Erregung drängte nach einem Ausbruch; er wollte nicht nur Unwürdiges nicht dulden, er war Manns genug, es zu verhindern.

Wie das? Gleichviel. Wenn er den spitzbübischen Spaniolen auf offener Straße niederschlug, war's mit dem Schäferstündchen nichts. Und es sollte nichts sein. Nein! und dreimal nein!

Er hämmerte auf den Tisch, daß der Kellerwirt herzugesprungen kam und nach seinem Begehren fragte. Winkler sah ihn an, wie einer, den man aus einem Fiebertraum geweckt hat, warf ein paar Groschen auf den Tisch, stürzte das Glas, das man vor geraumer Weile vor ihn hingestellt hatte, hinunter und stieg schwerfällig die fünf Stufen hinauf, die ins Freie führten.

Der Budiker sah dem verstörten Menschen von untenauf nach, wie er in Gedanken verloren die Vorübergehenden streifte, ohne es zu wollen. Das ist auch einer von den Gästen, die einmal kommen und nicht wieder, dachte er bei sich. Der macht den Eindruck, als ob er einen umbringen möchte, einen andern oder sich selber. Na, wie Gott will! Wer kann's wissen.

Damit ging er wieder in seine Bude zurück und machte die Glasthür hinter sich zu. Immanuel aber eilte weiter und weiter, wie einer, den der Geist der Rache treibt und der sein Opfer nicht versäumen will.

Als die Laternen über ihm aufflammten, packte ihn die Sorge, er möchte zu spät in der Eichendorffstraße eintreffen, um dem Hidalgo noch vor dem Eintritt in seiner Liebsten Haus zu begegnen, und er beschleunigte seine Schritte noch mehr.

Es war am Ende der zweiten Märzwoche und die Luft um vieles milder und frühlingshafter als sonst um diese Jahreszeit in der Mark. Besonders am Morgen wehte es einen an wie Blühen und Verheißen der Natur. Die Abende waren noch frisch, aber auch von jenem berauschenden Hauch lebenerweckender Kraft durchflutet, der heitere Menschen wie die Seele des ausgeschlafenen Frühlings begrüßt.

Allüberall sehen die Leute freudiger aus. Der Winter hat die Luft gereinigt, aber mit seinem Frost und Schmutz scheint's vorüber zu sein, und gute Zeit beginnt. Freilich mag diese Freudigkeit noch mancher Enttäuschung ausgesetzt sein. Wer weiß, ob übermorgen nicht doch die Straßen verschneit sind, wie um Weihnachtszeit. Manch einer, den man hinauskomplimentiert zu haben glaubt, kommt wieder, und der Winter gar ist ein rücksichtsloser Geselle. Sei's drum, wer diese erquickliche Luft einatmet, bringt die Zuversicht mit, lange kann der Schnee, soll's wieder einen geben, doch nicht liegen bleiben. Lenzen wird's bald.

Immanuel war heute kein heiterer Mensch, er sah und fühlte nichts von der Hoffnung der Natur. Ihn jagte der Ingrimm vorwärts, wie der Jäger ein Tier, das dem ersten besten Menschen, der ihm in die Quere kommt, die Zähne ins Blut tauchen will. Sind sie doch alle seine Feinde. Auch er war gehetzt, und er hatte es besser vor als die zur Wut gequälte Bestie, er wußte, wen er treffen wollte.

Dort an der Borsigstraßenecke lagen Steine. Man hatte wohl in einem Hofe daneben etwas zu mauern gehabt am Tage. Er griff sich ein Stück heraus, so ein recht kantiges, etwa zwei Pfund schwer, wie er's in seiner Hand tarierte; das war Waffe genug. Von einem muskulösen Arm wie Winklers geworfen oder in nächster Nähe zum Schlagen gebraucht, genügte es, einem das Weitergehen zu verleiden. Er fragte sich in dem Augenblick selbst, ob er denn noch bei gesunder Vernunft sei. Er antwortete, das sei ihm einerlei, wenn er nur seine Wut befriedige, schob den Stein in seine Rocktasche und ließ die Hand dabei. Er sollte sich wundern, der lateinische Amerikaner, wie man ihm sein Gelüsten in Berlin verleiden würde. Komm nur!

Aber schämte sich des alten Winklers Sproß nicht, einem

Ehrenmann hier aufzulauern wie ein Strolch? Hatte er von Haus aus nicht gelernt, wie Kavaliere sich begegnen, wenn einer von zweien zu viel auf der Welt ist? War er als „verlorener Sohn“ so verroht, daß er sich nicht bedachte, seinen Nebenbuhler anzufallen wie ein geborener Meuchler?

Wohl bedacht' er's, und der Entschluß war fast reif geworden in ihm, den General zu provozieren, wie's einem Gentleman erlaubt ist, ohne sich selbst zu erniedrigen. Der alte Soldat war keiner von denen, die absichtliche Beleidigung ruhig einsteckten und abwarteten, bis sie bei passender oder unpassender Gelegenheit dem Feinde ein Bein stellen und das böse Wort rächen könnten ohne selber Schaden zu besorgen. Wenn ihn Immanuel heut abend rauh ansprach, standen sie sich morgen oder übermorgen gegenüber mit den Waffen in der Hand, und dann — dann war nach aller menschlichen Berechnung, wenn nicht ein Zufall wie ein Wunder waltete, Herr Immanuel Winkler eine Leiche. Was hatte er dann davon?

Daß Nanda seinen Mörder nie wieder vor Augen lassen würde und alles Werben und Minnen ein Ende hätte wie für das Opfer also auch für den Sieger.

Das war vielleicht ein Leben wert, an dem Immanuel in diesem Augenblick verflucht wenig gelegen war. Aber ward dadurch verhütet, was heut abend drohte? Hinderte solch eine formvollendete Anschnauzerei den General, nachdem seine bekannte Visitenkarte gegen die des Fremdlings ausgetauscht war, die Treppe zu Nanda hinaufzusteigen? War er der Mann, den die Aussicht, morgen einem lästigen Flegel die gewollte Lektion zu erteilen, heut abend in seinem Vergnügen störte?

Die grundsätzliche Rücksichtslosigkeit gegen alles, was Gesetz und Ordnung, Ehrbegriff und gute Sitte genannt wurde, der alte Sansculottismus, dem Winkler jahrelang gehuldigt, den er jahrelang gepredigt hatte, quoll noch einmal auf und umnebelte sein Hirn und ließ ihn die Zähne fletschen und den Stein mit fünf nervigen Fingern umklammern: Du meine Waffe, du mein Retter, du mein Rächer!

Hatte er denn schon etwas zu rächen? fragte eine Stimme ganz im Innern, und sie antwortete: Nein!

Aber die heftigere und die lautere entgegnete: Ein Narr, der erst lammfromm stillhält, bis er schwer geschädigt ist. Die rechte Notwehr läßt's nicht erst zum Schlag des andern kommen, sondern macht ihn unschädlich, ehe dessen erhobene Hand niederfällt. Unschädlich machen! das wollte Winkler.

Die Eichendorffstraße lag jetzt so still, während nebenan in der großen Verkehrsader durchs weite Berlin alle Geräusche tosten. Am Himmel blinzelten lustige Sterne und in einem Keller schlug ein musikalischer Handlanger, der sein Spiel wohl für bessere Zwecke gelernt haben mochte, feiernden Maurergesellen und ihren Mädchen auf einem invaliden Pianino einen Walzer an. Selten rollte ein Wagen übers Pflaster.

Da packte Winkler auf einmal ein Gefühl wie ein Druck auf einen sechsten Sinn: jetzt kommt er. Alle und die letzten Gedanken an Vorsicht und Ehrbarkeit flogen von ihm fort. Er stürmte das Ende der Straße hinunter, das der Stadt näher lag, und fragte sich nur, was gescheiter wäre, dem Manne nach kurzem Anrempeln den Stein mit aller Kraft gegen die Stirn zu schlagen, daß ihm Hören und Sehen verging, oder ihn ihm aus dem Halbdunkel sicher gezielt ans Bein zu schleudern, daß er heute und so bald keine Treppe stieg? Doch das wird der nächste Augenblick, der erste Anblick geben.

Der erste Anblick gab's anders.

Immanuel hatte richtig geraten. Kaum daß er die Straße zu Ende gekommen war, fuhr schon um deren Ecke eine Droschke und hielt. Ein Mann stieg aus; der Wagen machte Kehrt.

Es war Don Pedro. Winkler erkannte die gewollt martialische Figur schon im Schattenriß. Nun kam sie ins Licht der nächsten Laterne. Winkler hielt kaum zehn Schritt weit im Dunkeln und sah genau den andern, der nun stehen blieb und die Uhr unters Licht hielt. Es schien noch nicht volle Zeit. In der Vorsicht, ja nicht zu spät zu kommen, mochte der Ungeduldige zu früh gekommen sein. Er zog ein Etui aus der Tasche und steckte sich eine Cigarette an, die Cigarette der letzten Erwartung, bis die gute

Stunde schlug. Langsam ging er ein dutzend Schritte zurück und tauchte wieder im Lichtkreis einer Laterne auf, vornehm und heiter die Hand mit der Cigarette vor seiner stolzen Nase wie im Takt eines Liedchens, das er sich dachte, hin und her bewegend.

Es war der verlangsamte Marschtritt des Soldaten, die Haltung des Eroberers, über majestätisch breitgewölbter Brust der hocherhobene Kopf des Mannes, der sich noch vor niemand gebeugt hat, der steife Nacken dessen, der von Jugend auf dazu erzogen worden ist, zu gebieten. Den Hut dem einen Ohr näher als dem andern, eine große weiße Blume im Knopfloch, den Ueberrock breit gegen die Schulter zurückgeschlagen, kam er sorglos dem lauernden Feinde näher und näher.

Da kreuzte eine dunkle Gestalt den Weg des Generals, ein abgerissenes Subjekt, das am hellen Tage wohl irgend einem armseligen Verdienste nachging. Es blieb stehen, da es den vornehmen Mann so für sich vergnügt und stolz vorbeimarschieren sah. Und flugs hatte der Arme die Situation erkannt, daß der Gutgelaunte auch zur Freigebigkeit aufgelegt sein möchte. Er schlich demütig heran und zog den Hut und streckte die hohle Hand aus. Es ist selten, daß in Berlin jemand auf offener Straße angebettelt wird. Geschieht's doch, so hält man die Ausnahme von der Regel für wohl begründet. So dachte auch der Amerikaner und, da er sich auf dem Wege zur Freude glaubte, wollte er auch einem andern, der ihn anflehte, Freude machen. Vielleicht war auch ein frommer Aberglaube mit im Spiel. Gleichviel, ein Goldstück glänzte unter der Laterne und fiel in den schäbigen Hut des armen Mannes. Der traute seinen Augen kaum und hielt das Krönchen seinem Geber hin, der sich, wie er glaubte, geirrt hatte. Aber Don Pedro streckte kaum lächelnd nur den Zeigefinger aus. Die kurze Gebärde genügte, den Bettler zu bedeuten, daß er zur guten Stunde einem Freigebigen begegnet sei. Er wartete keinen zweiten Fingerzeig ab und lief glückselig, was er laufen konnte, davon.

Don Pedro ging gleichmäßigen Schrittes weiter. Es sah aus, als ob der kleine Zwischenfall ihm gerade recht ge-

kommen wäre, die Zeit des Wartens zu verkürzen. War sie nun vorbei? Er blieb in voller Beleuchtung stehen, um noch einmal die Taschenuhr zu befragen, das Gesicht Winkler zugewandt, aber ohne diesen auf dem dunklen Fahrweg zu erblicken.

Der erschrak. Es kommt zuweilen vor, daß, was wir gemeinhin als Stimme des Gewissens bezeichnen, uns außer uns sichtbar und greifbar entgegenzutreten scheint. So war's Winkler in diesem Augenblick höchster Erregung, als gewänne, was er an Vorwürfen und Bedenken so oft in sich zurückgedrängt und abgewiesen hatte, plötzlich vor seinen Augen abmahnende Gestalt. Der Mann da vor ihm, wie er ging und stand, die Haltung und die Miene, erinnerten ihn jählings an einen andern Mann. Ihm war einen Augenblick, als stünde der alte würdebewußte Geheimrat von Wesselbrunn leibhaftig wieder vor ihm, aber nicht wie er ihn zum letztenmal an dieser Straßenecke gesehen, sondern wie er damals vor ihm gestanden hatte, es waren an die zehn Jahre her, damals, als er ihm zum erstenmal die übermütige Annäherung an seine Tochter verwies und mit einem Gesicht und einer Gebärde, die von Stolz und Zorn und Würde gleich viel an sich hatten, rief: „Junger Mensch, was fällt Ihnen ein, mein Schicksal zu kreuzen? Wer gibt Ihnen ein Recht, mich in meiner Familie zu schädigen? Wer gibt Ihnen ein Recht, meinem Willen zuwider zu handeln? Es wird Ihnen keinen Segen bringen, meiner Tochter den Kopf zu verdrehen. Sie sind nichts als ein von der Schule gelaufener unfertiger Mensch und, wenn Sie zehnmal der Sohn lieber alter Freunde sind, doch nicht der Mann, der meine Tochter ernähren, sie glücklich machen, ihr eine schöne Zukunft bereiten kann. Ich verbiete Ihnen in meine Familie einzugreifen, mein Kind zu verführen und mich unglücklicher zu machen, als ich ohnehin schon bin. Ich verbiete es Ihnen, und Sie haben kein Recht dazu, sich diesem Verbote zu widersetzen."

So hatte der alte Mann, der jetzt dem Wahnsinn verfallen war, damals zu ihm gesprochen; und in dieser Minute schien er, wie aus dem Grabe wiedergekehrt, aber um zehn Jahre verjüngt, sich vor ihm aufzupflanzen und in

einem entscheidenden Augenblick ihn zu warnen: Du hast kein Recht, mich wieder und immer wieder zu schädigen, kein Recht, die einzige Möglichkeit zu zerstören, daß ich in Ruhe und guter Behandlung meine umnachteten Tage beschließe, kein Recht, den einzigen Menschen zu töten, der mir das Leben fristet und den Bettelstab erspart. Geh aus dem Wege, von der Schule gelaufener Vagabund, du hast mich genug geschädigt und noch mehr mein Kind, das ohne dich seit Jahren die Frau eines braven Mannes wäre, dessen Fürsorge auch mich vor meinem Unglück bewahrt hätte, während jetzt — Geh aus dem Wege!

Und Winkler verlegte dem General den Weg nicht, der nunmehr die glimmende Cigarette von sich auf den Fahrdamm warf und mit elastischen Schritten an ihm vorübereilte. Es war Immanuel, als hätte ihn eine Vision geblendet und gelähmt. Erst als er die Hausthüre zuknallen hörte, wachte er aus der Erschlaffung auf.

Aber noch wie halb trunken taumelte er über die Straße und blieb mit dem Rücken an der Wand eines Neubaues, dem Hause der Geliebten gegenüber, schweratmend lehnen.

Allmählich ernüchterte er sich aus seiner Raserei, allmählich kam ihm das Bewußtsein seiner Lage, seiner Hilflosigkeit, seines Verlustes. Und die Ernüchterung griff weiter und weiter um sich in seiner armen Seele, während er hier unten lauerte und zum erleuchteten weißverhangenen Fenster der ihm nur zu gut bekannten Werkstatt mit brennenden Augen hinaufstarrte.

War das sein Platz hier unten lungernd in der Finsternis, mit dem Befehl, sich in Geduld zu fassen, bis oben ein gnädiger Herr das Zimmer zu räumen geruhte? War das der Platz, auf den er nach acht Jahren einer alle Himmel stürmenden Liebe, nach Listen ohne Zahl und Schmachten ohne Ende verwiesen wurde, ein Nachtwächter fremder Freude, ein Zaungast, wo man sein Lebensglück zerschwelgte? Mensch, komm zu dir! Hast du noch Würde, hast du noch Selbstbeherrschung, hast du noch Liebe? Wie konnte das also kommen?

Die frisch getünchte Wand noch immer mit seinen

Schulterblättern reibend sah er im Geiste zurück, acht Jahre zurück, wie's begonnen hatte und wie's geworden war.

Wie's begonnen hatte, war kaum zu sagen. Er fand keinen Anfang. Der Anfang schien in der Ewigkeit verloren. Es war ihm, als hätte er Nanda, so lange er sich erinnern konnte, geliebt. Als Kinder kannten sie sich schon und es war kein Abschnitt seines späteren Lebens, über den ihr blonder sehnsüchtiger Kopf ihn nicht angelacht hätte. Daß er dann später sich leidenschaftlich in sie verliebte, das war ganz unausweichlich, aber es erschien nicht als etwas Neues, nein, wie die unter Erwachsenen selbstverständliche Vervollkommnung einer schon die Kinderherzen verbindenden Neigung. Und dann die acht Jahre eines seligen Geheimnisses, in dem sie einander, von niemand erkannt, von niemand gestört, von niemand beredet, selig und fromm gehörten, so sicher wie unter einem durchsichtigen Zauberverschluß Merlins, der sie und ihr Glück vor der Welt unsichtbar machte und vor aller Anfechtung siegreich verbarg.

Vor aller Anfechtung siegreich? Ja, bis heute. Aber wir leben nicht mehr in Märchenwäldern unter Glasglocken Merlins, wir modernen Menschen. Und einen Sieger gibt's, der ist stärker als alles Glück und listiger als alle Verliebten und bricht die festesten Burgen treuer Liebe — die gemeine Not.

Und doch hatte das Wiederschauen der Vergangenheit, das genossene Glück auch im Abglanz der Erinnerungen noch so viel beseligende Kraft und Gewalt über Immanuels Herz, daß er selbst in dieser lächerlich elenden Lage, in der er hier im feuchten Dunkel die Zähne gegen sein Schicksal fletschte, sich noch wie von Glück bestrahlt, wie von Liebe gesegnet fühlte.

War's denn möglich, daß solche Leidenschaft sterben konnte, solange die beiden, die sie einander nährten, noch atmeten? War's möglich, daß solch eine Zuneigung, solch ein Zusammengehören in einer unseligen Stunde plötzlich ausgelöscht werden sollte, wie ein unbegreiflicher Irrtum zweier üppigen Thoren? Konnten sie beide die acht glücklichsten Jahre ihres Daseins wegwischen, wie man mit einem Schwamm über brüchige Kreidestriche fährt, mit denen ein

Kind eine falsche Rechnung an die Tafel gemalt hat? Da, da ist sie wieder rein und leer und nüchtern und schwarz die Tafel, und so nichtssagend, daß es einen erbarmen könnte.

Aber es ist so, es muß so sein. Das Licht malte die weißen Vorhänge von Nandas Fenstern so grell und gleißend, so frech und höhnisch in die Nacht hinaus, daß ihm übel ward. Wie lange stand er denn schon hier und paßte, ob der andre ging? Wie lange will der Alte denn noch bleiben? Wie lange will der Junge denn noch warten? Was hat er denn noch zu warten? So geh doch!

Er versucht' es. Er vermocht' es nicht. Noch nicht. Aber zum erstenmal in allen seinen Tagen malte er sich ein Leben ohne Nanda aus. Ganz ohne sie. War das möglich? Es mußte möglich sein. Alles war möglich. Und alles war erträglicher, als dies Gefühl der Erbärmlichkeit weiter, denn die Straße war, zu tragen, das Gefühl, das ihn von allen Gipfeln stürzen wollte, darauf er in ernster innerer Arbeit den Menschen Immanuel gehoben hatte.

Sich selbst verlieren, um ein Weib zu behalten, das nicht mehr ihm allein gehörte?

Nein!

Das war das Urteil. Ein Todesurteil wahrlich. Aber wie jeder Verurteilte auf Gnade hofft, auf einen hilfreichen Zwischenfall, auf ein Wunder, so wandte sich auch in diesem gequälten Herzen noch einmal alles Hoffen der Gnade zu. Konnte nicht doch im Stande der Gnade seine Nanda sieghaft über alle Anfechtung triumphiert haben? Hatte sie sich nicht mit einer Sicherheit in die Gefahr begeben, die mit dieser zu spielen und sie zu verachten schien? Hatte sie nicht die acht Jahre hindurch alles überdacht und angeordnet und die Geborgenheit und das Geheimnis ihrer Liebe durchgesetzt, wie's niemand für möglich gehalten hätte? War sie nicht allen überlegen und ließ die Männer tanzen wie Marionetten, wenn sie wollte? Wußte sie nicht immer, was sie wollte? War sie nicht mächtig, klug, bedächtig, stark, einzig und wunderbar?

Er atmete auf, wie ein mit den Fluten Kämpfender, dem im Augenblick, als alle Kräfte ihn verlassen wollen, ein schwimmendes Inselchen zu Hilfe kommt, darauf er sich

gerade noch zu heben vermag. Was nun? Wird die im empörten Flusse tanzende Scholle den Erschöpften zu bewohnten Buchten tragen oder wird sie nur seinen Todeskampf verlängern und entzweiberſten, sobald in der wogenden Wasserōde kein Ufer mehr zu sehen sein wird?

Für jetzt fühlte sein Hoffen wieder Boden unter den Füßen. Er mußte an Nanda glauben, er konnte gar nicht anders.

Da schlug's halb Zehn von irgend einer Uhr. Und von noch einer.

So stand er wirklich an zwei Stunden hier unten? Hat Gott den Männern zu solchem Vertreib die Zeit geschenkt? So geh doch!

Nein, ich bleibe, und müßt' ich bis an den andern Tag hier anwurzeln. Ich will Gewißheit haben. Und ich hab's versprochen. Nanda erwartet mich. Und sie hätte mich nicht berufen, wenn sie mir nicht, wenn ich käme, frei und stolz und lachend ins Angesicht sehen könnte.

Er raffte sich empor. Er trappte mit den Sohlen auf, denn die Füße waren ihm eingeschlafen. Er machte kleine Schritte hin und her. Ein Mann, der schon zweimal an ihm vorübergegangen war, kehrte noch einmal um, den Verdächtigen genauer ins Auge zu fassen. Immanuel sah ein, länger konnt' er vor dem verwunschenen Hause nicht lauern. Er that, als ging' er hastig weg, ließ aber Nandas Thüre nicht aus den Augen, kam nach geraumer Weile auf der andern Seite wieder und wandelte, anscheinend arglos, in Wahrheit um so ängstlicher spähend, wieder zurück.

Da! ... Das Herz schlug ihm, leise knarrte die Hausthüre. Nun hing die Gewißheit nur noch am Faden weniger Minuten.

Don Pedro ging, wie er gekommen war, stolz, aufrecht, elastischen Schrittes, die Brust gewölbt, das Kinn voran, den Hut lässig und lustig etwas zur Seite gerückt, und blieb unter der nämlichen Laterne stehen wie vorhin, zog wieder eine Cigarette aus dem Etui, zündete sie behaglich an und warf das Zündholz in den Rinnstein. Die einzige Aenderung bestand darin, daß er den Ueberzieher von oben bis unten zuknöpfte, aber das war bei einem Menschen,

unter seines Landes Breitegrad geboren, nicht zu verwundern, denn die Berliner Märznacht durchzog ein kühler Wind.

Nur Immanuel empfand nichts von Kühle. In ihm war's heiß, sprühend heiß.

Er sah dem General nach, wie der mit Schritten, die nach Sporenklirren und Marschmusik zu verlangen schienen, von dannen ging, bis er um die Ecke verschwunden war. Dann nahm er den Schlüssel des alten Wesselbrunn in die Hand und schloß sich das Haus auf, vor dem er eben die greulichsten Stunden seines Lebens ausgedauert hatte.

Das Stiegenhaus war noch erleuchtet. Er hätte den Weg überdies auch im Finstern gefunden. Er atmete auf, da er die drei Treppen unter sich hatte, und wischte sich den Schweiß von der Stirn, ehe er den Doppelschlüssel umkehrte und damit auch die Wohnungsthür öffnete, vorsichtig und leise.

Vorsichtig und leise drückte er auch das Schloß von innen zu und legte die Hand auf die Atelierklinke.

Noch einmal ging der ganze Gedankensturm, den er in den letzten zwei Stunden ausgehalten hatte, blitzartig durch sein Hirn. Er zögerte, aber nur ein paar Sekunden. Nur, um noch einmal tief aufzuatmen, denn das Atmen ward ihm seltsam schwer, nur, um noch einmal die Spuren seiner Gemütsbewegung aus seinem Angesichte wegzuwischen. Er wollte nicht mürrisch, nicht ärgerlich, nicht kleingläubig aussehen. So, nun war er gefaßt, nun trat er ein.

Er sah Nanda nicht sogleich. Im Zimmer sich umblickend, fand er alles in gewohnter Ordnung; auch das Theetischchen stand, wie jeden Abend, artig gedeckt neben dem Sofa mit dem Eisbärenfell. Das weiß verhangene Werkstattfenster blinkte ihn von innen wunderlich an, als wollt' es seinen langen Vorhang über ihn werfen und ihn zudecken. Die Lampe mit dem Blendschirm war so gestellt, daß sie dem Eintretenden grell entgegenschimmerte und den entgegengesetzten Teil des Zimmers um so dunkler ließ. Wo war Nanda?

Er rief leise. Da schien sich drüben etwas zu regen.

Er trat darauf zu. Nanda kauerte auf einem kleinen Stuhl im Winkel, das Gesicht in den Händen, und weinte.

Winkler erschrak, er rührte die Geliebte sanft an der Schulter, er rief sie noch einmal mit zärtlicher Stimme beim Namen. . . .

Sie schluchzte laut auf, aber sie sah ihn nicht an. Ohne das Antlitz zu erheben, glitt sie auf die Kniee nieder, fiel mit den Ellenbogen aufs Ruhebett und weinte laut, herzzerreißend, immer ärger, und die Schultern hoben und senkten sich krampfhaft und der Kopf zitterte in den Händen.

Nanda konnte nicht lügen.

Da ging ein Erkälten vom Haupte zum Herzen Immanuels, und er merkte, daß, was er jetzt leiden müßte, er schon dort unten auf der Straße in den letzten zwei Stunden durchlitten hatte. Das lag also hinter ihm, und man kann niemand zweimal verlieren. Wie schrecklich war das alles. Aber seines Bleibens war hier nicht mehr.

„Arme Nanda!“ sprach er mild und mitleidig. Der entsagende Ton klang von Herzen.

Dann schritt er langsam von ihr weg, legte den Doppelschlüssel des alten Wesselbrunn auf den Tisch und ging zur Thür. Dort wandte er sich noch einmal um und sagte: „Lebe wohl!“

Da riß es sie jählings empor und sie flog nur so auf ihn zu, packte ihn an Arm und Kleid, wo sie ihn eben zu fassen kriegte, und schrie: „Bleib! Lauf nicht im ersten Wahn davon, eh's entschieden ist, daß du mich durchaus verlassen mußt! Immanuel, verlaß mich nicht! . . . Immanuel, um Gottes und meines Lebens willen, geh nicht von mir! Nicht so! Nicht jetzt!“

Damit glitt sie an ihm herab und behielt seine Kniee mit ihren Armen umklammert. Er konnte nicht gehen, ohne sie gewaltsam abzuschütteln. Er sah sie lange nachdenklich an.

Er wäre gern geblieben, aber er fühlte in seinem ganzen Körper, das Kapitel war aus, das Buch war zu, das Wesen, das er so lang und so heiß geliebt, es hatte ihm nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu bieten. Was da schluchzend an seinen Knieen mit beiden Schultern zuckte, war das Weib eines andern, und, so lang er lebte, waren ihm die Weiber der andern gleichgiltig gewesen. Das da war die Geliebte Don Pedros, des bekannten Generals aus Latein-Amerika. Das

ging ihn weiter nichts an. Daß er sie einmal, daß er sie lang und innig geliebt und sie es ihm wunderbar vergolten hatte, dafür wußt' er dem schönen Weibe viel Dank; daß es jetzt unglücklich war und bitterlich weinte, erregte sein Mitleid aufs lebhafteste. Aber von Liebe war nichts mehr dabei. Das war vorüber, ausgelöscht und ausgeblasen, als könnt' es gar nicht sein, als wär' es nie gewesen. Er betrachtete die Schönheit vor ihm mit unverhohlener Bewunderung, aber er begehrte ihrer nicht mehr. Der wonnevolle Zauber, der all die Jahre hindurch, wann und wo immer ihn ihre Augen trafen, ja wenn er nur ihre Stimme hörte, beseligend auf seinen ganzen Menschen gewirkt hatte, der Zauber der reinen Natur war gebrochen. Immanuel fühlte sich vollkommen frei davon. Er liebte sie nicht mehr und war ihr doch zu sehr zu Dank verpflichtet, als daß er ihr das Gegenteil hätte weismachen mögen. Er hatte keinen Groll, keinen Vorwurf für sie, nur inniges tiefes Mitleid. Aber aus Mitleid den Verliebten heucheln, ging über seinen Willen. Sie war Don Pedros. Er fühlte, daß er um diese Zeit bei der Dame eines andern eine lächerliche Rolle spielte, und jede Minute längeren Verweilens war ihm zuwider. Er suchte sanft ihre Hände zu lösen und sprach begütigend: „Laß mich gehen, Nanda. Ich muß. Gute Nacht."

Sie hob da den Kopf und sah ihm von unten herauf scharf ins Gesicht. Ihre Augen waren vom Weinen rot, ihr Haar im Nacken ein wenig losgegangen, ihr Mund verzog sich bitter.

Mit einemmal sprang sie jäh auf die Füße und einen Schritt zurück, laut rufend: „Thor, dummer engherziger Thor, du gehst? Du kannst geh'n? Wie viel Opfer hab' ich dir, hab' ich unsrer Liebe in diesen langen Jahren gebracht, und beim ersten Opfer, das du bringen sollst, versagst du? Hab' ich nicht alles gethan um deinetwillen? Und du sagst: ich geh' und leb wohl! und machst dich aus dem Staube, dummer eitler Thor! So geh!"

Immanuel sah die Zornige lang an, als nähm' er Abschied von der bebenden Gestalt. Sie stand vor ihm mit geballten Fäusten, die Lippen hinter die Zähne gezogen, wie

ein Weib, das nach ihm geschlagen hat; aber es war ja ein Weib, ein armes leidendes Weib. Und es wiederholte mit keuchender Brust noch einmal: „So geh!“

„Wie du befiehlst,“ antwortete Winkler sich verneigend und ging langsam aus der Thür, die Treppe hinab, zum Hause hinaus. Sie lauschte auf jeden Tritt, auf jeden Ton und noch ein Weilchen, nachdem der letzte Ton verklungen war. . . .

Dann schüttelte sie der Jammer noch einmal, heftiger als zuvor, und sie schlug lang hin auf den Estrich und weinte.

Wer weiß, wie lange sie so lag.

Elftes Kapitel.

„Was nur das Fräulein von Wesselbrunn heute hat?“ sagte die Wartefrau zur Schwimmlehrerin im Admiralsgartenbade, wo auch im Winter ein breites Bassin Freunden des Schwimmsports zur Verfügung steht und den Damen von elf bis ein Uhr vorbehalten bleibt. „Sie plätschert nun schon über eine Stunde im Wasser herum und macht den Kopfsprung zum zwanzigsten mal. Das müßte ja einen Packknecht runjenieren.“ Und zu der Schwimmerin gewandt rief sie: „Gnäd'jes Fräulein, et muß allens 'n Ende haben. Doch, die Damenstunde. Sie haben nur mehr knapp Zeit, sich umzukleiden.“

Das schöne Weib stieg triefend und zähneklappernd aus dem Bassin und ließ sich in den molligen Bademantel einhüllen. Es zitterte am ganzen Leib und war blaß bis in die Lippen.

„Wenn Sie sich nur nicht erkältet haben. Wer wird aber auch so lang in't Wasser bleiben.“

„Ich wollt', ich könnte mich in Feuer baden,“ sagte Nanda schlotternd für sich hin.

„Det können nur die armen Seelen im Fejefeuer!“ rief lachend und frottierend die Badefrau. „Det haben gnäd'jes Fräulein nich notwendig. Und Sie haben ja ooch so ville Feuer in sich.“

„Auch das Fegefeuer ist ja nur ein Symbol,“ sagte Nanda halblaut für sich hin.

Die Masseuse verstand zwar nicht, was die Dame damit meinte, da sie aber glaubte, daß diese einen Witz gemacht habe, hielt sie's für angezeigt, in Gelächter auszubrechen.

Dann war sie emsig beflissen, dem freundlichen Badegast ein Kleidungsstück nach dem andern zu reichen, denn es war in der That höchste Zeit. Die auf ihre Stunde vor der Thüre wartenden Herren forderten Einlaß, und Nanda kam allein mit den steifen Fingern nicht rasch genug zu stande.

Mit dem Glockenschlag Eins war sie nun doch fertig und trat, wenn auch als lang die Letzte, auf den Gang hinaus. Und die ungeduldigsten des stärkeren Geschlechts hatten nur freudige Blicke für die schöne Erscheinung. Sie machten ohne Kommando Spalier, als sie vorüberging.

Nanda sah in den Blicken der Männer, daß sie gefiel und mehr als andre gefiel. Vielleicht wär' ihr's ein andermal dreist und lästig erschienen. Heut freute sie's, heut war ihr diese Beobachtung wie ein Trost. Sie hätte heut an jedem Menschen die Macht ihrer Schönheit erproben mögen. Gefiel sie allen, so gefiel sie doch auch ihm — dem heißgeliebten Narren, der ihr gestern, dem sie gestern so weh gethan hatte.

Ach was, solange es Liebesleut auf der Welt gibt, haben diese sich auch gezankt und gekabbelt. Ist doch nichts Süßeres als nach solch luftreinigendem Donnerwetter sich wieder versöhnt in die Arme zu fallen, als wäre man einander von neuem geschenkt worden, und Leidenschaft und Wonne schmecken noch eins so schön.

Auch er, der wilde Narr, sollt' ihr von neuem geschenkt werden. Doch es war ja gar nicht denkbar, daß er ihr überhaupt auch nur einen Tag verloren gewesen sein sollte. Unsinn. Man bricht doch nicht nach acht Jahren, nach solchen acht Jahren. Man bricht überhaupt nicht mit Nanda von Wesselbrunn. Man ist heilfroh und lobt sein Geschick, wenn sie nicht mit einem bricht. Und ihr Immanuel, ihr Eins und Alles, ihr Schatz, ihr Mann, ihr Gott, er ihr verloren sein und bleiben? Das ist einfach unmöglich. Sie wird ihm Kopf und Herz schon zurecht setzen. Sie muß und sie wird's.

Sie hat ihm heut in aller Frühe schon einen Rohrpostbrief geschickt, ganz kurz und bündig, ohne Klagen, ohne Liebeserklärung, nichts als daß er sie heut nachmittag um zwei Uhr bei sich erwarte, da sie mit ihm notwendigerweise sprechen müsse.

Nun fuhr sie heim, um sich zu stärken nach dem anstrengenden Bade, um sich zu schmücken, um sich schön zu machen. Wenn sie's darauf anlegte einem zu gefallen, wenn sie's mit festem Willen darauf anlegte, einen toll zu machen, müßt' es doch merkwürdig zugehen, wenn der widerstehen sollte, und gerade der widerstehen, auf welchen ihre Reize mit vollem Sieg und Segen zu wirken gewohnt waren. „Vorwärts, Kutscher, nicht so träge!"

Die Zeit ward ihr lang, bis sie wieder sich in die Arme schmiegen durfte, an den Hals, an die Brust, wo sie allein daheim und glücklich war.

Aber sie übereilte nichts und stand vor ihrem Spiegel wie ein Feldherr über dem Aufmarsch seiner Truppen vor der Schlacht. Sie hatte doch einen Verbündeten und Verräter im jenseitigen Lager? Ach, und was für einen süßen Spion: ihres Immanuels Herz. Der Sieg mußte ihr werden.

Sie wußte, wie er sie gerne sah, wie sie das Haar aufstecken und den Hals umrahmen, was sie für Farben wählen und wie sie das Hütchen setzen mußte, um ihm zu gefallen.

Ei, das sollte Augen machen, das widerborstige Männchen, der gelehrte Prinzipienreiter, das grübelnde Genie, der dumme liebe Junge, der!

Nicht immer, aber heute war sie mit ihrer Leistung zufrieden, und also trat sie vom Spiegel zurück. Oft, wenn er sie betrachtet hatte, wie sie aus alten Fähnchen sich, wer weiß, zum wievieltenmal, ein Gesellschaftskleid mit Müh und Not zusammengebastelt und in dieser anmutigen Armseligkeit mehr gefallen hatte als die andern mit ihren teueren Roben von modischen Schneiderinnen aus Frankfurt oder Wien, oft hatte Winkler bewundernd zu ihr gesagt: „Du bist eben auch darin eine Künstlerin und stellst dich hin wie ein Bild, wie ein vollendetes Kunstwerk." Nun, heute galt's ihre Kunst auszuproben, heute galt's ihr Meisterstück: das Glück ihres ganzen Lebens.

Denn ohne ihn gab's für sie kein Glück. Das hatte sie klar erkannt in dieser Nacht der Thränen. . . .

Immanuel Winkler war wie zerschlagen von der heftigen Gemütsbewegung des letzten Abends und von dem Bewußtsein, daß das wunderbare Weib, das er über alles

geliebt, daß das hohe heimliche Glück, das seinem mühevollen und bis heute doch so erfolglosen armseligen Leben Glanz und Freude die Fülle gegeben hatte, unwiederbringlich verloren war. Er konnte sich kaum von einem Ende seines Stübchens zum andern schleppen und wäre am liebsten, ohne sich zu regen, ohne zu denken, dumpf hinbrütend in seinem Bette liegen geblieben, wenn der Brief Nandas ihn nicht genötigt hätte, auf ihren Besuch gefaßt zu sein. Sie war besser daran als er, sie konnte noch hoffen, er wußte, daß alles aus war und nur noch ein Abschied, bitterer als der gestrige, durchzuführen blieb. Der Kampf war also noch nicht zu Ende.

Und nicht nur von der Einstgeliebten drohte die erneute Anfechtung; in seinem eigensten Wesen erstand ihm ein böser Dränger. Die Erinnerung an alle Freuden dieser Jahre und sein begehrliches Blut bestürmten ihn unter dem Schein überlegener Klugheit. Warum willst du ein Narr sein und wegwerfen, was dir doch unentbehrlich ist, wegwerfen, weil sein absoluter Wert in deiner Idee etwas gemindert ist? Wenn sie dir morgen so, wie sie nun einmal ist, als die Freundin Don Pedros zum erstenmal im Leben begegnete, würdest du nicht Kopf und Kragen daran setzen, dem Alten das reizende Weib abzujagen und dich in ihrer Hingabe vor andern beglückt preisen, ob sie trotzdem ihrem Herrn und Gebieter noch Abschlagszahlungen schuldete oder nicht? Weil du nicht mehr so reich bist an Liebe, wie zuvor, willst du dein ganzes Besitztum dem Verluste nachwerfen? Sie hat in den langen Jahren doch Dankbarkeit verdient, willst du sie nun elend und ganz unglücklich machen, indem du sie schnöde von dir weisest, die Arme, die doch nur aus Kindespflicht sich in den wahrhaft tragischen Konflikt begeben hat? Freilich, geschehen ist geschehen, und sie kann dir nicht mehr als das erscheinen, was sie dir vordem gewesen ist. Aber noch immer werden dich Tausende um sie beneiden, und du brauchst ja darum, was dir bleibt, nicht zu überschätzen. Nimm das Leben, wie es ist, und die Menschen, wie sie sind. Behalte die schöne Nanda, weil du an sie gewöhnt bist, als Zeitvertreib, als Dirnchen ... sie oder eine andre, einerlei. Das Fleisch ist schwach und die

Gewohnheit mächtig. Jagst du sie heute weg, wirst du dich bald inbrünstig nach ihr sehnen. Also behalte sie lieber gleich, bis du sie satt hast.

Aber Immanuel bändigte die Versuchung. Nein, was die Begierde riet, war nicht möglich. Bei jeder andern, ja, bei dieser nicht. Nanda konnte er nur vergöttern oder verwerfen. Sie war ihm, seit er über Mann und Weib nachdachte, das Höchste, das Vollkommene, das Vollendete, das Weib, sein Weib gewesen. Nun ein kaum sichtbares Fleckchen den Demanten entstellte, mochte dieser für Tausende noch kostbar und begehrenswert scheinen, sein Kronjuwel war er nicht mehr.

So hatte Winkler den Ansturm in Gedanken bereits abgeschlagen, als Nanda strahlend in Schönheit über seine Schwelle trat. Der Anblick des sieghaften streitgerüsteten Weibes erbitterte ihn mehr, als daß er seinen Entschluß sänftigte.

Was es ihm zu sagen hatte, lief ungefähr auf das Nämliche hinaus, was der böse Feind im eigenen Blute bereits so emsig ihm zugeraunt hatte. Sie saß vor ihm und küßte die harte Faust, die zwischen ihren kosenden Händen auf dem Schreibtisch lag, auch Thränen fielen zwischen die Küsse auf die Faust hinab, derweil sie bat: „Laß mich fortan nur deine Magd, deine Sklavin sein, aber dulde mich in deiner Nähe."

„Warum quälst du mich?" sprach er. „Du glaubst, daß es eine Frage des Beliebens, ein Problem des Willens sei, ob wir bei einander bleiben oder nicht. Du irrst, das ist Sache des unwillkürlichen Instinkts. Ich schätze dich nicht weniger als vorher, ich bewundere dich gewissermaßen um das heroische Opfer, das du deinem armen Vater gebracht hast, mein ganzes Ueberlegen ist voll von Entschuldigungen und Lobeserhebungen für dich — aber unter alledem ganz tief da drinnen hasse ich dich seit gestern, und dieser instinktive Haß macht alles ungenießbar, woran mein Herz früher gehangen hat, alles, was höchste Liebe gewähren kann. Warum zwingst du mich, mein Innerstes umzukehren? Es ist nicht gefällig."

„Dein instinktiver Haß ist mir zum Lachen," antwortete

Nanda und warf den schönen Kopf mit dem stolzen Ausdruck der Siegerin Venus in den Nacken. „Alle Skrupeln deines Gelehrtengewissens in Ehren, aber ich sage dir, du wirst noch nach mir heulen und, ob einer mich auf die Dauer verschmäht oder begehrt, ich denke, Mensch, das steht bei mir. Mit deinem Haß nehm' ich's auf."

„Und wenn," rief Winkler, „wenn dir's wirklich gelänge, mein natürliches Gefühl einzulullen und dich meiner im Rausche der Sinne zu bemächtigen, wie stellst du dir die Zukunft vor? Ich bin ein armer Teufel. Wie soll ich von nun an neben dir fortkommen? Sollen wir beide von der Freigebigkeit Don Pedros leben, du auf seinem Schoß, ich hinter seinem Rücken? Mal dir das aus, wie's weiter zu führen wäre, und du siehst nach vierzehn Tagen in mir einen verächtlichen Kerl. Eins hängt am andern. Ich will mich behalten, hochhalten, reinhalten."

Nanda lachte noch einmal auf. „Ihr habt es so leicht, ihr Männer, mit dem Reinhalten, faunische Pharisäer, die ihr seid. In wieviel Pfützen hat sich jeder von euch gesiehlt und dünkt sich doch rein und ehrbar nach wie vor, denn das ist euer Herrenrecht, ihr Herren der Schöpfung. Aber ein Weib, das nur den Saum seines Kleides bestaubt hat, dünkt euch des höllischen Feuers wert oder doch eurer instinktiven Gehässigkeit, wie du dich freimütig ausdrückst. O du . . ."

Winkler antwortete: „Als Genußmensch, als moderner Philosoph, als ein solcher, wie du ihn eben andeutest, würd' ich mich mit irgend einem Gemeinplatz über dein Unglück hinüberschwingen und mir deine Gnade zu nutze machen; aber als dein Gatte nach dem Sakrament der Liebe nicht. Fühlst du denn nicht, was du mir warst: das Heiligste, das Ideal, das Wunder im Leben, und, daß ich deinem Willen nicht zu gehorchen vermag, eben weil du mir so viel, so unsagbar viel gewesen bist und ich dich so sehr geliebt habe?"

„Und wenn ich Don Pedro verlasse?" rief sie rasch, „wenn ich, ganz und nur dein, zu dir zurückkehre?"

„Zu spät!" sprach er mit einem Seufzer und klopfte auf seine Brust, dort, wo er vorhin geklopft hatte, da der

Haß aufgezuckt und wider Willen laut geworden war gegen die Einstgeliebte.

Nanda war schon vor einer Weile vom Stuhl aufgestanden und knüpfte jetzt den Schleier um den Hut. Ihr Gesicht war trocken, ihre Züge starr, ihre Stimme rauh: „Es ist nie zu spät, solange Menschen noch am Leben sind,“ sagte sie. „Erinnere dich daran, wenn du über kurz oder lang anders denkst und anders fühlst als heute, das noch zu sehr das Heute von gestern ist. Ich, merke dir das, ich liebe dich heut wie gestern, und ich werde dich lieben, solang ich atmen werde. Ich dich und nur dich. Mach du, was du willst. Kehrt aber eines Tags die Sehnsucht wieder bei dir ein, die Sehnsucht nach deiner alten Nanda, so weißt du, daß sie dich mit weitoffenen Armen empfangen wird immer und überall. Merk dir's. Vielleicht tröstet's dich einmal in einer schlimmen Stunde. Für heut ist nichts mit dir anzufangen. Der Stolz verstopft dir die Ohren und die Eigensucht hindert dein Herz, frei zu schlagen. So lass' ich dich für heute. Leb wohl.“

„Gott mit dir!“ antwortete Winkler und zwischen den beiden, deren heimliche Liebe so lange jeder Anfechtung getrotzt hatte, schloß sich die Thür.

Winkler wußte wohl, was er verlor, und da er wußte, daß es für immer verloren war, fühlte er den Verlust im Augenblick schwerer und schmerzlicher als Nanda, die nicht glaubte, daß alle Bande zwischen ihr und ihm für immer abgerissen wären, und zudem vom Bewußtsein, ein unvermeidliches Opfer gebracht zu haben, gestützt wurde.

Mehr und mehr beschlich sie freilich eine wilde Verzweiflung, als Tag um Tag dahinging, ohne den Entflohenen an ihr Herz zurückzuführen. Sie ward ernstlich krank und sah so elend aus, daß Don Pedro schwer in Sorgen fiel und außer dem Hausarzt der Wesselbrunn noch die Berühmtheiten der Berliner Fakultät konsultieren wollte. Nanda wehrte seinem Eifer. Ihr könnten weder diese noch jener helfen; ihr Leiden werde nur Geduld und Zeit heilen.

So brütete sie weiter vor sich hin und war bemüht, sich ans Unausweichliche zu gewöhnen, so gut oder so schlecht es ihr gelang. Sie durfte jetzt nicht hinsiechen, denn was

würde aus ihrem armen Kranken, wenn der nicht für ihn sorgte, dem sie sich unentbehrlich erhalten mußte? So zwang sie sich zu überwinden.

Ein Gefühl half ihr mehr als alle andern dabei. Ein Gefühl, wie es der Genesende empfindet: ich bin noch nicht gesund, noch nicht ich selbst wieder, aber ich habe keine Schmerzen mehr, und auch das ist ein Bewußtsein, bei dem man bis auf weitere Besserung verweilen mag. So sagte sich Nanda: Glück und Freude hab' ich verloren, aber ich habe keine Sorgen mehr. Keine Sorgen mehr für den Vater, keine Sorgen mehr für mein Dasein. Ich darf mich satt essen und brauche nicht zu fürchten, daß mir der Gerichtsvollzieher die Kleider aus dem Schrank und die Decke vom Bett wegnimmt. Ich kann mich nicht erinnern, jemals im Leben so außer allen kleinen Sorgen gewesen zu sein. Es ist das erste Mal, daß ich, die Dreißigjährige, mir bewußt werde, was leibliches Behagen und Friede vor unwirschen Gläubigern ist. Auch das thut gut. Es ist ein gemeines Gefühl, aber menschlich und verzeihlich, ‚denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht' und mein Ideal hat mich eigensinnig verlassen.

Don Pedro hatte dabei nicht immer gute Tage. Er litt unter der Ungleichheit der Launen des schönen Weibes, aber er glaubte, das sei ganz in der Ordnung. Er hatte das bei schönen Weibern nie anders gekannt, und so fügte er sich in jeden wunderlichen Einfall, ganz von der einen Angst beherrscht, er könnte sie verlieren.

In dieser Angst war er, besonders in der Zeit, da sie durch Nandas übles Befinden gesteigert worden, nicht immer so vorsichtig und verschwiegen, wie es für sein kostbares Verhältnis zu wünschen gewesen wäre. Und so geschah es, daß Nanda, die in den acht Jahren, da sie mit ihrem Immanuel alle Schmerzen und Wonnen glücklicher Liebe durchschwelgt hatte, niemals ins leiseste Gerede gekommen war, jetzt mit der auffallenden Verehrung des grauen Helden aus Südamerika von Hinz und Kunz geneckt wurde, und die Geheimrätin Seckenstedt sich in mütterlicher Freundschaft bemüßigt sah, ihr unter vier Augen zu bedeuten, daß sie die excentrischen Huldigungen des Generals nicht so unbe-

denklich hinnehmen dürfte, sondern ihrem guten Rufe schuldig wäre, ihn etwas weitere Distance halten zu lassen.

Welcher Scharfsinn! spottete Nanda, dennoch erstaunte sie über die Wachsamkeit der Gesellschaft. Aber freilich, wer kannte den kleinen Sozialisten Winkler, wer wußte, daß sie sich beide so lange kannten, wer hatte ihn öfters als das eine Mal mit ihr in einem Salon zusammen gesehen, und wie vorsichtig und erfinderisch macht wahre, macht glückliche Liebe!

Der fremde Gesandte, der vielgenannte Diplomat, der Regenerator einer wachsenden Armee, der hier im industriellen Deutschland Millionen auszugeben hatte, von dem alle Zeitungen sprachen, der bereits sechs Monate lang der Löwe der Gesellschaft war, der konnte sich nicht glücklicher Verborgenheit erfreuen, wenn er eine Dame bevorzugte, die gleichfalls dieser Gesellschaft angehörte und die keine wahre Liebe vorsichtig und erfinderisch machte.

Es fehlte nicht an Spähern, die einmal durch ein Flüstern und Munkeln auf die rechte Fährte gebracht, dem Gefeierten folgten oder in der Eichendorffstraße auf ihn lauerten und also nach etlichem Bemühen es glücklich herausspioniert hatten, daß das unnahbare Fräulein von Wesselbrunn zuweilen des Generals Besuch empfing und nicht bloß immer zum Fünfuhrthee.

Da fand sich denn Dame Seckenstedt, die seit der Einschließung des alten Wesselbrunn ihre mütterliche Besorgnis für Nanda in demselben Verhältnis wachsen fühlte, als ihr jede Hoffnung, den alten Haudegen vor die eigenen Füße zu fesseln, entschwand, heftig gedrängt, nicht nur ihrer Schutzbefohlenen solche Unvorsichtigkeit noch einmal und ernsthafter zu verweisen, es mußte auch Don Pedro ins Gebet genommen werden und aufs nachdrücklichste.

„Was wollen Sie mit dem Fräulein, Excellenz?“ sagte sie, da er dem Ersuchen, sich um eine bestimmte Stunde in ihrem Salon einzufinden, gefolgt war. „Sie sind im besten Zuge, einem wahrhaft vornehmen Wesen seinen guten Ruf zu verderben, einem Wesen, das nichts hat, als diesen guten Ruf, seine Schönheit und seinen alten Namen. Nanda ist mir sehr teuer, und ich muß mir überdies den Vorwurf

machen, daß Sie sie ohne meine Vermittelung gar nicht kennen gelernt, also auch nicht kompromittiert hätten."

Der General dachte sich sein Teil im stillen, verwahrte sich aber laut und feierlich vor jeder bösen Absicht. Doch Alma fand hier Gelegenheit, dem Fremdling, der sie nie genug gewürdigt hatte, ein Kapitel über die höhere Sittlichkeit unsres Landes und unsrer Gesellschaft zu lesen, was der besser wissende Don Pedro in Geduld über sich ergehen ließ.

Nachdem sie aber mit ihrem Sermon zu Ende gediehen war, versicherte er der eifernden Dame, sie könne sich um so eher über sein ferneres Verhalten zu Fräulein von Wesselbrunn beruhigen, als zu seinem größten Leidwesen seine Tage im schönen Berlin gezählt seien. Sie werde ja in den Zeitungen von den tumultuosen Ereignissen in seiner meerbespülten Heimat gelesen haben, wo ein gewaltsamer Umsturz alles Bestehenden bedenklich nahe gerückt, aber im entscheidenden Augenblick durch die Kraft und Entschlossenheit des Präsidenten der Republik Ordnung und Ruhe aufrechterhalten worden seien. Immerhin habe das bisherige Ministerium demissionieren müssen. Heute morgen habe er in diesem Telegramm, das er aus seiner Brusttasche zog, seine Berufung als Kriegsminister erhalten. Die seit Monaten schwebenden Geschäfte für die Neuausrüstung seines heimatlichen Heeres würden ihn, bis sein Nachfolger in Berlin einträfe, noch einige Wochen hier zurückhalten; aber dann ging's hinüber ins Land seiner Geburt, zu den Antipoden der Frau Geheimrätin, wo er für die Wohlfahrt und die gewiß große Zukunft seines Freistaates mit allen Kräften ringen und schaffen wolle, bis seine Erdenlaufbahn erschöpft sein werde.

Alma war mehr als verblüfft, sie war wütend und wußte nicht, ob sie Seine Excellenz mehr zu dieser ehrenvollen Berufung beglückwünschen oder die arme Nanda darüber beklagen sollte.

„Warum beklagen?" fragte staunend der fremde Diplomat.

Und jene, die sich vorgenommen hatte, nichts halb zu thun, brauste los: „Weil Euer Excellenz dem wunderbaren

Mädchen erst nach allen Regeln der Kunst den Kopf verdreht, ihm schließlich gar noch den guten Ruf — ein ganz klein wenig, ja, aber denn doch — verdorben haben durch ihr übereifriges Umwerben und Vergöttern, und es nun mit Eklat sitzen lassen. Eine schöne Leistung das. Und wenn ich mir denke, daß sie Sie am Ende gar noch herzlich lieb gewonnen hat ..."

„Glauben Sie?" fragte der General hastig, und ein bißchen verräterischer Röte ließ sich auf der wohlgepflegten Haut über den Backenknochen bemerken.

Frau Seckenstedt entging diese plötzliche Bewegung des sonst so gemessenen und zurückhaltenden Mannes nicht. Sie dachte: in einem Punkt ist eine schlaue Frau doch dem gewiebensten Diplomaten über, und sie beschloß im selben Augenblick, das Eisen zu schmieden, so lang es heiß wäre, darum den General und Nanda in den nächsten Tagen noch einmal zusammenzuführen und, wenn irgend möglich, so, daß jenem eine Erklärung recht nahe gelegt würde.

Um diese würdig vorzubereiten, sagte sie vorerst nur: „Einer, der für immer aus den Augen scheiden will, ist gefährlicher als einer, dem man jede nächste Woche wieder zu begegnen sicher ist. Sie selber sind trotz Ihrer grauen Haare so ungestüm, so unüberlegt, wo Sie Neigung spüren, wie bei uns die liebe Jugend kaum. Meine Nanda muß allem Gerede sicher entrückt und über allen falschen Schein gestellt werden. Ich hole sie mir noch heute ins Haus und werde sie als meinen Logiergast behandeln, bis Euer Excellenz auf hoher See schwimmen."

Hole der Teufel die aufdringliche Tugendwächterin! dachte der General, laut aber erwähnte er nur die Zuversicht, daß die Frau Geheimrätin ihm auch so nicht die Thüre verschließen werde.

„Ganz im Gegenteil," erwiderte jene mit vollendeter Höflichkeit, „ich werde mich, wie immer, ungemein freuen, wenn Euer Excellenz meinen Einladungen gütige Folge leisten wollen."

Das war ja nahezu beleidigend, das hieß ja nichts andres, als ungeladen wird ihm die Thüre nicht geöffnet ein Wiedersehen Nandas nicht gestattet werden, ihm, der

seit bald zwei Monaten keinen Tag vergehen ließ, ohne die Angebetete wenigstens einmal gesprochen zu haben. War die Frau verrückt, sich also zwischen sie und ihn zu drängen? Freilich, sie war die alte Freundin der Familie Wesselbrunn, sie durfte sich gewissermaßen ein Recht anmaßen, Nanda zu bemuttern, und er hatte nicht gehandelt, wie es eine Mutter billigen durfte. Er selbst billigte es nicht mehr, er hatte Gewissensbisse, aber die Leidenschaft quälte den Alten noch viel mehr, sie sorgte dafür, daß sich die Gewissensbisse nicht nur nicht verminderten, sondern daß er sich aus Almas Salon mit merkwürdigen Einfällen wegbegab und von dieser Stunde an sich näher und näher an Entschlüsse heranwagte, die er vordem nie für möglich gehalten hatte und noch jetzt nicht für unausweichlich hielt. Aber fürs letztere sorgten die Umstände, Frau Seckenstedts Energie und sein eigenes thörichtes braves Herz.

Nanda hatte die sechs oder sieben Wochen seit ihrer Trennung von Immanuel dumpfsinnig hingebrütet und von Tag zu Tag sich mit der Hoffnung geschleppt, der Ungetreue werde zu ihr zurückkehren. Sie verbiß sich in diese fixe Idee so, daß sie die Festigkeit seines Entschlusses nicht gewahrte, an die Dauerhaftigkeit seiner Abneigung nicht glauben wollte. Jenes ihre Nervenüberspannung ablösende Behagen im materiellen Wohlsein war längst wieder der alten Sehnsucht gewichen. Das materielle Wohlsein war ihr bald zur Gewohnheit geworden und schon so selbstverständlich, daß sie keinen Gedanken mehr daran wandte. Sie ertrug es, wie zu der Last gehörig, die sie sich nun einmal aufgeladen hatte, die sie auf einen Wink Immanuels ohne jegliches Besinnen abzuwerfen bereit war. Mit Don Pedro verkehrte sie gewissermaßen mit geschlossenen Augen, in einem gewollt traumhaften Zustand, der volle Besinnung mit Willen fernhielt. Der verliebte General duldete die wunderliche Laune, wie er all ihre Launen ertrug, um die Launische selbst nicht zu verlieren, und es läßt sich denken, in welche Aufregung ihn der Beschluß gebracht, den ihm Frau Seckenstedt soeben kundgegeben hatte.

Nanda hörte lachend den Bericht, aber sie versicherte Don Pedro mit vollem Ernste, daß sie sich der Einladung

Almas, die sie, während er bei ihr war, durch die Rohrpost erhielt, nicht versagen könnte, ohne ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Sie erklärte sogar rund heraus, daß sie diesen Antrag wie eine Ehrenrettung freudig begrüße und sich ihrer mütterlichen Freundin dafür zu hohem Dank verpflichtet fühle. Dabei glänzte es wie helle Freude aus ihren unergründlichen Augen, daß der gesetzte Diplomat in einem Sturm von widerstreitenden Empfindungen von dannen ging, wie ihn sein Herz, so alt es war, noch nie durchgemacht hatte.

Nandas plötzliche Freude war aber dadurch entfacht worden, daß sie in Almas tapferem Vorgehen und in dem, was darauf folgen werde, nur ein sicheres Mittel zu erkennen glaubte, den abtrünnigen Immanuel heim an ihr Herz zu locken.

Daß er sie noch immer liebte und begehrte, stand ihr außer Zweifel. Hörte der Schmoller nun, daß der andre Mann im Begriff stand, sie ganz und gar für sich in weite Ferne von ihm fortzunehmen, mußt' er sich dann nicht auf sein Glück besinnen und ihr, und wär's am letzten Tage vor der Abreise, zurufen: Bleib und bleib bei mir?

Und noch ein Gedanke kam alsbald dazu: der Standesbeamte und der Priester gaben ihr die Ehre zurück. Wenn sie von jenen kam, was war sie dann vor Immanuel geringer als jede Witwe oder geschiedene Frau? und was vergab er sich dann, der Mann von Grundsätzen, wenn er sie dem andern wieder wegnahm?

Darum hatte Frau Seckenstedt wenig Mühe, das Fräulein von Wesselbrunn zu überreden, sich, von dem alten Eroberer gefährdet, wie sie war, unter ihren Schutz und unter ihr Dach zu flüchten, und beide warteten vereint in Kampfstellung ab, was der verliebte Hidalgo beginnen und was er für Entschlüsse fassen werde. Die beiden wußten, was sie wollten, und ahnten, was der andre werde wollen müssen. In der Stille des Herzens aber jubelte Nanda, denn nun meinte sie die sichere Hoffnung aufsteigen zu sehen, gleichviel, ob es Immanuel bis zur Verheiratung mit dem Ausländer kommen lassen werde oder nicht.

Sie hatten sich nun zwei Monate nicht gesehen. Da schrieb sie ihm eines Tages ohne viel Einleitung und Flos-

keln, kurz und bündig, wie sie wußte, daß er's gern hatte: „Don Pedro u. s. w. wirbt um meine Hand. Rette mich vor ihm! Rette mich für dich!"

Er antwortete nicht gleich und fast ebenso knapp, daß er krank gewesen und jetzt mit Arbeit so überhäuft sei, daß er nicht mehr sagen könne, als zu jedem ihrer Entschlüsse alles erdenkliche Glück wünschen.

Sie zerknitterte das Blatt Papier in entrüsteten Händen, dann aber glättete sie's wieder und steckte es ins Mieder ans pochende Herz, denn, daß der Halsstarrige auf den ersten Streich das Knie beugen werde, das hatte sie ja gar nicht erwarten können. Er sollte schon noch Streiche fühlen. Ihre Zuversicht war nicht zu knicken. Aber Don Pedro hatte einen schlechten Tag im Hause Seckenstedt, obwohl er sich nicht bewußt war, irgend etwas Nanda zuwider gethan zu haben. Doch so unnachsichtig er Männern gegenüber war, so geduldig blieb er vor schönen Frauen.

Wenn Immanuel Winkler von Arbeitsüberhäufung sprach, so hatte das seine Richtigkeit. Niederlagen im Reichstag und im Landtag hatten den staatserhaltenden Parteien aufs neue den Wunsch erweckt, ihre Vertretung in der Presse zu verstärken. So waren Wendewalt und der schlesische Magnat mit andern Freunden wie von selbst auf den halbvergessenen Plan zurückgekehrt, dem schneidigen Publizisten, der die alles verneinende, alles unterwühlende Demagogie aus eigensten Lehrjahren besser als irgend einer kannte und ihre Schwächen bloßzulegen der rechte Mann war, zu einer wirksamen Wochenschrift zu verhelfen. Man hatte für die Presse schon so viel Geld umsonst ausgegeben, daß man es füglich auch noch mit diesem neuen Unternehmen wagen durfte, das nicht sehr anspruchsvoll einsetzte und unter den obwaltenden Umständen als ersehnter Kampfgenoß erschien.

So war denn Winkler Tag und Nacht dabei, alle Vorbereitungen zu treffen, um der Unterstützung, die ihm in so ehrenvoller Art geworden war, zu entsprechen und Buchhandel und Publikum für das neue Blatt zu gewinnen.

Die einstigen Genossen empfingen ihn selbstverständlich mit Hohn und Spott und machten ihn jeden Morgen und

Abend öffentlich tot. Jenes Blatt des Renegaten wurde von ihnen nicht anders als höchst verächtlich „Winklers Winkelblatt“ oder „Winkelblättchen“ tituliert.

Er aber fiel nach allen Seiten aus und blieb bei dem frischen fröhlichen Kriege lebendig und gesund. Sein „Winkelblättchen“ gewann mit jeder Woche mehr Boden, so daß es, ehe ein Vierteljahr verging, zu den gelesensten Zeitschriften der Reichshauptstadt und sein Herausgeber zu den angesehensten Publizisten, die im Vorderkampf der öffentlichen Meinung stehen, gezählt wurde.

Immanuel aber pries Gott für solche Gnade, denn ein wirksameres Mittel, sein knirschendes Herz zu bändigen, seinen Gram zu überwinden und seinen Kopf oben zu behalten, hätte die Vorsehung ihm nicht gewähren können, als die Anstrengung und Sorge sich im Getümmel des Tages als ein Führer im Streit zu bethätigen und zu behaupten.

Und auch das Gute war dabei, daß seinem Vagabundentum ein Ziel gesetzt worden war. Nach Erfolgen, die ihn seinen jetzigen Freunden teurer gemacht hatten, war seine Stellung gesichert, sein Ansehen im Wachsen und sein Einkommen mehr als genügend. Ihm war, wenn er an die jüngste Vergangenheit von so verändertem Standpunkte zurückdachte, nicht anders, als lägen Jahre dazwischen. Aber auch die Wehmut blieb ihm nicht fern, wenn er erwog, daß er und die Geliebte nach den langen acht Jahren nur noch acht kurze Wochen hätten zu warten brauchen, um eines besseren Schicksals und dauernder Zusammengehörigkeit froh zu werden.

Allein, das war ja ihre Schuld und ihr Verhängnis von Anbeginn ihrer Liebe gewesen, daß sie nicht zu denen gehörten, die warten können und warten wollen. Sie waren vor der Zeit glücklich gewesen, ach, so sehr glücklich, und so hatten sie vor der Zeit aufgezehrt, was ihnen vom Schicksal als Glück zugemessen worden war. Sie hatten sich einmal besessen und Immanuel dachte dankbar daran zurück, aber seltener und seltener; er hatte jetzt so viel andres zu denken, und jede Saumsal in seinem Berufe strafte sich sofort.

An einem Frühlingsmorgen blieb aber doch Feder und

Papier unangetastet liegen auf seinem Arbeitstisch über einer wunderlichen Notiz, die ihm Seegräber mit Rotstift angestrichen und oben auf die eingegangenen Blätter gelegt hatte.

Draußen war wunderbare Luft. Die Bäume in den Straßen waren schon hell belaubt und auf den Schmuckplätzen mußte man den Rasen schneiden. Immanuel meinte, daß auch über seiner alten Liebesgeschichte Gras zu wachsen begonnen habe. Doch die Nachricht von Nandas Verlobung traf ihn so empfindlich, daß ihm war, als berste das Grab und die tote Liebe stehe mit aller Macht wieder auf.

Er hatte gleich bei Beginn seines publizistischen Unternehmens den begabten Seegräber zu sich genommen, dem er sich für das Starstechen vom vorigen Jahr für immer zu Dank verpflichtet fühlte und der das Vertrauen in seine Fähigkeiten mit unvergleichlichem Eifer rechtfertigte. Winkler verwendete seine Arbeitskraft für all den Kram von kleinen Nachrichten und hauptstädtischen Neuigkeiten, davon Notiz zu nehmen zuweilen für die Zeitung geboten war. Seegräber meinte, erst jetzt durch Winklers Güte seinen wahren Beruf entdeckt zu haben, und wenn auch sein Stil und erst recht seine Orthographie nicht ohne Retouche vor den Setzerkasten gelangen durften, so erforderte manch höherer Mitarbeiter, dessen Schulsack von akademischen Lehrern gestopft worden war, die gleiche Rücksicht.

„Warum haben Sie mir denn diese Familiennachricht rot angestrichen, Seegräber?" fragte Winkler das sofort auf den Klingeldruck erscheinende Faktotum. „Ich bin doch meines Wissens weder mit Braut noch Bräutigam verwandt."

Dabei lüftete sich Immanuel wider Gewohnheit den Halskragen. Die Antwort, die das dürre Männlein geben würde, war ihm eigentlich gleichgiltig; allein es war ihm einen Augenblick zu Mute gewesen, als müßt' er ersticken, wenn er nicht von Nanda redete.

„Aber, Herr Chef," erwiderte Seegräber, „Ihres persönlichen Interesses wegen erlaubte ich mir auch nicht, darauf hinzudeuten; sondern weil dabei ein öffentliches ist. Das gibt ja eine Heirat von politischer Bedeutung. Bedenken Sie doch, dieser Don Pedro, den sie wie den Messias der lateinischen Rasse in Amerika betrachten. Er gilt ihnen

allen als derjenige Mann, welcher allein im stande sein wird, die im ewigen Hader sich aufreibenden Republiken des einst spanischen und portugiesischen Besitzes zu einem mächtigen Staatenbunde zusammenzuschließen, um der drohenden Ländergier der nordischen Union mit Erfolg die Spitze zu bieten. Er allein gilt für den Helden, welcher der Welt beweisen wird, daß die lateinische Rasse drüben nicht im Niedergang begriffen und wohl fähig sei, sich zu verteidigen, zu behaupten und zu vervollkommnen. Zum Kriegsminister haben sie ihn schon gemacht. Kaum daß er die Heimat erreicht haben wird, mag eine neue kleine Revolution, wie sie dort unten billig zu haben ist und zu den gewöhnlichen Monatsereignissen gehört, ihn zum Präsidenten der Republik, wenn nicht gleich zum Diktator machen. Denken Sie, welche Zukunft, welche Aufgabe hat dieser Mann! Und diese historische Persönlichkeit heiratet eine Berlinerin, nimmt sich eine Deutsche, eine Protestantin mit nach Hause. Das ist doch merkwürdig, das ist doch ein ganzes Programm und Veranlassung zu einem geistvollen Artikel, wenn ihnen diese Spähne in den Kram passen."

„Nun, Seegräberlein, beruhigen Sie sich, ich werde diesen Aufsatz nicht schreiben. Was gehen uns diese spanisch maskierten Wilden an?"

„Vielleicht einmal sehr viel," rief der andre, „vor allem ist, was die Nordamerikaner beschäftigt —"

„Bleiben Sie bei Ihrem Leisten, Seemops," sagte Winkler lachend, „die hohe Politik muß sich hier ohne Sie behelfen. Und mir brennt heute der Kopf schon am frühen Morgen zur Genüge."

Wer weiß, ob der neue Besen so rasch mit Kehren abgelassen hätte, wäre nicht der Landrat Wendewalt hastig beim Chefredakteur des Blattes eingetreten und hätte dem Gespräch ein jähes Ende gemacht.

Wendewalt war für Seegräber etwas wie die verkörperte Vorsehung. Seine Verehrung für diesen Mann kannte keine Grenzen und er konnte diese für den Augenblick nicht besser beweisen, als daß er seine beiden Wohlthäter sofort allein ließ, wie das seiner subalternen Stellung zukam.

Der Landrat sah etwas blaß und hohläugig aus. Er be-

merkte auf den ersten Blick, was in dem Morgenblatt zu oberst auf dem Schreibtisch Winklers rot angestrichen war, deutete mit dem Zeigefinger darauf und fragte: „Was sagen Sie dazu?"

„Ich? Nichts," antwortete Winkler, der sich für verpflichtet fühlte, sein einstiges Geheimnis auch jetzt noch und für immer zu bewahren. „Oder teilen Sie die Meinung Seegräbers, daß mir hieraus die Verpflichtung erwachse, über den Heiland von America latina, über den Regenerator einer niedergehenden Rasse und über den Einfluß des deutschen Weibes nächst dem Aequator journalistisch Fanfaren zu blasen."

„Ulken Sie nicht, Winkler. Mir ist nicht danach zu Mut in diesem Augenblick," sagte der Landrat, und wider Gewohnheit aufbrausend, fuhr er fort: „Ist es nicht empörend, daß dieser indianische Krippenreiter uns das schönste Mädel aus Berlin vor der Nase wegnimmt? Was hat dieses prächtige Wesen bei den Gegenfüßlern zu suchen?"

„Warum haben Sie es nicht gehindert?" warf Immanuel ein, sich zu einem heuchlerischen Lächeln zwingend.

„Lag's an mir?" versetzte Wendewalt elegisch. „Wenn sie gewollt hätte! Sie parierte immer mit einer geheimen Liebschaft oder Verlobung. Ich dachte dabei an irgend einen schönen Leutnant oder stattlichen Referendar, der nichts hat und auf Beförderung vertröstet wird, oder sonst was Junges, Warmes, Leidenschaftliches. Aber daß sie sich an den alten grauen Spitzbuben wegwirft — und ein heimtückischer mit allen Hunden gehetzter mit allen Wassern gewaschener Schlaupeter ist der Graubart, darauf verlassen Sie sich —, daß sie mit diesem ausgemergelten Intriganten weit in die andre Welt zieht, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Mir nimmt's allen Gleichmut. Verzeihen Sie mir dieses erregte Benehmen in Ihrer Arbeitszelle; aber, lieber Freund, haben Sie nicht auch einmal sich von ganzem Herzen für ein Weib begeistert? Nun, dann werden Sie wissen, wie mir heute zu Mut ist. Es wird schon vergehen."

Wendewalt sah zu Boden, als schämte sich der aufrechte Mann seiner zärtlichen Wallung, während Immanuel mit seltsam verzogenem Munde sagte: „Ja, es geht vorüber, aber wie! Sie sprechen zu einem, der Aergeres durchgemacht hat als Sie. Und es ist noch gar nicht lange her. Ein

paar Monate. Da verlor ich ein unvergleichliches Wesen, das ich acht volle Jahre mit Leib und Seele besessen hatte, das mein ganzes und mein einziges Glück gewesen war ..."

Winkler konnte nicht weiter sprechen. Wendewalt sah erstaunt zu ihm auf. „Nach acht Jahren inniger Zusammengehörigkeit hat ein liebendes geliebtes Weib Sie verlassen?"

„Verlassen ist nicht das rechte Wort," antwortete der Gefragte. „Sagen wir, ich habe sie verloren."

„Also durch eigene Schuld?"

„Nein."

„Doch, lieber Freund. Ich kenne die Thatsachen Ihrer traurigen Geschichte nicht näher, ich darf nicht danach fragen und Sie können sie mir nicht erzählen, da es eine glückliche Liebe war."

„Ich denke auch nicht daran."

„Selbstverständlich. Aber trotzdem glaub' ich Sie richtig verstanden zu haben, und darum sag' ich Ihnen, wenn Ihnen nach achtjähriger Intimität von einem Wesen, das solcher Liebe würdig war, Dinge widerfahren sind, die Sie als Ehrenmann zum Bruche gezwungen haben, so ist niemand am Unglück dieses Ehrenmannes schuld, als dieser selbst. Deklamieren Sie mir nichts von der Schlechtigkeit der Evastöchter vor. Die Weiber sind weicher Stoff in unsern Händen, und sie werden, was wir uns aus ihnen machen. Freilich steht in keines Mannes Programm, seine Geliebte so zu dressieren, daß sie in der Not, im Leichtsinn, in der Verzweiflung sich also hilft, wie's ihn nachher zur Verzweiflung treiben muß. Geht er aber sein ganzes Verhalten durch, so wird er finden, daß er ein Lehrmeister der Sünde gewesen ist und der sorgsame Erzeuger seines eigenen Grams. Und gar Sie! Wie lange datiert denn Ihr Tag von Damaskus! Ein Decennium haben Sie die „freie Liebe" gepredigt und praktiziert und dann wundern Sie sich, daß Ihre Saat aufgeht und Ihre Lehre sich gegen Sie selber kehrt. On est souvent puni par où l'on a péché."

Immanuel biß sich in die Lippen und sagte: „Je nun, es gibt auch im modernen Leben wahrhaft tragische Fälle, wo ein Konflikt der Pflichten mit Gewalt zu Entscheidungen drängt, die beklagenswerte Folgen haben müssen."

„O ja," versetzte der Landrat, „aber das Tragische steckt eben in uns, weil wir von Anfang an so handeln müssen, wie es unser Wesen bedingt; der Charakter des Menschen ist eben sein Schicksal. Ἦθος ἀνθρώπου δαίμων. Die alte Geschichte. Aber sind wir deshalb an unserm Unglück unschuldig? Erinnern Sie sich, was ich Ihnen im vorigen Jahr einmal bei unsrer ersten Begegnung auf irgend einem Ball oder jour fixe gesagt habe: Die Sittengesetze sind nicht Erfindungen von Pfaffen und Tyrannen, sie sind der Niederschlag der erprobten Praxis, Weltweisheitsmaßregeln, die man den Menschen zu leichterer Aufnahme oder besserer Wirkung mit heiliger Weihe verzuckert eingibt. Und all ihr Sozialisten und Demagogen werdet daran nichts ändern, sondern das bethörte Volk nur in die Wüste führen, aus der es nach langer Irrfahrt ein neuer Prophet ins alte gelobte Land zurückleiten muß."

„Aber, Landrat," rief Winkler, „ich bin doch lange kein Sozialdemogener mehr."

„Aber Sie sind zu lang einer gewesen, und was für einer, und daran leiden Sie jetzt. Verzeihen Sie, Freund, vielleicht ist dem auch nicht so und Ihr Gewissen so blendendrein, wie der Helm des heiligen Michael. Ich bin heut außer mir und wahrscheinlich ungerecht und nicht nur gegen Sie, auch gegen mich, den ich mit dummen Vorwürfen überhäufe. Das jedoch behaupt' ich steif und fest, ich hätte aus Nanda von Wesselbrunn, wäre sie mein Weib geworden, das höchste, das beste Weib von der Welt gemacht und es auf Händen durchs Leben getragen. Was der olle Campeador aus ihr machen wird — mir schaudert die Haut vor dem Gedanken. Aber genug gegrollt und geseufzt. Ade, Schriftleiter, und verzeihen Sie die Störung. Ade und auf bald!"

Wendewalt konnte nicht wissen, wie wahr er zu seinem jüngeren Freunde gesprochen hatte, wie jedes Wort gleich einem Feuertropfen brennend in dessen arme Seele fiel.

Lange stand dieser brütend da, nichts um sich her gewahrend, die geballte Faust vor der Brust, wie einer der sie mit dem Geständnis erschüttert: mea culpa! —

* * *

Wieder gingen Wochen ins Land, der Sommer wurde warm, und die Geschäfte des Generals in Berlin konnten, so weit sie nicht bereits erledigt waren, von einem Nachfolger übernommen werden. Er selbst aber drängte um so lebhafter zur Vermählung, als er mit seinem jungen Weibe nicht in der heißen Jahreszeit — die ungefähr unserm Berliner Winter entspricht — in seiner tropischen Heimat eintreffen wollte, wo ein Eingewöhnen schwer wird und böse Fieber auf den in andern Weltteilen geborenen Ankömmling lauern.

Nanda, die sich lange gegen jede Beschleunigung gesträubt hatte, war endlich selbst dafür, die Hochzeit demnächst zu feiern. Den wahren Grund anzugeben, hielt sie nicht für nötig. Sie sagte scherzend, sie wolle doch noch vor ihrem dreißigsten Geburtstag unter die Haube kommen.

Und so ward eines Tages mit vornehmer Schlichtheit und doch mit genügendem Pomp die Verheiratung des vielgenannten Gesandten und Ministers mit der schönen Nanda von Wesselbrunn gefeiert. Botschafter und andre hohe Würdenträger nahmen an der kirchlichen Zeremonie wie an dem köstlichen Diner teil, und Alma Seckenstedt hatte ihren großen Tag. Sie sah wie ein glorreicher Staatsmann und Heerführer auf den gelieferten Feldzug zurück. Solch einen Triumph hatte der Salon in der Tauenzienstraße noch nicht erlebt. Diese Verlobung und Verheiratung war der Glanzpunkt ihrer Leistungen. Nanda dankte, nach Almas Meinung, dies unerhörte Glück nur ihr; und mit vollem Recht fühlte sie sich als Brautmutter und überströmte gegen ihren Schützling von Zärtlichkeit und weisen Ratschlägen.

Der wirkliche Vater der Braut war nicht beim Feste. Man hatte anfangs gedacht, es zu ermöglichen, ohne Aufsehen zu machen. Er hätte wahrscheinlich mit seinem Nachbar doch nur von mittel- und südamerikanischen Finanzverhältnissen gesprochen und wie er diesen, demnächst dazu berufen, aufhelfen würde. Bei einem Besuche in Zehlendorf hatten die Verlobten den alten Mann aber in einem Zustande des Verfalls gefunden, der auch aus so freudigem Anlaß keine Störung seiner Gewohnheiten gestattete. Es war ein tieftrauriger Abschied, den Nanda bei diesem letzten

Besuche nahm, und ein finsterer Gedanke, der in dieser letzten Umarmung des Vaters in ihr aufgetaucht war, begleitete sie hinaus in die weite Welt.

Der alte Geheimrat selbst zog die Runzeln hoch in die Stirne hinauf und sagte immer wieder, daß er sich um keinen Preis und aus keiner Rücksicht jetzt von seinem Wohnort auch nur kurze Zeit entfernen dürfte, denn, da er seinem Eidam den Liebesdienst, ihn drüben überm großen Wasser in allen Finanzfragen zu beraten, nicht abschlagen könnte, sähe er sich genötigt, jede Minute darauf zu verwenden, fließend und elegant Spanisch und Portugiesisch sprechen zu lernen. Dies sei keine leichte Aufgabe bei seinem Alter und seinem schwindenden Gedächtnis.

In diesem Gedanken verstockte er sich immer mehr und mehr. Nachdem alle Erinnerung an seinen Schwiegersohn und selbst an seine Tochter verwischt schien, sprach er doch noch immer von einer großen Reise hinüber in ein paradiesisches Land und bedauerte nur, über dem Studium der fremden Sprachen zu seinem Kummer immer mehr und mehr die Fähigkeit zu verlieren, sich in seinem mütterlichen Deutsch nach Bedürfnis und Belieben auszudrücken.

In gewissem Sinne behielt er mit dieser letzten Idee auch recht. Denn kaum vier Wochen nach Nandas Verheiratung hatte ihr Vater jene weite Reise hinüber in ein paradiesisch Land angetreten, wo die schwindende Sprache ganz verstummte.

„Die schöne Präsidentin,“ wie die Berliner Nanda nach ihrer Verehelichung nannten, war zunächst mit ihrem Gatten nach Paris gereist, wo dieser in Geschäften seines Staates ungefähr einen Monat zu verweilen hatte. Auf dem Umwege nach dem Süden durch gute Gesellschaft und Laune in Biarritz aufgehalten, empfingen sie die telegraphische Nachricht vom Tode des Vaters zu spät, um zum Begräbnis rechtzeitig in Berlin eintreffen zu können. Nanda war darüber so bestürzt und bekümmert, daß sie in Marseille erkrankte und die Einschiffung um vierzehn Tage verzögert werden mußte.

Unter vielen Beileidsschreiben, die sie nun auf ihrem Siechbett erhielt, war auch eines von Immanuel Winkler,

der mit wenigen Worten, durch die das alte Gefühl wider Willen in der Leserin Augen schimmerte, sein Beileid zu dem schweren Verluste aussprach.

Noch einmal flammten Sehnen und Verlangen nach dem verlorenen Glück in der leidenschaftlichen Frau empor und machten sie rascher genesen. Den Minister riefen Pflicht und Ehrgeiz, Stolz und Vaterlandsliebe nun immer dringender nach Hause. Seine Gattin schien noch nicht im stande, sich auf eine Meerfahrt von so langer Dauer zu wagen.

Trotzdem erklärte Don Pedro, daß er mit dem nächsten Schiff unweigerlich abreisen und sie ihn krank oder gesund begleiten müßte. Ihr Kummer könnte Tote doch nicht erwecken, ihn aber würde längeres Säumen Stellung, Ansehen und vielleicht das Leben kosten, ihrem Befinden die Luft auf hoher See nur gut thun und endlich wollte er die Freude nicht länger verschieben, an der Seite seiner herrlichen Gemahlin von Freund und Feind bestaunt und beneidet in der alten Heimat zu landen und also in deren Hauptstadt einzuziehen. Dort werde sie schon sehen, was das zu bedeuten habe und daß es ein bißchen Ungemach und Heimweh reichlich lohne.

Immanuel Winkler erhielt aber um dieselbe Zeit ein Dankschreiben von der Einstgeliebten, und es schloß also:

„Ich bin wieder ehrlich. Ich bin es vor Gott immer gewesen. Rufe mich, und du kannst, wenn du willst, die geschiedene Frau Don Pedros vor aller Welt als dein glückliches Weib heimführen. Ich flehe dich noch einmal an, mach' uns beide nicht unwiderruflich unglücklich. Telegraphiere mir das einzige Wörtchen: Komm! und ich bin in drei Tagen in Berlin, mag man die Indianer auf die Höhe ihrer staatlichen und kulturellen Entwickelung führen ohne mich: mein Ehrgeiz wird's ertragen und meine Liebe alles verwinden, wenn ich wieder bei dir sein darf. Denk an den barmherzigen Gott und denke, daß alles vorbei ist, wenn ich, von dir für immer verstoßen, Europas Küste hinter mir versinken sehen muß."

. . . Winkler telegraphierte nicht. Er schrieb. Er wiederholte mit wenigen Worten, was er ihr im brennenden Schmerze mündlich gesagt hatte, und schloß mit dem so oft

mißbrauchten Satze: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Lebe wohl!"

Da erklärte Nanda ihrem Gatten, daß sie reisefertig sei, und der Minister bestieg glückstrahlend mit der schönen stolzen Frau den Dampfer, auf dem er für sie beide und ihr Gefolge Plätze bestellt hatte.

Stadt- und Hafenbehörden versäumten nicht, dem hochverdienten Fremdling, in dem man bereits das Haupt einer befreundeten seemächtigen Republik vor sich sah, den Abschied von Frankreich feierlich und ehrenvoll zu gestalten. Das freute Don Pedro seines Weibes wegen. Er selbst dachte bereits mit schöpferischen Gedanken weit weg.

In Gibraltar setzten sie noch einmal den Fuß auf europäisches Land. Nur für etliche Stunden. Und dann ging's hinaus aufs unendliche blaue Gewässer, hinüber in eine neue Welt.

* * *

Sie waren bereits über vierzehn Tage zu Schiff. Nur Wogen und Himmel, blauer Himmel und blaugraue See, so weit das Auge reichte. Eine lange, aber eine stille prächtige Fahrt. Einmal ein Stürmchen, das sie schüttelte, einmal ein Wrack, das steuerlos an ihnen vorübertrieb, sonst kein Verdruß, kein Ungemach, kein Ereignis und einen Tag wie den andern jenes einlullende nur Wetter und Mahlzeiten bedenkende Behagen, das längere Reisen über Meer wie ein eigener Salzwassersegen begleitet.

Daß Seiner Excellenz Gemahlin die Königin des Fahrzeugs war, verstand sich von selbst. Jeder Fahrtgenosse, vom Kapitän auf hoher Brücke, der sie zu allen Tageszeiten, bis zum Maschinenheizer, der sie nur hier und da einmal von unten auf, aus einer rußigen Luke spähend, sah, bewunderte und vergötterte sie. Ihr Wink war Befehl, ihre Ansprache die höchste Ehre, ihr mit jedem Tage der Reise sich besserndes nun schon in gewohnter Schönheit strahlendes Aussehen der Stolz der ganzen Equipage.

Ihr Lieblingsplatz, wo sie alle Tage verweilen mochte, war am Achterbord. Von da sah man weit zurück, wie das Schiff eine breite glänzende strudelnde Bahn hinter sich legte

gleich einer bewegten Furche von Silber und Diamanten. Sie ward nicht müde darauf hinzublicken und die Augen anzustrengen, wie wenn da ganz weit unten am Horizont etwas auftauchen müßte, etwas, das aus der Heimat sie verfolgte, um sie einzuholen mit Enterhaken und Hurrageschrei.

Hier war sie zu finden, wenn der Wind so lau und doch so rauh übers Verdeck blies, wie wenn kein Lüftchen und kaum eine Welle auf der ungeheuren Fläche sich regten und sie dahindampften wie unter einer riesigen Glasglocke, die alle Sonnenstrahlen auf sich sammelte und alle Hitze zusammenhielt, als ob sie schmoren sollten.

Aber Abends war es hier schön und des Nachts noch schöner, wenn ein Sternbild nach dem andern auf dem dunklen Firmament erblinkte, Sternbilder, die sie nie gesehen zu haben glaubte.

Manchmal kam der glückliche Gatte und strich der sinnenden Frau mit sanften Fingern übers Haar: „Woran denkst du, mein Liebling?"

„An meines Vaters Grab," sagte sie, „an die liebe Heimat und an alles, was ich dort gelassen habe."

Und unter seinem merkwürdigen Schnurrbart, der die schmalen Lippen ganz frei ließ, zuckte es mitleidig und gütig, wenn er zu antworten pflegte: „Dein armer Vater ruht in Frieden. Das Beste, was die Heimat besaß, nimmst du ja mit dir fort: dich selbst. Und dort" — er wies in die Richtung des Dampfers — „winkt dir eine neue, eine herrliche Heimat. Glaub's."

„Ich glaub' es," sagte sie und drückte dem Gütigen und Geduldigen dankbar und doch so kalt die Hand.

Manchmal, in den Stunden, wo sie wußte, daß sie niemand stören würde, zog sie ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus dem Kleide, strich es glatt und las es und wiederholte halblaut vor sich hin: „Ich kann nicht anders. Lebe wohl!"

Und wieder spähte sie zurück über den tanzenden Demantschaum des Kielwassers, ob kein Schiff in Sicht käme, das mit des fliegenden Holländers Geschwindigkeit sie zu fangen auftauchte.

Und wie wenn's ein Lied wäre, tönte es dann von

ihren Lippen: „Liebster, warum kommst du denn nicht? Warum rufst du denn nicht? Es ist gar kein Grund zum Meiden. Gewiß nicht . . . und ich sehne mich sehr nach dir.“

Eines Abends, da sie auch so saß — man hatte am Nachmittag im eifrigen Gespräch mit dem Kapitän die wenigen Tage berechnet, die die Fahrt noch dauern und wie sich die Landung gestalten möchte — spielte sie auch mit dem Papier, das sonst an ihrem Busen sein Plätzchen hatte. Und es geschah mit halbem Willen, daß es aus ihren Fingern glitt. Der mäßige Wind nahm es mit sich und ließ es auf den silbernen Fahrstreifen fallen. Da lag's und schaukelte sich und sog Wasser ein und die Wellchen schlugen darüber hin. Nanda war aufgestanden und reckte sich hoch, mit der Hand die Augen vor der Sonne deckend. Da sah sie's nicht mehr. Sie lächelte sanft dazu und wiederholte nur leise: „Lebe wohl, ich kann nicht anders.“

An einem der nächsten Abende hatten die Herren wieder sehr eifrig ihre Meinungen über die Dauer der Fahrt, die See, wo sie fuhren, und die Chancen des Wetters ausgetauscht. Man sprach nun schon fast von nichts anderm mehr, als vom Auftauchen der amerikanischen Küste und dem Glück der Landung.

Sehnsüchtige Ungeduld loderte in allen Herzen und Augen, auch in denen der sonst so gelassenen Seeleute von Beruf. Auch in den Augen der schönen Königin des Schiffes, aber sie waren nicht dahin gewandt, wohin die andern blickten, nein dorthin, wohin das Funkelband im verlassenen Wasser wies, rückwärts.

Der Minister machte mit seinem Adjutanten und einem Offizier des Schiffes einen Spaziergang, so lang das Verdeck war, immer auf der einen Seite hinauf und auf der andern hinunter und so wieder zurück. Man hörte ihr Geplauder näher und näher kommen und sich wieder entfernen und wieder nahen und sich wieder abdämpfen, immerzu.

Nanda war hinabgestiegen ins untere Verdeck. Sie sah sich um, als ob sie zum erstenmal hier wäre, klopfte an die Schiffsglocke mit dem Finger, dem ein Glied fehlte, als wollte sie am Metall abfühlen, wie's klänge, das doch auf so sanfte Forderung keine Antwort gab, sie betastete die Taue,

die zusammengerollt in dicken Kränzen lagen, und erkundigte sich bei einem Matrosen, der sich zwischen allerhand Gerätschaften hier zu schaffen machte, um die gleichgiltigsten Dinge von der Fahrt und doch mit ernster wißbegieriger Miene.

„Was machst du da, mein Kind?“ fragte plötzlich von oben her auf deutsch der General nicht ohne Besorgnis, während er sich übers Geländer des höheren Verdecks beugte, um nach dem unteren zu schauen.

„Ich sehe mir alles noch einmal an zum Abschied. Die lange Fahrt ist doch bald zu Ende,“ versetzte sie von unten nach oben blickend und lächelnd.

Der General nickte ihr zu und fragte; „Geht dir's auch wohl?“

„Leicht und frei!“ antwortete sie hinauf. „Und dir?“

„Wunderbar!“ rief der General, und sein Angesicht leuchtete wie verklärt auf die schöne Frau herab.

„Gott mit dir und Gott mit uns!“ sagte sie und dachte dabei wohl an den Namen, dessen Uebersetzung diesen Sinn gab.

Er warf ihr auf den Fingerspitzen einen Kuß zu und sagte auf französisch: „Du bist ein Engel.“

„Noch nicht!“ antwortete sie in derselben Sprache.

Nun setzte er wieder seinen Marsch an Bord mit den beiden Herren fort und rauchte dazu eine Cigarette nach der andern in angeregtem Gespräch.

Nanda stieg über die Taugewinde weg bis an den Rand des Verdeckes, setzte sich darauf und blickte, den Oberkörper seitwärts wendend, auf den geliebten Silberstreif, der in der Abendsonne Funken sprühte. Scharf und dunkel hob sich die schlanke Gestalt vom blauen Himmel ab.

„Geben Sie acht, Excellenz,“ rief der braune Bursche, der, zu Boden gebückt, mit beiden halbnackten blautätowierten Armen sein Handwerkszeug zusammenpackte und sich darüber nach der waghalsigen Schönheit umsah, die wie im Abendgolde zu schweben schien.

„Sorgen Sie sich nicht um mich,“ klang's zurück und der Matrose bat wegen seiner Kühnheit um Entschuldigung, bei sich aber dachte er nur: Wie schön die Frau ist.

Bald darauf aber, als er ohne noch einmal umzusehen, mit seinen Gerätschaften auf der Schulter sich nach dem

Zwischendeck begeben wollte, war's ihm, als hörte er ein unbekanntes Wort laut ausrufen. Er hätte später darauf schwören mögen, daß es ein Name, so etwas wie: Immanuele! gewesen wäre. Und gleich danach klatschte es von der See herauf, nicht anders, als wenn man einen Gegenstand von Zentnerschwere hätte hineinfallen lassen.

Er blickte sich jach um. Wo war die schöne Excellenzfrau hingekommen? Er warf sein Werkzeug weg. Er hastete ans Bordgeländer vor. Er sah nichts. Die Angst kroch ihm ins Genick, daß seine Haare sich sträubten. Und nun schrie er aus Leibeskräften, daß alle Mann zusammenliefen.

Auch der Minister kam in Hast herbei. Er hörte schaudernd, was der Matrose meldete. Da hab' er die holde Frau vor Minuten noch sitzen und sich hin- und herwiegen sehen, neugierig und vergnügt, und mit einemmal war sie weg.

Der General krallte seine Finger in das rauhe Hemde des Burschen, aus dem das Entsetzen sprach, während andre das Schiff in allen Kajüten und Winkeln nach der Vermißten durchsuchten und der Kapitän stoppte und zwei Boote aussetzen ließ, freilich mit geringer Hoffnung, doch mit allem Eifer nach der Versunkenen zu suchen. Don Pedro wollte alles noch einmal wissen, aufs genaueste wissen. Was half's! Mit dem Namen Immanuele, den der Matrose gehört zu haben versicherte, konnte er nichts anfangen. Kein Mensch in der Verwandtschaft, Freund- und Bekanntschaft seiner Frau — und er hatte sie doch alle kennen lernen oder von ihnen sagen hören — führte diesen Namen. Es war ihm sonnenklar, daß sie irgend ein anderes deutsches Wort gerufen, was der arme Teufel natürlich nicht verstanden habe. Wahrscheinlich: Ich falle — helft! Der Schiffsmann, dem dies fremd war, hatte nur die Vokale deutlich gehört und das andre naiv ergänzt im guten Glauben, es auch gehört zu haben.

Natürlich suchten sie stundenlang mit allem Bemühen. Der General versprach ein Vermögen, wenn man die geliebte Frau fände, lebendig oder tot. Sie fanden nichts. Ein undurchdringliches silberglänzendes Bahrtuch zog das Kiel-

wasser unabsehbar weit hin über die Versunkene. Dann kam die Nacht und deckte alles zu und niemand weiß, wohin sie schwamm, die schöne Leiche.

* * *

Mehrere Tage später — denn erst in Amerika gelandet konnte man dem Kabel Depeschen übergeben — ward in Berlin der jähe Tod der schönen Generalin bekannt, die einer so glänzenden Zukunft entgegengefahren war. Alle Welt war ebenso wie der untröstliche Gemahl davon überzeugt, daß sie lediglich durch eine Unvorsichtigkeit, durch einen tückischen Zufall das Gleichgewicht verloren habe und also wider Willen ins Meer gefallen sei. Mit welchem Paßwort sie in die Ewigkeit eingegangen war, wie alles sich zugetragen hatte, ahnte niemand. Nur einer wußte die Wahrheit, obwohl er nicht dabei gewesen war, nur einer und bald darauf noch einer. Aber die beiden sprachen nur ein einziges Mal mit einander davon und dann nie wieder und mit keinem Menschen.

Immanuel hatte die traurige Wahrheit erst aus der Zeitung erfahren. Seegräber wunderte sich über das ungewöhnliche Ausbleiben des Chefs und geriet von Viertelstunde zu Viertelstunde in größere Unruhe, denn heute war der Tag, wo Herr Winkler den Leitartikel für die Wochennummer zu schreiben pflegte. Die Nummer erschien am Nachmittag und noch stand keine Zeile auf dem Papier, geschweige denn auf dem Setzerbrett. Und wenn er nicht wäre, er, Seegräber, das mahnende Gewissen des Blattes, wie oft ließe der verehrte Herausgeber, alle Fünfe gerade sein und was am Freitag gedruckt werden mußte, erst am Sonnabend niederschreiben.

Nun, da kam er endlich, der Ersehnte. Aber wie zum Kuckuck sah er aus? Als ob sie ihm Vater und Kind auf einmal erschlagen hätten. Freilich besaß er weder jenen noch dieses. Es mußte also andern Grund haben; aber erkundigen konnte man sich nicht, denn er beförderte den alten Seegräber sofort aus der Thür und riegelte zu.

Das war noch nie vorgekommen. Dem Faktotum ward

angst. Was für ein Unglück war denn geschehen? Gott verzeih's, er hielt's in seiner Herzensangst für erlaubt, durchs Schlüsselloch zu spähen, was der Gebieter drinnen machte.

Der würdigte die Morgenblätter, die ihm Seegräber auf dem Schreibtisch geschichtet hatte, keines Blickes, obwohl sie dieser mit gewissenhaften Strichen seines Rot- wie seines Blaustifts versehen hatte. Auch eine Notiz über die vor fünf oder sechs Wochen besprochene „schöne Präsidentin", die ihr Glück nicht bis auf den neuen Weltteil gebracht hatte. Dies und andres schien den sonst so emsigen Schriftsteller heute nicht zu kümmern, er las nicht, er schrieb nicht, er starrte immerzu vor sich hin, rang die Hände und verhüllte die Stirne.

Eine Stunde um die andre verging. Seegräber war dem Verzweifeln nahe. Doch er wagte nicht zu klopfen, nicht zu mahnen. Er wußte, daß das bei dem Starrkopf nicht half.

Winkler aber schloß jetzt mit hastiger Bewegung eine Lade seines Schreibtisches auf und kramte mit zitternden Händen darin herum. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß er hier unter allerlei Papieren eine Kabinettphotographie der Geliebten vergraben hatte, als er nach jener Nacht in der Eichendorffstraße sie nicht mehr hatte wiedersehen wollen. Jetzt aber wollt' er's, jetzt aber mußt' er's, jetzt sehnte er sich nach der aus aller Möglichkeit leiblichen Wiedersehens Geschiedenen mit gebieterischer Gewalt.

Er wischte den Staub vom Glase, er stellte das Rähmchen vor sich auf den Tisch und faltete die Hände davor in schweigender Betrachtung. Er hatte früher diese photographische Aufnahme nie recht leiden mögen. Sie genügte ihm nicht, sie ward seiner Schönen nicht gerecht, sie vergaß das Beste an dieser liebreizenden Erscheinung wiederzugeben. Jetzt fand er das Köpfchen sprechend ähnlich. Ihm war, als sollt' es den Mund aufthun, um zu ihm zu reden. Ach, was war sie so schön und gut gewesen! Und nun dahin! Es war nicht zu fassen. . . .

Seegräber hatte sich doch entschließen müssen, zu klopfen. Winkler achtete nicht darauf. Aber das Klopfen wurde heftiger und die Stimme des Faktotums brüllte, so laut sie

konnte: „Machen Sie auf, bitte! Herr Landrat Wendewalt hat dringend mit Ihnen zu sprechen.“

Immanuel fuhr empor. Den hilfreichen Freund, dem er alles verdankte, konnte er nicht vor verschlossener Thüre stehen lassen. Ohne sich irgend welche Zögerung zu gestatten, sprang er auf und ließ den Landrat ein.

„Seegräber sagt mir, es wäre Ihnen ein Unglück zugestoßen. Sie sehen allerdings danach aus. Reden Sie, reden Sie, was ist geschehen?“

Winkler zuckte abwehrend mit den Achseln und sah seitab, sich auf die Lippen beißend.

„Wie Sie wollen,“ fuhr der andere fort. „Ich dränge mich nicht in Geheimnisse, auch wo ich von Herzen gern helfe. Dafür bring' ich Ihnen aber gute Nachricht. Merken Sie auf: Der Minister will Sie kennen lernen. Er wird am nächsten Donnerstag bei mir speisen. En petit comité. Ich eilte vor der Kammersitzung noch rasch herauf, um Ihnen in Person zu sagen, daß Sie sich für besagten Donnerstag nicht anderweit vergeben, sondern mein lieber Gast sein sollen.“

„Vielen Dank,“ sagte Winkler. Seine Stimme klang gebrochen. Wendewalt sah ihn erstaunt an. Dann schüttelte er bedauernd den Kopf und sprach: „Ich sehe schon, Sie sind heute lieber allein. Ich bitte nur noch um Feuer und verschwinde.“

Sich über dem Schreibtisch nach Streichhölzern umschauend, fiel ihm auf einmal Nandas Bildnis in die Augen. Er konnte sich eines unwillkürlichen Ausrufs der Ueberraschung nicht erwehren. Ging darauf zu, nahm es in die Hände, betrachtete es lang und stellte es dann nachdenklich wieder hin, den Blick nur fragend auf Immanuel geheftet. „Wie kommen Sie zu dem Bildnis?“ sprach er staunend.

Der andere gab keine Antwort, sondern fragte selber: „Haben Sie heute kein Morgenblatt gelesen?“

„Nur die politischen Nachrichten rasch überflogen. Ich kam gestern sehr spät zu Bett und hatte heute vormittag keine Zeit zum Lesen.“ ... Mit diesen Worten griff er aber bereits nach der Zeitung, die ihm Winkler hinhielt, die von Seegräber angestrichene Notiz obenauf.

Wendewalt las. Das Blatt entsank seiner Hand und ihm ward, als zög' ihm einer den Boden unter den Sohlen weg, er mußte sich in Winklers Stuhl setzen, gerade vor Nandas Photographie.

„Wie entsetzlich!" sprach er.

Und Immanuel antwortete: „Entsetzlicher, viel entsetzlicher!"

Wendewalt sah den verstörten Mann an, sah das Bild an, und seine Blicke wanderten immer wieder vom einen zum andern. Da war's auf einmal, als zündete zwischen diesen beiden Gegenständen der Funke des Verständnisses für ihn auf. Und nun begriff er alles, auch das, worum er seit Jahr und Tag umsonst geforscht und sich vergebens besonnen hatte.

Er sprang vom Stuhl in die Höhe und legte seine Hand auf Immanuels Schulter. „Also Sie, Winkler! Sie waren der Beneidenswerte?"

Der Angerufene mußte sein Angesicht verhüllen, das der Schmerz entstellte.

Und der andere zog ihn an seine Brust und schloß ihn brüderlich in die Arme. „Mein armer armer Freund! Was haben Sie verloren!"

„Alles!" stöhnte es von seiner Brust herauf.

„Nur sich selbst nicht," klang es weihevoll auf das zuckende Haupt herab.

Sie drückten sich die Hände. „Auf bald!" sagte Wendewalt und ging tieferschüttert aus der Thür.

Eh' aber diese aufs neue verschlossen wurde, schlich Seegräber über die Schwelle, mit der Taschenuhr in der Hand.

„Herr Winkler, und wenn Sie mich dreizehnmal hinauswerfen, es hilft nichts! Da sehen Sie, wie spät es ist. Die Druckerei schickt schon zum zweitenmal, der Laufbursche wartet auf Manuskript. Die Nummer wird nicht fertig!"

„Was wollen Sie von mir?" fragte Winkler verstört.

Und das Faktotum der Redaktion schrie auf: „Den Leitartikel für die nächste Nummer! Den Leitartikel, der in zwei Stunden im Satz stehen muß!"

Immanuel nickte nur zustimmend, wandte sich, ging an sein Pult und tunkte die Feder ein.

Er schrieb und schrieb, ohne aufzuschauen, manchmal auch ohne vor den schwimmenden Augen die Zeilen unter seiner Feder zu sehen. Der Laufbursche lief mit jedem einzelnen Blatte, daran die Tinte noch nicht trocken war, in die Druckerei. Und am Abend erschien ohne Verzögerung die Nummer mit dem Aufsatz Immanuels an der Spitze.

Sie sagen, er hätte nie einen besseren geschrieben.

Das Bildchen Nandas aber nahm er mit sich nach Hause und stellte es an den alten Platz, den es vordem eingenommen hatte. Und da blieb es.

Ende.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Gedichte.
Theater: Aschenbrödel in Böhmen. In der Mark. Festspiele.
Neues Theater: 1. Bdchn.: Die Göttin der Vernunft.
2. Bdchn.: Helga.
3. Bdchn.: Es hat so sollen sein. Hexenfang. Der König von Thule.
Streitfragen und Erinnerungen.
Die erste Nordlandfahrt der Augusta Victoria. Reisebeschreibung.
Peregretta. Roman.
Verdorben zu Paris. Roman.
Arge Sitten. Roman.
Der Pinsel Mings. Eine chinesische Erzählung.
Der graue Freund. Roman.
Juschu. Tagebuch eines Schauspielers.
Verfehlte Liebe. Roman.
Bayrische Dorfgeschichten. Der Böswirt. Zwischen Dorf und Stadt. Aus den Akten, aus der Welt.
Der alte Praktikant. Eine bayrische Dorfgeschichte.
Die Heirat des Herrn von Waldenberg. Roman.
Die Geschichten des Majors: Der verlorene Kamerad. Die Wette Schabernacks. Flinserls Glück und Ende.
Mein Onkel Don Juan. Roman.
Kleine Leute: Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudels Ball.
Die Einsame. Zwei Novellen in einer.
Brennende Liebe. Eine Tiroler Geschichte.
Zum Guten. Eine Tiroler Geschichte.
Das Allheilmittel. Roman.
Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte.
Ein wunderlicher Heiliger. Novelle.
Mein erstes Abenteuer. Rezept für junge Frauen. Wie der Wald verschwand.
Der Genius und sein Erbe. Novelle.
Robert Leichtfuß. Roman.
Neue Geschichten des Majors: Uebergangen. Der polnische Wachtmeister. Schneidiges Liebchen.
Der Stellvertreter. Roman.
Die 50 Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte.
Glänzendes Elend. Roman.
Im Schlaf geschenkt. Novelle.
Hotel Köpf und Verfrühte Werbung. Zwei Erzählungen.
Die Siegerin. Eine Wiener Geschichte.
Die Engelmacherin. („Um den Engel“, illustr. Ausgabe.)
Der Väter zweie. Eine Geschichte aus dem modernen Berlin.

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkerey, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Voß, Villa Falconieri.
3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten.
4. Hopfen, Die Siegerin.
5. 6. Croker, Eine dritte Person.
7. Gyp, Flederwischs Heirat.
8. Bigot, Eine internationale Ehe.
9. 10. Oerbrandt, Sich selber treu.
11. Loti, Islandfischer.
12. Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
13. 14. Rod, Die weißen Felsen.
15. von Heigel, Der Herr Stationschef.
16. de Berkeley, Ein Reiseabenteuer.
17. 18. Savage, Die Hexe von Harlem.
19. Verga, Königstigerin.
20. Boyesen, Selbstbestimmung.
21. 22. Mengs, Frost im Frühling.
23. Niemann, Smaragda.
24. Croker, Lady Hildegard.
25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band
1. 2. von Wolzogen, Der Kraft-Mayr.
3. Böhlau, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten.
4. Mathers, Das Bäschen vom Lande.
5. 6. Ohnet, Der Pfarrer von Favières.
7. 8. Schubin, Die Heimkehr.
9. de Tinseau, Vergessene Pflicht.
10. Hyne, Gauner-Ehre.
11. de Amicis, Liebe und Gymnastik.
12. 13. Croker, Ein Millionär.
14. Brada, Im Joch der Liebe.
15. Böhlau, Verspielte Leute.
16. Robinson, Die goldene Hand.
17. 18. v. Roberts, Die schöne Helena.
19. Murray, Der Bischof in Not.
20. Gréville. Das Geständnis.
21. 22. White, Korruption.
23. Vincent, Künstlerblut.
24. Merrick, Eine persönliche Ansicht.
25. 26. Orloffsky-Golowin, Die Nihilistin.

Fünfzehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Der Väter zweie.
3. Hill, Um eines Haares Breite.
4. Eckstein, Willibald Menz. Lavafluten.
5. 6. Ohnet, Nimrod & Cie.
7. Malling, Der alte Herrenhof.
8. Griffiths, Major, Im Expreßzug Rom-Paris.
9. 10. v. Zobeltitz, Talmi.
11. Yorke, Um des Kindes willen.
12. Claretie, Das Auge des Toten.
13. 14. Croker, Verheiratet oder ledig?
15. Ahrenberg, Neue Bahnen.
16. Murray, Ein Spitzbubengewissen.
17. 18. Schubin, Vollmondzauber.
19. Clifford, Ein sonderbarer Stellvertreter.
20. von Bunsen, Auf Riedenheim und andre Erzählungen.
21. 22. Markewitsch, Prinzessin Lina.
23. Doyle, Ein gefährlicher Ausflug.
24. Georgy, Aus den Memoiren einer Berliner Range.
25. 26. Rameau, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.



In der Tie... Georges ...
zösischen. ...

Hans der ... Skowron ...
In diesem ... Offizierskreisen ... liche Gestaltung ... dem auch als ... fasser der Dialo... keit und Natür...

Ein Seema...
Aus dem F...
Nur der Lebensgang eines Matrosen von der Wiege bis zum Wellengrabe. Aber welche Fülle von Poesie weiß der Dichter, der selbst Seemann ist, über diesen Sang vom Meere und von Mutterliebe auszugießen!

Miß Balmaines Vergangenheit. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Als dieser Roman im Feuilleton einer Zeitung erschien, erregte er die größte Aufmerksamkeit. Die Leser verschlangen ihn förmlich und konnten es kaum erwarten, bis sie die Lösung des überaus kunstvoll geschürzten Knotens erfuhren.

Im eigenen Nest. Von Johanna van Woude. Aus dem Holländischen.
Diese schlichten Aufzeichnungen eines Familienvaters weisen eine solche Fülle feiner Beobachtung, einen solchen Reichtum warmen, innigen Gefühls auf, daß sie gewiß niemand ohne tiefe Anteilnahme, ohne inneren Gewinn lesen wird.

Mr. Witts Witwe. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
In lebhafter, höchst origineller Darstellung erzählt Hope, der zu den beliebtesten Romandichtern Englands gehört, die spannende Geschichte einer bestrickenden Witwe, eine Geschichte, die durch Beimischung eines barocken, echt englischen Humors einen besonderen Reiz erhält.

Jadwiga. Von Fritz Döring. 2 Bände.
Ein vermöge seiner Vertiefung und seiner künstlerischen Darstellung weit über dem Mittelmaß der Tageslitteratur stehender Roman, dessen leidenschaftlich bewegter Handlung die im deutschen Osten herrschenden nationalen Gegensätze zu Grunde liegen.

Der neue Herzog. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
Im Helden dieser lustigen Geschichte hat der Verfasser eine köstliche Figur geschaffen, einen Typus urwüchsiger Geradheit, der sich von der Folie englischer Gesellschaftszustände aufs glücklichste abhebt.

Tante Baby. Von Georges Mareschal de Bièvre. Aus dem Französischen.
Eine allerliebste Geschichte von echt französischer Grazie und voll übermütigen Humors.

Das Heiratsjahr. Von F. von Zobeltitz. 2 Bände.
Jedem, der gerne lacht und Sinn für harmlose Fröhlichkeit hat, sei dieser überaus lustige Roman empfohlen, den der Verfasser treffend als Lustspielroman bezeichnet.

ein Typus von großer Originalität gelungen ist.

Die ganze Hand. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Mitten hinein ins moderne Leben führt uns Hans Hopfen in diesem prächtigen Roman, einem Zeitroman im besten Sinne des Wortes, der in einem kecken und durchaus künstlerisch geschauten Lebensbild der Sozialdemokratie ihr getreues, ungeschminktes Spiegelbild vorhält.

Eine vergessene Sünde. Von Dorothea Gerard. Aus dem Englischen.
Voll individuellen Lebens sind die meisterhaft geschilderten Personen dieses Romans, dessen im Grund einfache Schicksalsführung durch ihre Tragik mächtig ergreift.

Der Wohlthäter. Von Wilhelm Wolters.
Alles in dieser prächtig erzählten Geschichte atmet wirkliches Leben, so daß man die spannenden Vorgänge geradezu mitzuerleben meint.

Die Zuflucht. Von André Theuriet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Vorzüge der Theurietschen Erzählungskunst treten in diesem Roman in reichem Maße hervor. Wir haben es in ihm mit einem feinen und unterhaltenden Kunstwerke zu thun, dessen fesselnde Handlung in prächtige landschaftliche Stimmungsbilder eingezeichnet ist.

Das goldene Zeitalter. Von Kenneth Grahame. Aus dem Englischen.
Was eine gesunde Kinderschar an Uebermut leistet, an Bedrängnissen erfährt, Geschwisterkämpfe und -liebe, erleben wir mit in diesen köstlichen Blättern. Mit wehmütigem Ernst und froher Laune thut der Verfasser das Paradies der Kindheit vor uns auf.

Im engen Kreise. Von Eva Gräfin von Baudissin.
Das Schicksal einer Frau, das sich mit den Ereignissen in einer kleinen Garnisonsstadt verknüpft, bildet den Stoff des fesselnd geschriebenen Romans, der außerdem noch die Schatten- und Lichtseiten des Offizierslebens in gesellschaftlicher Hinsicht zeigt.

Berechtigter Stolz? Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. Zwei Bände.
Während einer hitzigen Debatte im englischen Parlament sah man den Premierminister eifrig einen Roman lesen. Neugierige brachten heraus, daß das Buch, das den Minister in so hohem Grade fesselte, Mrs. Crokers „Berechtigter Stolz?" war. Court Journal.

